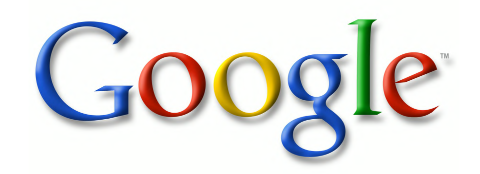
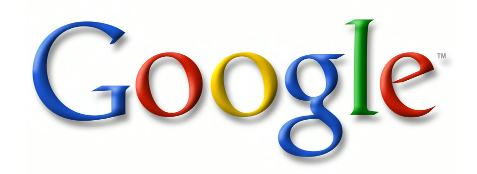





B 965,637



Goethes Werke.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1882.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Goethe.

Goethes Leben und Geistesentwicklung ist eine harmonisch fortschreitende Universalbildung, die auf den großartigsten Naturanlagen, unter liebevoller Begünstigung des Schicksals, kein Gebiet des Wissens, keine Kraft der Seele, keine Pflicht des Daseins vernachläßigend, die Individualität bis zur Stufe der Vollendung zu heben bemüht war und in steter Wechselwirkung mit der Bildung des deutschen Volkes, mehr gebend als empfangend, und das Empfangene reiner und vollkommener wieder erstattend, für Zeitgenossen und Nachkommen von unermeßlichem Einfluß und zum segensreichsten Schatze geworden ist. Während andere große Geister neben ihm frühzeitig aus ihrer Bahn entrückt wurden, war es ihm vergönnt, während einer über das gewöhnliche Maaß reichlich zugewogenen Lebensdauer die Wirkungen seines Strebens mitzuerleben und über die Grenze des irdischen Daseins hinaus den Reichthum seines Wesens fortwirken zu lassen. Er trat aus Lebenskreisen hervor, denen das Glück die beengende Noth und den verführerischen Ueberfluß fern gehalten, und wurde nie weiter in das thätige Leben geführt, als er es, ohne einseitig und ausschließlich zu werden, übersehen und beherrschen konnte. Innerhalb dieser wohlthätig begrenzenden Schranken fand er den festen Boden, auf den und von dem er wirken konnte, und während er die kleine Welt um sich her seiner inneren entsprechend zu gestalten vermochte, arbeitete er an der Gestaltung der großen weiten Menschenwelt, die in immer weiteren Kreisen seiner bildenden Kraft sich erfreut, auch da, wo sie das Walten derselben unmittelbar nicht gewahr wird.

Die Quellen für die Kenntniß seines inneren und äußeren Lebens fließen reicher, als bei irgend einem andern Menschen. Je vollständiger sie erschlossen werden, desto mehr gewinnt er. Ueberall ist der schöne Einklang seines Wesens wahrnehmbar. Während jede Einzelheit nur nach der Gesammtheit, der sie angehört, gewürdigt werden kann, kommt bei ihm kaum ein Zug vor Augen, der nicht das Gesammtbild neu belebte oder bestätigte. Kein Name hat die liebevolle Hingabe in dem Grade um sich versammelt, wie der seinige. Das Verlangen, diese unvergleichliche Menschennatur allseitig auf das klarste zu erkennen, das

sich, wie im genußvollen Studium seiner Werke, so in der Nachforschung nach allen Umständen seines inneren und äußeren Lebens kund gibt, beruht auf der anfänglichen Vorahnung und dann auf der allmählich erwachsenen Gewißheit, daß hinter dem Dichter und Forscher ein Mensch sichtbar werden müsse, dessen großer Gehalt in seinen Dichtungen und Forschungen nicht erschöpft sei, nicht einmal überall den schönsten Ausdruck gefunden habe. Doch stehen unter allen Quellen, aus denen die Kenntniß von Goethes Leben zu gewinnen ist, seine Werke in erster Reihe. Er hat in den zwanzig Büchern Dichtung und Wahrheit, der italienischen Reise, der Campagne am Rhein, in den Tages- und Jahresheften und in andern mehr gelegentlichen Ausführungen so viel schön verarbeitete Mittheilungen aus seinem Leben gemacht, daß man mit diesen und seinen übrigen Werken ein lebendiges Bild seines Strebens, Werdens und Wirkens dargestellt sieht, wenigstens ein Bild, wie es sich der rückschauenden Erinnerung späterer Jahre zeigte. Nur ist nicht zu übersehen, daß ihm dabei mancherlei Verschiebungen der Zeitfolge, mancherlei Verwechslungen früherer und späterer Denkungsart, mancherlei absichtliche Vertheilung andrer Schatten und Lichter unvermeidlich waren. Die genauere Erforschung seines Lebens hat sich deshalb zunächst nach der Sonderung der Dichtung von der Wahrheit umzusehen und sich an die gleichzeitigen Quellen zu halten, an die verschiedenen Gestalten der einzelnen Werke, wie sie der Zeit nach auf einander folgten, und an die Briefe von Goethe und seinen Zeitgenossen. In jenen Briefen, die von der Studienzeit in Leipzig bis in die letzten Wochen seines Lebens oft sehr reichlich vorliegen, spricht sich der Mensch aus, wie er auf dieser oder jener Stufe des Lebens wirklich war. Die aus diesen Quellen gewonnene Kunde widerspricht dem Bilde, das aus seinen Werken sich ergibt, nicht nur nicht, sondern vertieft dasselbe und läßt es lebendiger und reiner hervortreten. Doch ist auch bei der Benutzung dieser Briefe zu unterscheiden, ob Goethe nach Zeit und Umständen sich wirklich gab wie er war, oder wie er den Empfängern gegenüber erscheinen wollte. Da treten denn manche dieser Documente in ein andres Licht, als sie anscheinend haben. Den Frauen gegenüber ist er ein andrer, als im Verkehr mit den Männern, und auch gegen diese weiß er Ton und Inhalt sehr wohl abzuwägen, wie es sich für jeden paßt. Doch nie bis zu dem Grade, daß er ein wirklich Andrer würde, sondern nur in so weit, daß er die Form nach diesen Rücksichten wählt. Viele dieser Briefe, und manchmal sehr bedeutende, sind hier oder dort, an abgelegnen Orten verstreut, und wenige Freunde Goethes werden sich rühmen können, mit Sicherheit alles zu kennen, was in dieser Beziehung veröffentlicht ist. Unter den in größeren Sammlungen vereinigten Briefen

sind die wichtigsten die an die Leipziger Freunde, die Otto Jahn veröffentlicht hat, die wenigen Briefe aus der Straßburger Zeit, die S öll und A. Stöber sammelten, dann die Briefe an Herder, an Merck, an Kestner und Lotte, die Briefe an Lavater, an Knebel, die Gräfin Auguste Stolberg, Sophie von Laroche, an Jacobi und dessen Familie, an Karl August und besonders an Frau von Stein. Daran schließen sich dann die zahlreichen und reichhaltigen Briefe an Schiller, Zelter, Reinhard und Boisserée, an die Brüder Humboldt, in gewisser Beziehung auch die Briefe an den Staatsrath Schulz und mancherlei gelegentliche Correspondenzen geschäftlicher oder freundschaftlicher Art. Einige Gruppen wichtiger Briefe Goethes, namentlich aus seiner früheren Zeit, sind bisher noch nicht veröffentlicht, wie die an Behrisch, einige an Horn, Lerse, und besonders die Briefe an den hannöverschen Leibarzt Zimmermann. Auch die an die Enkelin der La Roche gerichteten Briefe sind noch nicht authentisch bekannt, denn was Bettina als Briefe Goethes veröffentlicht hat, ist erdichtet, und was uns neuerdings als authentisch gegeben worden, ist meistens nach Abschriften, nicht nach Originalen selbst veröffentlicht. Was in diesen Briefen mit goetheschen Gedichten übereintrifft, darf als untergeschoben angesehen werden. Vieles ist durch Unachtsamkeit der Empfänger oder Ungunst der Umstände verloren gegangen.

Die Briefe der Zeitgenossen an oder über Goethe haben verschiedenartigen Werth. Die der nahen und vertrauten Freunde, welche die Wahrheit sehen konnten und wollten, geben über äußere Dinge mannigfach erwünschte Auskunft und führen in das genauere Verständniß von Goethes Leben und Dichten trefflich ein. Ohne die Briefe von Karoline Flachsland, Wieland, des weimarischen Hofkreises würden sich manche Dichtungen Goethes weniger erschließen und mancher Punkt seines Lebens im Dunkeln bleiben. Sehr zu bedauern ist, daß die Briefe der Frau von Stein an Goethe, die trotz der Verordnung der Empfängerin nicht vernichtet sein sollen, nicht wenigstens so weit bekannt gemacht werden, wie sie sich unmittelbar auf Goethes Dichtungen beziehen. Manche Zweifel, die übrig bleiben, können erst gelöst werden, wenn das bisher hartnäckig verschlossen gehaltne Archiv des Goethehauses in Weimar geöffnet wird.

Zu den Hülfsmitteln für die genauere Erkenntniß Goethes sind auch die Stimmen der Zeitgenossen in den Journalen zu rechnen. Eine Zusammenstellung derselben, wie sie Varnhagen und Nicolovius unternahmen, würde, wenn sie nach umfassenderem Plane und aus reicheren Quellen geschähe, die wachsende Bedeutung, Anerkennung und Verehrung dieser genialen Erscheinung sehr gut veranschaulichen und die betrübende

Erfahrung bestätigen, daß selbst das entschiedenste Genie bei den lauen Lesern unter den Zeitgenossen nur widerstrebende Aufnahme findet. Der Maßstab der Beurtheilung wächst mit der größeren Production, und was vorher zu den ungeahnten Dingen gehörte, wird als ein längst Bekanntes vorausgesetzt, so daß die durch das neue Kunstwerk erweiterten Grenzen nicht mehr als Grenzen neuer Erwerbungen, sondern als Schranken des Schaffenden angesehen und gegen ihn geltend gemacht werden. Hat doch selbst die neueste Zeit noch nicht müde werden können, gegen Goethe aufzutreten mit Angriffen vom kirchlichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und menschlichen Standpunkte, die freilich ganz wirkungslos bleiben, es sei denn, daß sie dazu dienen, das Urtheil über die Gegner zu bestimmen.

Auf Grund dieser Quellen und Hülfsmittel sind mannigfache biographische Darstellungen erwachsen: die fleißige, freilich trocken und ganz äußerlich gehaltene von H. Döring, die wegen des aus Zeitschriften gesammelten Materials noch immer zu Rathe gezogen werden kann; tiefer drang H. Viehoff ein, dessen ausführlichere Arbeit freilich an sehr bedeutenden Irrthümern litt. Die beste Biographie lieferte J. W. Schaefer, den ein liebevolles Studium vor unbedingter Hingebung eben so glücklich bewahrte wie vor jedem Schein von Unbilligkeit; sein Werk hat kein anderes Ziel als die Wahrheit; die Darstellung ist anziehend und übersichtlich und bei der Enge des Raumes ist doch nichts Wesentliches übergangen. Eine meisterhafte biographische Skizze lieferte M. Bernays. Gleiches Lob kann ich dem englischen Werke von G. H. Lewes nicht ertheilen; die deutsche Uebersetzung von J. Frese ist besser als das Original, da die bei Lewes übersetzten Briefstellen aus den Quellen selbst aufgenommen sind und der in der Uebersetzung verloren gegangene Ton der frischen Ursprünglichkeit wieder hergestellt ist. Ueber die Vorlesungen, die Hermann Grimm über Goethe veröffentlicht hat, anerkennende Worte zu sagen, ist mir nicht gegeben. Man lernt daraus, was man vom Berliner Katheder den Hörern bieten darf, die leichter befriedigt zu sein scheinen, als Leser der Provinzen. Die unwürdige Behandlung Schillers in diesem Buche empört. Düntzers Goethebiographie stellt die erforschten Thatsachen trocken zusammen und gewährt ein dem Charakter der beigegebenen Holzschnitte entsprechendes Bild. Eine große erschöpfende Lebensbeschreibung Goethes, die das reiche Material völlig ausnutzt und über jedes einzelne Moment Auskunft gibt, fehlt noch. Um einzelne Epochen haben sich mehrere Forscher sehr verdient gemacht. Mit großem Fleiße hat der Freiherr Woldemar von Biedermann Goethes Leipziger Studentenzeit behandelt und Goethes spätere Beziehungen zu Leipzig nachgewiesen. — Der

vielfachen Schriften, in denen Goethe nach einzelnen Richtungen, als Naturforscher, als Philosoph, als Erzieher, als Geschäftsmann, Politiker, Aristokrat, Mensch, als Epiker, Dramatiker, Lyriker, Stilist, Verskünstler und Reimer, betrachtet wird, kann hier eben so wenig im Einzelnen gedacht werden, wie der zahlreichen selbstständigen und in Zeitschriften und Programmen zerstreuten Abhandlungen zur Erklärung einzelner Werke Goethes. Auch auf diesem Gebiete der Goetheliteratur zeichnet sich H. Düntzer durch unermüdlichen Fleiß aus.

Der Zweck der gegenwärtigen Skizze ist derselbe wie bei den ähnlichen Aufsätzen über Lessing und Schiller, nur daß hier die Grenzen enger gezogen werden mußten. Während die Skizze, so weit es möglich war, nichts geben will, was nicht aus den zuverlässigsten Quellen zu bewähren ist, und alles, was sie gibt, möglichst mit dem Wortlaut der Quellen selbst geben will, weil nur auf diese Weise sich der Ton der lebendigen Ursprünglichkeit und der wahren Treue erreichen läßt, ist sie durch den beschränkenden Raum gezwungen, manches nur leicht anzudeuten, was nicht unmittelbaren Bezug auf Goethes literarische Thätigkeit hat, und auch innerhalb dieser Schranken ist Goethe dem Dichter durchgehends größere Aufmerksamkeit gewidmet, als Goethe dem Forscher oder dem Geschäftsmanne. Immer aber ist die menschliche Eigenthümlichkeit Goethes in den Vordergrund gerückt, da ein Dichter von dieser ausgeprägten Individualität, der in jeder seiner dichterischen Gestalten nur in ihm selbst lebende Wesen und Gebilde seiner inneren Welt verkörpert, nicht verstanden werden kann, wenn man seinen menschlichen Gehalt nicht kennt.

Goethe stammt von Mutterseite aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie, von väterlicher Seite aus dem achtbaren Handwerkerstande. Sein Urgroßvater Goethe war Hufschmied zu Artern in Thüringen. Der Sohn desselben, Friedrich Georg Goethe, hatte sich dem Schneiderhandwerk gewidmet und war auf seiner Wanderschaft nach Frankfurt gekommen, wo er die Tochter eines Schneidermeisters Lutz, nachdem er das Bürgerrecht erworben, am 18. April 1687 heirathete und das Geschäft des Schwiegervaters übernahm. Aus seiner Ehe giengen fünf Söhne hervor. Der älteste, Bartholomäus, getauft am 20. März 1688, scheint früh aus Frankfurt ausgewandert zu sein; die Kirchenbücher gedenken seiner nicht weiter. Der zweite, Johann Jakob, geboren 9. December 1694, starb im 23. Jahre, am 8. September 1717; der dritte, Johann Michael, geboren 16. März 1696, blieb unverheirathet und starb am 4. März 1733; der vierte, Hermann Jakob, geboren 14. Mai 1697, wurde Zinngießer, trat am 8. Mai 1747 in den Rath und starb am 30. December 1761. Seine drei Söhne waren vor ihm gestorben

(Johann Friedrich, geboren 1728, starb 1733; Joachim, geboren 1732, starb gleichfalls 1733; Johann Kaspar, geboren 1737, starb 1742). Des Zinngießers jüngster Bruder, Johann Nikolaus, geboren 8. Juli 1700, starb im fünften Jahre, am 3. April 1705. Dieser Jüngste scheint der Mutter das Leben gekostet zu haben, da sie im Jahre 1700 starb. Nach ihrem Tode verheirathete sich der Wittwer 1705 mit der Wittwe Schellhorn, geborne Walther, mit der er Besitzer des Gasthofes zum Weidenhof und eines ansehnlichen Vermögens wurde, das er selbst kräftig vermehrte. Aus dieser zweiten Ehe giengen drei Kinder hervor, Anna Sibylla, geboren am 25. Juni 1706, starb schon am 13. des folgenden Monats; Johann Friedrich, geboren 23. September 1708, hatte kaum das 19. Lebensjahr vollendet, als er am 30. October 1729 starb; das dritte Kind, Johann Kaspar, geboren am 31. Juli 1710, verheirathete sich am 20. August 1748 mit Katharina Elisabeth Textor und war der Vater des Dichters. Elisabeth Textor, geboren am 19. Februar 1731, war eine Tochter des kinderreichen Johann Wolfgang Textor in Frankfurt, dessen Familie von einem Georg Weber in Weikersheim herstammte. Der Sohn dieses Georg Weber, Wolfgang, übersetzte den ehrlichen deutschen Namen ins Lateinische und nannte sich Textor; er war hohenlohischer Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein; sein Sohn Johann Wolfgang Textor vertauschte 1690 das Amt eines Vicehofrichters zu Heidelberg mit dem eines Consulenten und ersten Syndikus in Frankfurt, wo er am 27. December 1701 starb. Dessen Sohn, Christoph Heinrich, war kurpfälzischer Hofgerichtsrath und Advocat; er starb 1716 und hinterließ zwei Söhne, jenen Johann Wolfgang Textor, der, am 12. December 1693 geboren, 1734 in Frankfurt Schöff, 1738 und 1743 älterer Bürgermeister, 10. August 1747 Schultheiß wurde und am 8. Februar 1771 starb. Er war verheirathet mit Anna Margaretha (geboren 31. Juli 1711 in Wetzlar, gestorben am 18. April 1783), einer Tochter des Cornelius Lindheimer, Procurator des Kammergerichts in Wetzlar, dessen jüngere Tochter mit dem bekannten Schriftsteller Johann Michael von Loen verheirathet war. Johann Wolfgangs jüngerer Bruder, Johann Nikolaus, geboren 1703, Obrist und Stadtcommandant in Frankfurt, heirathete 1737 die Wittwe Katharina Elisabeth von Barkhausen, geborne von Klettenberg, die ihm 1756 durch den Tod entrissen wurde; er selbst folgte ihr 1765; sein Stiefsohn, Johann Karl von Barkhausen, war 1730 geboren. — Johann Wolfgang Textor hatte, außer der Tochter Katharina Elisabeth (Goethes Mutter) noch acht Kinder, von denen drei Söhne und eine Tochter in früher Jugend starben; die überlebenden waren Johanna Maria, geboren 1734, mit dem Handelsmanne G. A. Melber verheirathet; ferner Anna Maria, geboren 1738,

verheirathet mit dem lutherischen Prediger und Consistorialrath Johann Jakob Stark; sodann Johann Jost Textor, geboren 1739, Schöff und Senator in Frankfurt, und endlich Anna Christina, geboren 1743, verheirathet mit dem Stadtcommandanten Georg Heinrich Cornelius Schuler, die nach neunjährigem Wittwenstande 1819 starb. Goethe hat ihrer nirgends gedacht, wie er denn seines väterlichen Großvaters, der 1730 starb, nur gelegentlich als Besitzers des Weidenhofes, seiner Großmutter, die am 28. März 1754 begraben wurde, auch nur nebenher, seines Oheims, Hermann Jakob Goethe, des Zinngießers, nicht allein nicht gedenkt, ihn vielmehr gar nicht gekannt zu haben scheint, da er seinem Vater Gründe, um seinen Eintritt in den Rath unthunlich zu machen, beimißt, die er sonst nicht angeführt haben würde. Goethes Vater war der natürliche Erbe dieses seines Halbbruders und damit des Vermögens der ersten Frau seines Vaters, wie auch der zweiten, so daß das Gesammtvermögen unter acht Kindern auf ihn allein übergieng.

Goethes Vater wurde zum Gelehrtenstande bestimmt und auf dem Koburger Gymnasium vorgebildet. Er studierte in Leipzig die Rechte, promovierte in Gießen und praktizierte einige Zeit beim Reichskammergericht zu Wetzlar. Seine eigentliche Ausbildung gab ihm eine Reise, die er im Jahre 1740 durch Italien, Frankreich und Holland machte. Die Unlust über Reisebeschwerden und große Kosten, die er in einem zufällig erhaltnen Briefe aus Venedig ausdrückt, sind einer augenblicklichen, vorübergehenden Stimmung zuzuschreiben; die vielfachen Sammlungen, in denen sein erwachter und wohlausgebildeter Kunstsinn sich ebenso unzweifelhaft als ein Resultat der Reise zeigt; seine Vorliebe für Italien, dessen Sprache er sich angeeignet hatte und in der er seine noch vorhandene Reisebeschreibung abfaßte, und seine steten lebhaften Rückerinnerungen an alles Geschehene und Erlebte, stellen ihn von einer weit erfreulicheren Seite vor Augen, als jener gelegentliche Brief, in dem er übrigens auch neben den Alterthümern die hohe Stufe der Vollkommenheit anerkennt, welche die Kunst dort mehr als sonstwo erreicht habe. Bestrebt, sich über die Kreise, auf die ihn seine Geburt hinwies, in einer seinem Vermögen entsprechenden Weise emporzuschwingen, ließ er sich (am 16. Mai 1742) den Titel eines kaiserlichen Raths geben und warb um die Tochter des Schultheißen Textor, mit der er sich am 20. August 1748 verheirathete. Fortan widmete er sich seinen Studien, der Erziehung zunächst seiner Frau und dann seiner Kinder. Ein öffentliches Amt hat er niemals angenommen, wenn auch vielleicht aus andern Gründen, als denen, die Goethe in Dichtung und Wahrheit anführt. Er war ein ernster, verschlossener Mann, der nur aufthaute, wenn er von seiner Reise erzählte oder von seinen tief und innig geliebten Kin-

dern, für die er, wenn auch nicht ganz nach ihren Wünschen, die zärtlichste Sorge bethätigte und denen er, mehr als der Sohn gestehen mag, in allen billigen Dingen völlige Freiheit ließ. Zunächst unterrichtete er sie selbst, gab sie dann in eine öffentliche Schule, und nahm sie, als sie dort unter allerlei Rohheiten zu leiden begannen, wieder zurück und leitete mit einigen Fachlehrern ihren Unterricht selbst. Die Conflicte, in welche er mit Frau und Kindern gerathen sein mag, waren jedenfalls leichter Art und wurden von den letzteren tiefer genommen, als von ihm selbst. Goethes ganzes Leben bis zum Tode des Vaters (27. Mai 1782) zeugt von der tüchtigen, würdigen, nur für das Wohl und die Freude der Kinder thätigen Natur dieses trefflichen, leider immer aus vorgefaßten Meinungen geschilderten Mannes, dem der Sohn selbst nicht die gebührende Anerkennung gezollt zu haben scheint. Als er gestorben, riefen ihm Goethes Freunde in unbilliger Weise nach, er sei ‚abgestrichen‘, es sei der vernünftigste Streich, den er gemacht habe. Mit um so größerer Liebe und Bewunderung wurde von allen Seiten der Mutter Goethes begegnet, jener Katharina Elisabeth Textor, die als Frau Aja einen unvergänglichen Namen gewonnen hat und eine der herrlichsten Frauengestalten ihrer Zeit ist. Sie war siebenzehn und ein halbes Jahr alt, als sie dem mehr als zwanzig Jahr älteren Manne vermählt wurde. Das Kind entwickelte sich an der Hand des ernsten Mannes zur trefflichen und tüchtigen Hausfrau und Mutter; ihre frische, naiv-sinnliche Natur füllte das Haus mit Leben und Behagen; in der Sorge für den Gatten war sie musterhaft und jede damit verbundene Pflicht wurde ihr leicht; alles gieng ihr munter von der Hand; in alles, was über ihr Wesen hinaus zu liegen schien, wußte sie sich rasch und gut zu finden; die heitere Frankfurterin warf kräftige, kernige Worte in die Unterhaltung, mit denen man sich schon trug, bevor der Ruhm ihres Sohnes auf sie zurückstrahlte. Diesem glich sie in Augen, Geberden, Wohllaut der tönenden Stimme. Ordnung und Ruhe, so schildert sie sich selbst, waren die Hauptzüge ihres Charakters, daher that sie alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschluckte den Teufel, nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu begucken; lag dann alles wieder in den alten Falten, war alles Unebene wieder gleich, dann bot sie Dem Trotz, der sie in gutem Humor hätte übertreffen wollen. Sie rühmte sich der Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von ihr weggegangen, weß Standes, Alters oder Geschlechtes sie auch gewesen sei. Ich habe die Menschen sehr lieb, sagte sie, und das fühlt Alt und Jung! gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisire niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen,

überlasse die schlimme Dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt. Und ein ander mal rühmt sie, Gott habe ihr die Gnade gethan, daß ihre Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt habe, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Aeste weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer sei verschnitten und verstümmelt worden. ‚So fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andre meines Geschlechts. Dieses unverfälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele, Gott sei ewig Dank, vor Rost und Fäulniß.‘ — Die Ehe war mit vier Kindern gesegnet; außer dem Erstgebornen, dem Dichter, mit einer Tochter, Cornelie Friederike Christiane (geb. 7. December 1750, verheirathet am 1. November 1773 mit J. G. Schlosser, gest. 8. Juni 1777), und zwei Söhnen, von denen der ältere, Hermann Jakob (geb. 1752), im siebenten Jahre 1759, der jüngste, Georg Adolph (geb. 1760) schon im Jahre nach seiner Geburt starb.

Goethe wurde am 28. August 1749 geboren und schon am folgenden Tage, nach seinem Großvater Textor, Johann Wolfgang getauft. Ueber seine früheste Jugend hat er in Dichtung und Wahrheit so ausführlich und so anmuthig erzählt, daß hier nur darauf verwiesen werden kann. Die Eltern wohnten, bei aller Unabhängigkeit, im Hause der alten Goethe, deren hagre immer weiß und reinlich gekleidete Gestalt, deren sanftes, freundliches, wohlwollendes Wesen dem Dichter im Gedächtniß blieb. Er verlor die gute, mit der Schwiegertochter im Märchenerzählen wetteifernde Großmutter schon am 26. März 1754, in seinem fünften Jahre. Nach ihrem Tode begann Goethes Vater den längst beabsichtigten, aber in Rücksicht auf die Mutter verschobenen Umbau des Hauses am Hirschgraben, das er zu einem stattlichen, im Innern trefflich eingerichteten Gebäude zu machen verstand. Er konnte sich nun mit seinen Büchern, Mineralien, Gemälden, Kupferstichen und sonstigen Kunstsammlungen gemächlich ausbreiten und machte den besten Gebrauch von dieser Freiheit. In den Zimmern hiengen seine Andenken von der italienischen Reise und seine Bilder wurden durch neue, die er bei wackern Künstlern bestellte, mannigfach vermehrt. Diese Liebhabereien, die immerhin kostspielig waren, machten ihn im Uebrigen sparsam, so daß er den Vorwurf der Knauserei hat erfahren müssen. Doch hat es in seinem Hause zu keiner Zeit an gastfreundlicher Zuvorkommenheit gefehlt, da es sein Stolz war, als Privatmann es den angesehenen Verwandten in dem kleinen Freistaate, wenn auch nicht mit großen Gastereien und dergleichen leeren Vergnügungen, in gewisser Weise zuvor zu thun. Er nahm sich

sich, wie im genußvollen Studium seiner Werke, so in der Nachforschung nach allen Umständen seines inneren und äußeren Lebens kund gibt, beruht auf der anfänglichen Vorahnung und dann auf der allmählich erwachsenen Gewißheit, daß hinter dem Dichter und Forscher ein Mensch sichtbar werden müsse, dessen großer Gehalt in seinen Dichtungen und Forschungen nicht erschöpft sei, nicht einmal überall den schönsten Ausdruck gefunden habe. Doch stehen unter allen Quellen, aus denen die Kenntniß von Goethes Leben zu gewinnen ist, seine Werke in erster Reihe. Er hat in den zwanzig Büchern Dichtung und Wahrheit, der italienischen Reise, der Campagne am Rhein, in den Tages- und Jahresheften und in andern mehr gelegentlichen Ausführungen so viel schön verarbeitete Mittheilungen aus seinem Leben gemacht, daß man mit diesen und seinen übrigen Werken ein lebendiges Bild seines Strebens, Werdens und Wirkens dargestellt sieht, wenigstens ein Bild, wie es sich der rückschauenden Erinnerung späterer Jahre zeigte. Nur ist nicht zu übersehen, daß ihm dabei mancherlei Verschiebungen der Zeitfolge, mancherlei Verwechslungen früherer und späterer Denkungsart, mancherlei absichtliche Vertheilung andrer Schatten und Lichter unvermeidlich waren. Die genauere Erforschung seines Lebens hat sich deshalb zunächst nach der Sonderung der Dichtung von der Wahrheit umzusehen und sich an die gleichzeitigen Quellen zu halten, an die verschiedenen Gestalten der einzelnen Werke, wie sie der Zeit nach auf einander folgten, und an die Briefe von Goethe und seinen Zeitgenossen. In jenen Briefen, die von der Studienzeit in Leipzig bis in die letzten Wochen seines Lebens oft sehr reichlich vorliegen, spricht sich der Mensch aus, wie er auf dieser oder jener Stufe des Lebens wirklich war. Die aus diesen Quellen gewonnene Kunde widerspricht dem Bilde, das aus seinen Werken sich ergibt, nicht nur nicht, sondern vertieft dasselbe und läßt es lebendiger und reiner hervortreten. Doch ist auch bei der Benutzung dieser Briefe zu unterscheiden, ob Goethe nach Zeit und Umständen sich wirklich gab wie er war, oder wie er den Empfängern gegenüber erscheinen wollte. Da treten denn manche dieser Documente in ein andres Licht, als sie anscheinend haben. Den Frauen gegenüber ist er ein andrer, als im Verkehr mit den Männern, und auch gegen diese weiß er Ton und Inhalt sehr wohl abzuwägen, wie es sich für jeden paßt. Doch nie bis zu dem Grade, daß er ein wirklich Andrer würde, sondern nur in so weit, daß er die Form nach diesen Rücksichten wählt. Viele dieser Briefe, und manchmal sehr bedeutende, sind hier oder dort, an abgelegnen Orten verstreut, und wenige Freunde Goethes werden sich rühmen können, mit Sicherheit alles zu kennen, was in dieser Beziehung veröffentlicht ist. Unter den in größeren Sammlungen vereinigten Briefen

Frl. v. Klettenberg verlobt gewesen war und sie für eine Tochter Haekels aufgegeben hatte, dem menschenfeindlichen Herrn v. Reineck und dem wunderlichen alten Hofrath Hüsgen, der ‚auch in Gott Fehler entdeckte‘. Der Einfluß dieser Männer, die zum Theil in den ‚Bekenntnissen einer schönen Seele‘ wieder auftreten, war nicht gering; der eine wollte ihn zum Hofmann, der andere zum Diplomaten, der dritte zum tüchtigen Rechtsgelehrten bestimmen, um das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen vertheidigen, Unterdrückten beistehen und Schelmen allenfalls etwas am Zeuge flicken zu können. Mit diesem Wunsche stimmte der des Vaters überein, der den Sohn freilich auch in seinen früh erwachenden poetischen Liebhabereien gewähren ließ und selbst Freude an seinen Nachahmungen der geistlichen reimenden Dichter hatte, aber ihn zu ehrenvoller Laufbahn in der Vaterstadt tüchtig zu machen bestrebt war und ihn, da er selbst sehr tüchtige juristische Kenntnisse besaß, schon frühe und vielleicht zu vorzeitig in die Elementarkenntnisse der Rechtsgelahrtheit einführte. Als er ihn durch eigne und fremde Hülfe für hinlänglich vorbereitet hielt, die Universität mit Nutzen zu beziehen, bestimmte er ihn für diejenige, der er selbst seine juristische Bildung zu danken hatte, für Leipzig. Vor dem Abgange dahin wäre, wenn man Dichtung und Wahrheit folgen wollte, Goethes erster Neigung und seines Verhältnisses zu Gretchen zu gedenken, in der man eine Wirthstochter zu Offenbach hat erkennen wollen. Allein die kleine Idylle die mit einem kleinen tragischen Denkzettel abläuft, scheint auf dichterischer Ausschmückung des jungen Lebens zu beruhen, obgleich die Biographen sie auf Treu und Glauben angenommen und Dichter sie behandelt haben. Jugendbriefe Goethes sprechen von anderen Verhältnissen, werfen einen verachtenden Blick auf die Bemühungen, durch die er die Gunstbezeugungen einer W. erkauft habe, und gedenken einer knabenhaften Liebe zu einer Freundin einer Schwester, zu Charitas Meixner (geb. 27. Juli 1750), der Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, die er im Hause des Raths Moritz, bei dem sie zum Besuch war, hatte kennen lernen. Er schwärmte noch in Leipzig sich in eine Leidenschaft für die schöne Charitas hinein, aber der Mittelmann, den er erwählt hatte, um seine Gefühle auszudrücken, ein gewisser Müller, lachte über seine Seufzer und ließ sie unbestellt, weshalb sich Goethe in Vers und Prosa an einen Oheim des Mädchens, einen gewissen Trapp, wandte, der sich gefälliger erwies. Die Sprache, in der diese Briefe und Verse abgefaßt sind, erklärt die Leidenschaftlichkeit ‚dieser stürmischen Gefühle‘, ‚dieser brennenden Liebe‘, es sind französische Phrasen, die nur in so weit Beachtung verdienen, als sie Goethe auf diesem Gebiete kennen lehren und seine Neigung, sich im Alexandriner des Modevolks zu zeigen, bestätigen. Charitas aber wartete

nicht ab, daß er den Gipfel des Glücks und der Wissenschaft erstieg, um sie heimzuführen. Sie wurde am 8. Februar 1773 die Frau des Kaufmanns G. F. Schuler in Worms und starb am letzten Tage des nächsten Jahres.

Goethe hatte so eben das sechzehnte Lebensjahr vollendet, als er um Michaelis 1765 in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Frau, einer Tochter des medicinisch-poetischen Professors Triller in Wittenberg, die Reise von Frankfurt nach Leipzig antrat. Am Orte seiner Bestimmung nahm er seine Wohnung bei der Frau Straube im Hofe der großen Feuerkugel, demselben Gebäude, wo etwa zehn Jahre früher auch Lessing gewohnt hatte. Diese Wohnung behielt er die ganze Zeit seines Aufenthalts in Leipzig, und nur während der Messen und vielleicht auch in den Sommermonaten bezog er ein Stübchen in dem nahen Dorfe Reudnitz. Unter den Empfehlungsschreiben, die er mitbrachte, war eins an den Hofrath und Professor Böhme gerichtet, einen weder durch wissenschaftliche Leistungen noch sonst auf eine Weise bedeutenden Mann, der Geschichte, deutsche Reichshistorie und allgemeines Recht des deutschen Reichs vortrug und schon deßhalb sehr überrascht sein mußte, als Goethe ihm eröffnete, daß er sich anstatt den Rechten, den schönen Wissenschaften oder wenn man will der Philologie zu widmen beabsichtigte. Schon in Frankfurt hatte Goethe sich in diesem, vor dem Vater sorgfältig geheim gehaltenen Gedanken gefallen und noch an seinem letzten Geburtstage sich als ‚Liebhaber der Teutschen Wissenschaften‘ in das Stammbuch eines Freundes eingezeichnet. In diesem Sinne dachte er seine Leipziger Studien einzurichten. Böhme wiederrieth dies Vorhaben auf das Entschiedenste und wurde darin von seiner Frau, einer gebornen Görz, wacker unterstützt. Beide hielten es für durchaus erforderlich, eine Wissenschaft, die sich praktisch anwenden lasse, mit allem Ernst zu ergreifen, und vermochten wenigstens so viel über den jugendlichen Studenten, daß er, nachdem er am 19. October, als zur bayerischen Nation gehörig, immatriculiert war, sich zum Besuch der Vorlesungen über die Institutionen und zu Böhmes Collegien entschloß. In der Folge hatte es dann mit dem juristischen Studium gute Wege. Er hörte lieber philosophisch-mathematische und physikalische Vorträge bei Winkler, ein Colleg bei Ernesti über Ciceros Gespräche vom Redner und besonders die deutsche Literaturgeschichte bei Gellert, so wie er auch dessen Practicum besuchte. Er hatte sich dem berühmten Manne mit Vertrauen genähert, fand sich aber sehr bald enttäuscht, da er keiner eingehenden Theilnahme begegnete und seine schriftlichen Aufsätze Gellerts Billigung nur in geringem Grade erhielten. Schlimmer ergieng es ihm noch bei einem andern Dichter und Professor, Christian August Clodius, der, etwa ein

Jahrzehent älter als Goethe, sich eines gewissen Rufes als Dichter erfreute und in dem Goethe, schon im zweiten Semester, einen fördernden Berather zu finden meinte. Clodius aber verhielt sich den ihm vorgelegten Arbeiten gegenüber nur negativ; er corrigierte reichlich mit rother Dinte und machte die Fehler, wenigstens solche, die es in seinen Augen waren, bemerklich, ohne die Wege anzugeben, auf denen man zu dem Besseren gelangen könne. In einem Gelegenheitsgedichte, das Goethe zur Hochzeit seines Oheims Textor (17. Februar 1766) verfertigt und in dem er sehr reichlichen Gebrauch von der alten Mythologie gemacht hatte, tadelte Clodius die Einführung dieser alten Götternamen und Göttergestalten als eine müßige und kalte Spielerei, die schon veraltet und auf die Leser ohne bewegende Wirkung sei. So richtig diese Bemerkungen waren, so wenig behagten sie dem jungen Poeten, der nun seinerseits die Gedichte seines Lehrers mit um so schärferer Aufmerksamkeit betrachtete und bald entdeckte, daß Clodius sich für den mythologischen Apparat in der unmäßigen Einführung von Fremdwörtern und Umschreibungen abstracter Begriffe einen Ersatz geschaffen, der seinem alltäglichen Gedankengange einen Anstrich von Erhabenheit geben sollte und durch die tönenden Worte diesen Eindruck bei den ungeübten Lesern auch erzielen mochte. Goethe sammelte in einem kurzen Gedichte auf die ‚originellen' Kuchen des Kuchenbäckers Händel eine Reihe solcher bei Clodius üblicher Worte und machte die Manier dadurch lächerlich. Er gieng noch weiter, indem er das Lustspiel ‚Medon', das Clodius zum Verfasser hatte, durch einen Prolog parodierte (wie er es denn auch noch im Wilhelm Meister als Stück des Barons verspottete). Doch ergieng es ihm von anderer Seite auch nicht gerade tröstlich. Schon in Frankfurt hatte er eine Menge von Poesien verfaßt, von denen unter anderen ein ganzer Quartband geistlicher Gedichte genannt wird. Erhalten hat sich daraus nur das Gedicht auf die Höllenfahrt Christi, falls es echt ist. Unter den nach Leipzig mitgebrachten poetischen Arbeiten war auch eine begonnene Tragödie Belsazar, die nach dem Muster von Klopstocks Salomo in den damals noch wenig üblichen fünffüßigen Jamben geschrieben war und vermuthlich auch im Uebrigen sich an das Muster Klopstocks anschloß. Dergleichen Arbeiten mochte Goethe der Hofräthin Böhme mittheilen, zu der er oft eingeladen wurde und die sich gern mit ihm über seine Studien unterhielt, da sie, durch Kränklichkeit an das Haus gefesselt, meistens allein war und keinen besseren Zeitvertreib finden konnte, als den jugendlich strebsamen und empfänglichen Studenten in ihrem Sinne zu erziehen und zu bilden. Von ihr empfieng er zuerst einen Geschmack feineren Benehmens im Geiste der bekannten sächsischen Höflichkeit, zugleich aber ließ sich die gebildete und mit der Gabe der Rede wohl aus-

gestattete Frau in genauere Beurtheilung seiner Dichtungen ein, die dann eben so wenig Gnade vor ihr fanden wie die ganze Leipziger Poetenzunft, deren angelerntes falsches Wesen ihr keine sonderliche Theilnahme abgewinnen konnte. Indem sie dem jungen Freunde in dieser Weise das, was er hochschätzte, werthlos erscheinen ließ, gab sie ihm zwar klarere Anschauungen über den wahren Werth der Dichtung, flößte ihm aber gleichzeitig eine Verachtung des modernen Deutschen ein und daneben auch alles dessen, was er selbst gethan, so daß er die eigene Poesie vernichtete und sich der gedruckten Poeten gern entledigte, indem er ganze Körbe voll gegen wenige classische Autoren vertauschte. Um so entschiedener suchte er, da der poetische Trieb ihn nicht losließ, einen neuen eigenthümlichen Charakter seiner Dichtung zu gewinnen. Aus seinen Reflexionen über Neigungen und die Wandelbarkeit menschlichen Wesens entwickelten sich, immer von bestimmten Anlässen ausgehend, zunächst kleine Lieder, deren Charakter er als sittliche Sinnlichkeit bezeichnet. Dazu mitwirken mochte sein Verkehr mit einigen Männern, die ihn enger anzogen, als es bisher bei seinen Bekannten der Fall gewesen. Goethe hatte bei Beginn seines akademischen Lebens nach der damaligen Sitte, daß die Professoren für Studenten den Mittagstisch hielten, beim Professor Ludwig gegessen. Er gab den Tisch auf, als um Ostern 1766 J. G. Schlosser (sein nachheriger Schwager) nach Leipzig kam, der sein Mittagessen im Hause des Weinhändlers Schönkopf einnahm. Der dort versammelten Tischgesellschaft schloß sich Goethe an. Wie er bei Ludwig vorzugsweise über medicinische Gegenstände hatte reden hören und zum erstenmale mit neugierigem Auge auf diese Gebiete des Wissens geblickt hatte, ohne sich schon jetzt tiefer auf dieselben einzulassen, fand er im Hause Schönkopfs eine Gesellschaft, die ihm mehr zusagte. Durch Schlosser wurde er angeregt, sich in fremden Sprachen dichterisch zu versuchen, besonders in der englischen und französischen. Proben davon sind erhalten und zeigen eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Handhabung des fremden Idioms, doch konnte ihm diese Art der Gedankenmummerei nicht lange behagen. Größeren Einfluß als Schlosser gewann ein andrer Tischgenosse auf Goethe, Ernst Wolfgang Behrisch der als Hofmeister eines jungen Grafen v. Lindenau zwar wohl nicht an dem Mittagstische selbst Theil genommen haben wird, aber in den abendlichen Zusammenkünften selten fehlte und hier mit Goethe bald vertraut wurde. Männer, die Behrisch gekannt haben, versichern, daß er viel bedeutender gewesen, als Goethe ihn geschildert. Mag er immerhin sich darin gefallen haben, das Nichtige mit komischem Ernst zu etwas Wichtigem zu machen und das Ernsthafte leicht zu nehmen, so zeigt schon der lange fortgesetzte enge Verkehr zwischen ihm und Goethe, daß dieser

mehr als eine bloß negative Natur in ihm fand und ihn nicht lediglich wegen seiner Aeußerlichkeiten schätzte. Behrisch war es, der Goethe vom voreiligen Druckenlassen seiner jugendlichen Dichtungen zurückhielt und ihn dafür durch zierliche Abschriften erfreute. Wahrscheinlich war dieser Freund es auch, der Goethe auf innere Erfahrungen hinwies und ihn zu der so wirksam gewordenen Selbstbildung durch die Verwandlung des Erlebten in ein Bild anleitete, so wie er den elf Jahre jüngeren Freund den Zwiespalt zwischen der äußeren Achtung und dem inneren Werthe kennen lehrte und ihm in dieser Beziehung über das so heiter und friedlich erscheinende Leben und Treiben der Welt um sie her die Augen öffnete. Jedenfalls war in diesem Verhältniß Behrisch nicht der gewinnende Theil, da, als er seines Hofmeisterdienstes vielleicht nicht ohne seine Schuld entlassen wurde, der Vater seines Zöglinges dem Nachfolger ausdrücklich zur Pflicht machte, mit Goethe nicht umzugehen, angeblich aus Entrüstung über das Gedicht gegen Clodius. Durch Gellerts Vermittlung kam Behrisch in die Dienste des trefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau. Gellerts Theilnahme spricht ehrend für Behrisch, und die Oden, welche Goethe ihm nachsang, zeigen das damalige Verhältniß zwischen beiden reiner, als die Schilderungen in Dichtung und Wahrheit, die fast nur die lächerliche Seite hervorheben. Die Briefe, die Goethe ihm seit seinem Abgange schrieb, kaufte er, als Behrisch am 21. Oktober 1809 in Dessau gestorben war, zurück.

Von einigem, wenn gleich geringerem Einfluß war der Hofmeister eines jungen Freiherrn v. Friesen, Joh. Gottlieb Benjamin Pfeil aus Freiburg, Jurist, siebzehn Jahre älter als Goethe, durch schriftstellerische Versuche, die indeß ohne seinen Namen erschienen waren, schon einigermaßen berühmt. Goethe nennt ihn als Verfasser des Romans ‚Geschichte des Grafen P.‘, gedenkt aber der von ihm herrührenden ‚Moralischen Erzählungen‘ (1757) nicht, von denen eine ‚Der Wilde‘ von Mercier ins Französische übersetzt und als Uebersetzung bezeichnet wurde (1767), später aber ohne diese Bezeichnung in die übrigen moralischen Erzählungen Merciers Aufnahme fand und dann von fremder Hand ins Deutsche zurück übertragen wurde. Pfeil war ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und von großer Gutmüthigkeit, der Goethe eine ernste Neigung bewies und sein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte. Ansprüche dieser Art machte der um zwanzig Jahr ältere Gottlob Friedrich Krebel durchaus nicht; ein wahrer Falstaff, immer heiter und guter Dinge, kam es ihm nur auf einen Spaß an; er war immer bereit, mit Maßen zu necken und anzuregen. Den vollen Gegensatz bildete ein anderer Tischgenoß, Christian Gottfried Hermann, Sohn des Oberhofpredigers zu Dresden,

etwas über sechs Jahre älter als Goethe, der schon Ostern 1763 auf die Universität gekommen war, sich durch sanften Ernst, ruhigen Fleiß, Talent für Musik und Zeichnen, durch lehrreiche Unterhaltung und großes Wohlwollen gegen Goethe dessen Achtung und Zuneigung erwarb. Von geringer Bedeutung scheinen unter den Tischgenossen die Livländer gewesen zu sein, zwei Brüder v. Olderogge, wenn auch der ältere, Joh. Georg, in dem wenigen, was er sagte, Geist, große Gesinnung und gebildetes Urtheil verrathen haben soll; der jüngere, Heinrich Wilhelm, kleiner, aber von schöner Gesichtsbildung, sprach dafür desto mehr, aber auch Unpassendes und Unbesonnenes. Beide besuchten Goethe später in Frankfurt. Ein andrer Ostseeprovinzler, Magnus Giesebrecht v. Reutern, studierte seit Ostern 1767 in Leipzig und wird von Herder ein weiches Mädchenherz ohne Charakter genannt. Er setzte in der Folge einer Homburger empfindsamen Hofdame, Fräulein von Ziegler (Lila), Liebesgrillen in den Kopf und bekümmerte sich dann nicht weiter um das arme Geschöpf. — Der stillste unter diesen verschiedengearteten Tischgenossen war Fr. Ludwig Zachariä, und doch kein unwirksamer, da er die Veranlassung wurde, daß sein älterer Bruder, der Dichter des Renommisten, bei einem Besuche in Leipzig sich an Schönkopfs Tische einfand und es sich einige Zeit dort ganz wohl sein ließ. Der große, wohlgestaltete, behagliche Mann, der zwar seine Neigung für eine gute Tafel nicht verhehlte, im Uebrigen jedoch lebhaft und unterhaltend genug war, um Aufmerksamkeit zu erregen, gewährte Goethen vielleicht zum erstenmale den Anblick eines Dichters, bei dem Persönlichkeit und Leistung im Einklange stehen und der auch unabhängig von seinen poetischen Werken etwas zu bedeuten Anspruch machen darf. Der große Eindruck, den Zachariä auf den jungen Dichter machte, läßt sich in der etwas überschwänglichen Ode erkennen, die dem Heimgekehrten nachgesungen wurde. Ein späterer Freund Zachariäs, Joh. Joach. Eschenburg aus Hamburg, der seit 1764 in Leipzig studierte, ein schöner junger Mann, doch um etwa sechs Jahre älter als Goethe, zeichnete sich unter den Studierenden vortheilhaft aus, scheint jedoch in kein näheres Verhältniß zu dem Kreise getreten zu sein; er verließ schon 1767 die Universität, um eine Stelle am Carolinum in Braunschweig anzutreten. Unter den Männern, die sich in Leipzig aufhielten oder daselbst auf kurze Zeit verweilten, nennt Goethe den Kreissteuereinnehmer Weiße, heiter freundlich, zuvorkommend und von den jungen Leuten geliebt und geschätzt, von dessen Theaterstücken sie sich hinreißen ließen, obwohl sie dieselben nicht für mustergültig halten mochten. Weiße brachte eine Art von Abbild Shakespeares auf das Theater und gefiel besonders durch seine ‚Poeten nach der Mode‘ so wie durch seine von Hiller componierten Opern. Von

Goethe scheint er wenig Notiz genommen zu haben, da er ihn noch einige Jahre nachher nicht anders als nach der Leipziger Aussprache unter dem Namen Gede kennt. Ein Nachahmer Weißes im Singspiel war Daniel Schiebeler, 1741 in Hamburg geboren, der 1765 von Göttingen nach Leipzig kam und sich, mit Hülfe der Hillerschen Compositionen, durch seine Romanzen und seine Operette Lisuart und Dariolette einen schnell vorübergehenden Namen erwarb; er starb, nachdem er 1768 promoviert hatte, schon 1771 in Hamburg. Näher wurde die Verbindung mit Joh. Jac. Engel aus Parchim, der schon in Rostock studiert und promoviert hatte und seit 1765 das Studium der Philosophie und der Sprachen in Leipzig fortsetzte. Ein Freund Weißes und Garves, schwankte er zwischen den Richtungen beider, bildete aber seine Philosophie hauptsächlich für das Theater. Mit Goethe und Corona Schröter betheiligte er sich bei dilettantischen Theaterdarstellungen und spielte in Lessings Minna den Tellheim und in Diderots Hausvater den Comthur nicht ohne Verständniß und Erfolg. Zu Vorstellungen dieser Art fand sich im Schönkopfischen Hause selbst Gelegenheit. Dort wurde die Minna von Barnhelm gespielt und auch das beliebte, überall gespielte und gelesene kleine Stück von Krüger „Herzog Michael“, das man jetzt kaum noch aus Lessings Dramaturgie (St. 83) kennt, gelangte dort zur Aufführung. Goethe spielte darin die Titelrolle, den Knecht, der sich, wie Gleims Milchfrau, mit dem wuchernden Ertrage einer gefangenen Nachtigall in seinen Gedanken bereichert, zum Besitz eines Herzogthums gelangt und dann, als er in seiner lustigen Ausgelassenheit die Nachtigall entfliegen läßt, wieder der arme Knecht Michel ist. Bei den Aufführungen dieser Art, deren Leitung Schönkopf übernommen hatte, verkümmerte man sich den Genuß am Komödienspiel nicht sehr durch ängstliche Sorgen um Decoration und Requisite; die Nachtigall bestand in einem zusammengeknüpften Taschentuch und die Coulissen entsprachen dieser uranfänglichen Symbolik. Viel mehr Aufwand ließ man es sich schwerlich auch im Hause des Buchhändlers Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf kosten, mit dessen Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, Goethe sehr lebhaften Umgang hatte. Es wurden im Breitkopfischen Hause öfter dramatisierte Sprichwörter aufgeführt, wobei Goethe sich auszeichnete und auf lange hinaus im Hause ein Gedächtniß stiftete. Die beiden Söhne des Hauses, Bernhard Theodor und Christian Gottlob, standen mit Goethe in gleichem Alter und waren mit ihm zu gleicher Zeit immatriculiert; der ältere hatte künstlerische Anlagen und interessierte sich besonders für Musik, die durch ihn im Hause heimisch wurde; der jüngere war ein heitrer Lebemann und immer guter Dinge. Die beiden Töchter hatten das Gefällige des damaligen Leipziger Wesens und ließen sich

nicht ungern die Galanterien ihrer wechselnden Anbeter gefallen; die ältere, Theodore Sophie Constanze, war damals Dame des Herzens für Goethes Freund Horn; sie wurde mit ihrer jüngeren Schwester, Luise Marie Wilhelmine, an demselben Tage, 24. Januar 1774, getraut und zwar mit einem Dr. Oehme, der sich in der Folge von ihr scheiden ließ; sie starb 1819; die jüngere wurde mit dem Diakonus Netto aus Eisleben verheirathet, verlor ihren Mann, verheirathete sich wieder und starb 1790. Die lebenslustige Jugend des wohlhabenden Hauses zog Goethen in ihre zerstreuungsvollen Kreise, der sich dann zum Scherz und Ernst gern bereit finden ließ die geselligen Freuden zu mehren und mannigfaltig zu machen. Hier lernte er auch den im Hause wohnenden Arzt Reichel kennen, der ihm bald hülfreich werden sollte. Auch in einem andern Buchhändlerhause fand Goethe wohlwollendes Entgegenkommen. Phil. Erasmus Reich, der die Weidmannische Buchhandlung kräftig emporgearbeitet hatte und sich als alleiniger Inhaber derselben eines ansehnlichen Vermögens und allseitiger Achtung erfreute, sah allwöchentlich an einem bestimmten Abend die Gelehrten, Schöngeister und Künstler Leipzigs bei sich. Goethe besuchte diese Gesellschaften und blieb auch nach seinem Abgange von Leipzig mit dem trefflichen Manne in Verbindung. Durch Breitkopf hatte er auch die Componisten Löhlein und Hiller kennen lernen. Jener, der sich durch wechselvolle Schicksale durchgerungen, hatte die Stelle eines Musikdirektors in Weimar aufgegeben und sich in Leipzig wissenschaftlich auszubilden gesucht, und gab Musikunterricht; auch richtete er ein durch seine Schüler besetztes wöchentliches Liebhaberconcert ein. Mit Löhleins Composition erschien Goethes ‚Neujahrslied‘ in den Hamburger ‚Unterhaltungen‘. Johann Adam Hiller, der seit 1758 in Leipzig lebte und 1762 die großen Concerte erneuert hatte, war durch seine Liedercompositionen und die Musik zu Weißes Singspielen berühmt. Goethe besuchte ihn und wurde freundlich von ihm aufgenommen; doch wußte Hiller mit seiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit seiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden. Zwei Schülerinnen Hillers erregten Goethes musikalischen Enthusiasmus, zwei Gegensätze nach der äußeren Erscheinung und auch ihrer Kunst nach kaum zu vergleichen. Die kleine, körperlich vernachlässigte Schmehling mit ihrer umfangreichen, metallreinen sichern Stimme, damals kaum ausgebildet und doch von überwältigendem Ausdruck, war mit Goethe in demselben Jahre geboren und starb zwei Monate vor ihm. Corona Schröter, 1748 in Guben geboren, ersetzte die Mängel ihrer durch frühe Anstrengungen belegten Stimme durch Schule und inniges Gefühl. Durch die hohe schöne Gestalt, den Adel der Züge und das schöne redende Auge

war sie der Schmehling überlegen. Wenn beide in Concerten nebeneinander sangen, wußten die entzückten jungen Leute nicht, welcher sie den Preis geben sollten, und überschütteten beide mit dem lautesten Beifall. Mit der Schröter wurde Goethe gesellig bekannt, die tadellose Reinheit ihrer Sitten führte sie in die besten Familien; auch redliche Anbeter wies sie ab, deren Empfindungen Goethe zuweilen sein poetisches Talent geliehen haben will. Gedichte dieser Art sollen gedruckt ausgestreut sein. Ein zweifelhaftes veröffentlichten Hillers „Wöchentliche Nachrichten" 1767. An die Schmehling, später verehlichte Mara, will Goethe nach der Aufführung des Hasseschen Oratoriums ‚Helena am Calvarienberg' 1771 in Leipzig eine Strophe gerichtet haben, die er fünfzig Jahre später mit einer neuen wiederum widmete; 1771 war er aber nicht mehr in Leipzig und die Concertsängerin gieng damals in Dresden zum Theater über. Mit Corona Schröter, die als Kammersängerin nach Weimar kam, hatte Goethe späterhin noch vielfache Begegnungen. Sie starb, fast verschollen, am 23. August 1802 in Ilmenau.

Neben diesen musikalischen Kreisen zogen Goethe auch künstlerische an. Er hatte schon in Frankfurt, vom Vater dazu angehalten, sich im Zeichnen geübt. Um sich darin fortzubilden, nahm er bei Oeser Unterricht. Adam Friedrich Oeser, ein für Leipzig und für seine Zeit sehr bedeutender Künstler, 1717 in Preßburg geboren, war von Wien, wo er einen von der Akademie ausgesetzten Preis erworben hatte, vor dem meuchlerischen Dolch eines Mitbewerbers entflohen und hatte sich in und um Dresden, in enger Freundschaft mit Winckelmann, durchgeholfen und für die Classicität des Geschmacks ausgebildet. Nach dem siebenjährigen Kriege übernahm er das Directorium der in Leipzig errichteten Malerakademie, das er bis an seinen Tod im Jahre 1799 verwaltete. Er wohnte in der alterthümlichen Pleissenburg und hatte immer nur einen ausgewählten kleinen Kreis von Zeichenschülern, dem, als Goethe daran Theil nahm, ein Livländer, Fr. G. v. Lieven, und Karl August Freiherr v. Hardenberg aus Hannover (der spätere Fürst Staatskanzler), vielleicht auch der Zweibrücker Fr. Gervinus, der freilich erst Ostern 1768 die Universität Leipzig bezog, angehörten. Was Goethe in diesen Privatstunden und im sonstigen Verkehr mit Oeser, nicht sowohl an technischer Fertigkeit, als an Ausbildung seines Geschmacks gewann, hat er, bis ihm die Antike selbst in Italien lebendig wurde, stets dankbar anerkannt. Oeser war ihm, damals wie später, ein richtiger, verständiger kluger Mensch, der wußte, wie es auf der Welt aussah und was er wollte, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hatte, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebte. Fertigkeit oder Erfahrung vermochte

gestattete Frau in genauere Beurtheilung seiner Dichtungen ein, die dann eben so wenig Gnade vor ihr fanden wie die ganze Leipziger Poetenzunft, deren angelerntes falsches Wesen ihr keine sonderliche Theilnahme abgewinnen konnte. Indem sie dem jungen Freunde in dieser Weise das, was er hochschätzte, werthlos erscheinen ließ, gab sie ihm zwar klarere Anschauungen über den wahren Werth der Dichtung, flößte ihm aber gleichzeitig eine Verachtung des modernen Deutschen ein und daneben auch alles dessen, was er selbst gethan, so daß er die eigene Poesie vernichtete und sich der gedruckten Poeten gern entledigte, indem er ganze Körbe voll gegen wenige classische Autoren vertauschte. Um so entschiedener suchte er, da der poetische Trieb ihn nicht losließ, einen neuen eigenthümlichen Charakter seiner Dichtung zu gewinnen. Aus seinen Reflexionen über Neigungen und die Wandelbarkeit menschlichen Wesens entwickelten sich, immer von bestimmten Anlässen ausgehend, zunächst kleine Lieder, deren Charakter er als sittliche Sinnlichkeit bezeichnet. Dazu mitwirken mochte sein Verkehr mit einigen Männern, die ihn enger anzogen, als es bisher bei seinen Bekannten der Fall gewesen. Goethe hatte bei Beginn seines akademischen Lebens nach der damaligen Sitte, daß die Professoren für Studenten den Mittagstisch hielten, beim Professor Ludwig gegessen. Er gab den Tisch auf, als um Ostern 1766 J. G. Schlosser (sein nachheriger Schwager) nach Leipzig kam, der sein Mittagessen im Hause des Weinhändlers Schönkopf einnahm. Der dort versammelten Tischgesellschaft schloß sich Goethe an. Wie er bei Ludwig vorzugsweise über medicinische Gegenstände hatte reden hören und zum erstenmale mit neugierigem Auge auf diese Gebiete des Wissens geblickt hatte, ohne sich schon jetzt tiefer auf dieselben einzulassen, fand er im Hause Schönkopfs eine Gesellschaft, die ihm mehr zusagte. Durch Schlosser wurde er angeregt, sich in fremden Sprachen dichterisch zu versuchen, besonders in der englischen und französischen. Proben davon sind erhalten und zeigen eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Handhabung des fremden Idioms, doch konnte ihm diese Art der Gedankenmummerei nicht lange behagen. Größeren Einfluß als Schlosser gewann ein andrer Tischgenosse auf Goethe, Ernst Wolfgang Behrisch der als Hofmeister eines jungen Grafen v. Lindenau zwar wohl nicht an dem Mittagstische selbst Theil genommen haben wird, aber in den abendlichen Zusammenkünften selten fehlte und hier mit Goethe bald vertraut wurde. Männer, die Behrisch gekannt haben, versichern, daß er viel bedeutender gewesen, als Goethe ihn geschildert. Mag er immerhin sich darin gefallen haben, das Nichtige mit komischem Ernst zu etwas Wichtigem zu machen und das Ernsthafte leicht zu nehmen, so zeigt schon der lange fortgesetzte enge Verkehr zwischen ihm und Goethe, daß dieser

an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte', war auf ihn nicht wirksam. ‚Der materielle Eindruck ist es, fügt er diesem Bekenntniß hinzu, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.' Indessen stellt er sich in den Gesprächen, die er auf der Galerie führte, schon weit über diesen Eindruck hinaus dar, da ihn vorzüglich solche Dinge anzogen, bei denen der Pinsel über die Natur den Sieg davon getragen, der Maler durch Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, Teint des Ganzen die Wirklichkeit zum Kunstwerk erhoben hatte. Es mögen also andere Gründe gewesen sein, als die ausgesprochenen, die ihn von dem Anschauen der Antiken und der Italiener, deren Werth er auf Treu und Glauben angenommen oder auf sich will haben beruhen lassen, für dasmal fern hielten; daß er sie nicht gesehen, geht auch aus späteren Bekenntnissen hervor, nach denen er zunächst in Mannheim sich ihnen näherte.

Es würde auch noch seiner Beschäftigung mit Radieren und Holzschneiden zu gedenken und der Künstler wie Geysers, Bauses, Stocks, zu erwähnen sein, mit denen ihn diese Neigungen zusammenführten; allein beide Arten der Kunst waren ihm nur eine Veränderung in den Mitteln, die Wiedergabe der Natur sich zu erleichtern, und unter den genannten Männern war keiner, der auch nur annähernd einen solchen Einfluß auf ihn ausgeübt hätte wie Oeser. Auch in den Sammlungen der begüterten Leipziger, Winklers, Richters, Kreuchauffs und Michael Hubers, zu denen ihm der Zutritt erleichtert war, suchte er mehr die Belehrung durch die Gespräche über die Gegenstände, als diese selbst. Und jene Kenner, die keine Vorliebe für die Gegenstände zeigten, weder für weltliche noch geistliche, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose, bei denen immer nur die Frage nach den Kunstgenüssen war; die nur die Schule in Betracht zogen, aus welcher der Künstler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und den Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht — jene einsichtigen Männer mußten ihn in der Erkenntniß des Künstlerischen rascher und richtiger fördern, als es ihm mit seinem hellen, aber vom Stoff befangenen Auge allein möglich gewesen wäre. Und so hatte die Universität, wo er selbstgeständlich die Zwecke seiner Familie, ja seine eigenen versäumte, ihn in demjenigen begründet, worin er die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte, in den künstlerisch-ästhetischen Dingen, die ihm und uns in ihm wichtiger waren, als seine juristische Ausbildung für einen Dienst in der kaiserlichen Republik Frankfurt.

Doch auch in einer andern Beziehung hatte das Leipziger Leben ihn gefördert. Seine menschliche Entwicklung war in dem Verkehr mit

Frauenzimmern verschiedener Art fortgeschritten. Die Hofräthin Böhme war am 17. Februar 1767 nach langer Krankheit gestorben und hatte ihn in der letzten Zeit nicht mehr annehmen können. In ihr verlor er eine mütterliche Freundin, als er schon längst Freundinnen gefunden, die seiner Jugend besser zusagten. Wenn gleich sein Verhältniß zu Friederike Oeser, der Tochter des Künstlers, und zu Käthchen Schönkopf, der Tochter seines Speisewirthes, die Wichtigkeit nicht hat, die ihm gewöhnlich zugeschrieben wird, so ist es doch von Interesse, zu sehen, wie der junge Goethe sich schon frühe in verwickelten Verhältnissen zu benehmen wußte. Er spielte mit den Jugendflammen so ernsthaft, daß man übersehen konnte, es sei nur ein jugendliches Spiel in einer Zeit und einer Stadt, wo die Galanterie zur gewohnten Lebensordnung gehörte. Schon im Sommer 1766 fand Horn aus Frankfurt, der seit Ostern in Leipzig studierte, seinen Freund Goethe auffallend verändert, dessen Sitten und Betragen himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Bei seinem Stolze war er auch zum Stutzer geworden; alle seine Kleider, so schön sie waren, verriethen einen närrischen Geschmack, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnete. Mochte man ihm seine Thorheit vorhalten, so viel man wollte, es war ihm alles einerlei. Sein ganzes Dichten und Trachten war nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er machte sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hatte sich, bloß weil es die Fräulein gern sah, solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei denen man unmöglich das Lachen unterdrücken konnte. Einen Gang hatte er angenommen wie ein Rector magnificus, dem die vier Facultäten folgen. Und dabei war seine Dulcinea die abgeschmackteste Creatur von der Welt; ein coquettes Lärvchen mit hochmüthigem Betragen war alles, womit sie ihn bezauberte. So erschien er dem Freunde, der sich alle Tage mit ihm zankte, ohne daß Goethe bös auf ihn wurde. Dem mochte es auch ziemlich gleichgültig sein, was über ihn für Ansichten umliefen, da er wußte, daß sie irrig waren. Denn die Aufklärung blieb nicht aus. Seine Liebe war, ‚obgleich immer traurig, doch nicht strafbar', wie Horn sonst geglaubt hatte. Goethe liebte, allein nicht jene Fräulein, sondern ein Mädchen, das unter seinem Stande war, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte, einnehmende Miene, viel Freimüthigkeit ohne Coquetterie, ein sehr artiger Verstand, ohne besonders sorgfältige Erziehung. Er liebte sie sehr zärtlich mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich wußte, daß sie nie seine Frau werden könne. Um nun den Verdacht wegen solcher Liebe von sich abzulenken, hatte er die Miene ange-

nommen, als liebe er jenes Fräulein, und wurde darüber in Gesellschaften wohl auch geneckt. So berichtete Horn in Goethes Auftrage an einen gemeinschaftlichen Freund in Frankfurt und fügte hinzu: ‚Goethe hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, als man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt.‘ Diese ‚Entdeckungen‘ bestätigt der siebzehnjährige Goethe in einem Briefe (1. October 1766) vollständig und fügt hinzu: ‚Du wirst daraus gesehen haben, daß dein Goethe noch nicht so bestrafenswerth ist als du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt du denken wenn du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsdenn meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe die die Menschen erfunden haben, um Leute die es nicht verdienen mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen der denkt. Ich liebe ein Mädgen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädgens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtrefliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest du nur dieses fürtrefliche Mädchen kennen, du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja sie ist des grösten Glücks werth, das ich wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen.‘ Wer unter jenem ‚gnädigen Fräulein‘ und unter jener W. zu verstehen ist, bleibt ungewiß, daß aber unter ‚meiner S.‘ niemand anders als Anna Katharina Schönkopf gedacht werden kann, scheint ausgemacht. Käthchen, wie sie im Hause hieß, oder Aennchen, wie Goethe sie nennt, war drei Jahre älter als er, ein muntres aufgewecktes Geschöpf, das sich die Galanterien, die ihr von den Tischgenossen des Hauses dargebracht wurden, nicht sonderlich zu Herzen nahm und ihren mädchenhaften Muthwillen mit den jugendlichen

Verehrern trieb, sie lieber quälte, als sich von ihnen quälen ließ. Bald nach seinem Abgange von Leipzig fand Goethe sie in ihren Briefen ‚noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von der falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten.‘ Aber trotz dieser liebenswürdigen Grausamkeiten war es ihm eine der größten Freuden, ihre Lebhaftigkeit, ihre Munterkeit, ihren Witz zu sehen, mochte derselbe so leichtfertig, so bitter sein als er wollte. Diese Schilderungen stimmen wenig zu dem Bilde, das Goethe in Dichtung und Wahrheit entwirft, als sei er, um das Einförmige des Verhältnisses mannigfaltiger zu machen, auf den Einfall gerathen, das liebe Kind mit Grillen und Eifersüchteleien zu martern, bis sie sich von ihm weggewandt, ihn verlassen habe. Zwar bekennt er auch in den Briefen, daß er sich unzufrieden, launisch, verdrießlich gezeigt, aber nur deshalb, weil Käthchen ihn gequält habe, und in der Epistel an Friederike Oeser sagt er, daß sein böses Mädchen ihn geplagt habe und er vor Verdruß aus der Stadt gelaufen sei. Er sah sich damals wenigstens nicht für den schuldigen Theil an, und wenn das kleine Schäferspiel ‚Die Laune des Verliebten‘, wie er versichert, aus diesem Verhältnisse erwachsen, nicht lediglich aus dem Wetteifer mit Gellerts Schäferspiel ‚Das Band‘ hervorgegangen ist, so sind wenigstens die Rollen ziemlich umgetauscht worden, und der im Leben Gequälte erholt sich an den Qualen, die er einem lieben Kinde in der Komödie bereitet, was in der Wirklichkeit zu thun ihn sein weiches liebevolles Herz ohnehin verhindern mußte. Was das Wegwenden Käthchens von ihm, ihr Verlassen betrifft, so ist es auch damit nicht so genau zu nehmen. Goethe blieb mit ihr noch einige Zeit im Briefwechsel und sagte ihr darin auch mancherlei Artigkeiten, aus denen man eine ‚leidenschaftliche Liebe‘ herausgelesen, die aber in Käthchens Augen mehr den Charakter der Neckerei zeigen mußten. Als sie sich im Mai 1769 mit einem jungen Juristen, Dr. Kanne verlobt hatte, den sie am 7. März des nächsten Jahres heirathete, schreibt Goethe ihr zwar, sie könne sich vorstellen, was er dabei fühle, was er für eine Freude darüber habe, wenn sie sich noch vorstellen könne, wie sehr er sie liebe; aber, abgesehen von der Doppeldeutigkeit dieser Worte zeigt der Brief im Uebrigen kein sonderliches Herzeleid über die Verheirathung eines Mädchens, dem er seine Hand zu geben niemals gesonnen gewesen. Noch weniger als das Verhältniß zu dem neckischen Käthchen hat das zu Friederike Oeser zu bedeuten. Friederike, ein Jahr älter als Goethe, war nicht schön und hatte früh schon gewußt, daß sie es nicht war; sie suchte sich dafür in andrer Weise Ersatz zu schaffen und arbeitete energisch an ihrer Selbstbildung, ohne ihre Munterkeit darüber zu verlieren.

Goethe rühmt ihre Einsicht, ihren Witz, ihr kluges, aufgewecktes Wesen und scheint, außer durch diese Eigenschaften, von ihrer harmonischen Stimme angezogen zu sein. Er konnte sich eingehend mit ihr über poetische Dinge unterhalten, besuchte mit ihr Concerte und Theater und war oft auf dem Landsitze ihres Vaters in Dölitz. Auch sie gieng nicht sehr barmherzig mit ihm um und lachte ihn aus, wenn er klagte, jedenfalls besser und ihm im Grunde auch erwünschter, als wenn sie ihn in seinen hypochondrischen Vorstellungen bestärkt hätte. Ihr Plappermäulchen stand nicht leicht still und schlug auch dann keinen schwermüthigen Ton an, als Goethe einer ernsten Gefahr kaum entronnen war.

Nach der Dresdener Reise, im August 1768, wachte er eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf, hatte aber noch so viel Kraft und Besinnung seinen Stubennachbar, einen stillen armen Studenten der Theologie, Namens Limprecht, zu wecken. Der Arzt Reichel wurde herbeigerufen, der ihm aufs freundlichste hülfreich ward. Er schwankte mehre Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Was ihn in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, zu sehen, wie viel vorzügliche Männer ihm unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. ‚Unverdient, sagt er, denn es war keiner darunter, dem er nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre; keiner, den er nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja, den er nicht im Gefühl seines Unrechts eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies alles war vergessen; sie behandelten ihn aufs liebreichste und suchten ihn theils auf seinem Zimmer, theils sobald er es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen; sie fuhren mit ihm aus, bewirtheten ihn auf ihren Landhäusern, und er schien sich bald zu erholen.‘ Unter den Freunden, die sich seiner Pflege annahmen, thaten sich besonders Dr. Hermann, der nachherige Burgemeister von Leipzig, und Georg Gröning aus Bremen hervor, der seit Ostern 1768 in Leipzig studierte (starb 1825). Diese Beiden nennt Goethe neben ‚Freund Horn, der seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ;‘ neben ihnen Ernst Theodor Langer, den neuen Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, der sich eine umfassende Gelehrsamkeit durch Selbststudium erworben hatte (geb. 1743 zu Breslau, starb 1820 als Lessings Nachfolger an der Wolfenbüttler Bibliothek) und Goethes fieberhaften Heißhunger nach Kenntnissen durch deutliche Uebersichten zu stillen suchte. Goethe berichtet zugleich, der neue Freund habe ihn auf religiöse Bahnen zu leiten sich bemüht, was wohl mehr auf den stubennachbarlichen Theologen Limprecht anwendbar

sein möchte. Diesem von Goethe nirgend genannten Freunde, der sich kümmerlich durchhelfen mußte und durch ein Augenleiden noch bedauernswürdiger erschien, bewahrte er dennoch ein treues dankbares Angedenken, sandte ihm von Straßburg aus Unterstützung und wunderte sich dabei, wie Limprecht ihn habe ertragen können: ‚Nicht meine Krankheit mein ich; das war ein Liebesdienst und Liebesdienste werden niemals sauer; aber wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimmt michs Wunder, wie mich jemand hat ertragen können.‘ — Goethe redete sich nach der leiblichen Genesung ein, er habe die Lungensucht und müsse jung sterben. Als er zum erstenmale wieder nach Dölitz kam und Friederike Oeser sein Leid klagte, wollte sie sich zu Tode lachen, wie ein Mensch die Carricaturidee haben könne, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben. Ihm schien die Sache nicht so lächerlich, wenigstens für ihn nicht; doch ließ er sich gern einbilden, es sei alles nur Einbildung. Er gieng, wenn auch nicht ruhig, doch beruhigter fort. Auch Käthchen hatte ihm die Grillen lächerlich gemacht. Von ihr gieng er ohne Abschied zu nehmen; er kam bis auf den Hausflur, wagte aber die Treppe nicht hinaufzusteigen und reiste am nächsten Tage, am 28. August 1768, neunzehn Jahr alt, von Leipzig zurück in die Heimat.

Der Weg dahin mag ihm nicht leicht geworden sein. Ungern verließ er Leipzig, wo er, alles Mißbehagens im Einzelnen ungeachtet, ein Leben voll Anregungen geführt und die Freiheit in vollem Maße genossen hatte. Jetzt mußte ihm die ernste Gestalt des strengen Vaters, das bekümmerte Antlitz der lieben Mutter vor die Seele treten. Den Gewinn seines akademischen Lebens konnte er jenem nicht aufzeigen, und was sollte er dieser sagen, wenn sie sein krankes Gesicht fragte, wie er seine Jahre in Leipzig verbracht habe? Er wurde besser aufgenommen, als er erwarten durfte. Dem Vater konnte es freilich nicht lange verborgen bleiben, daß es ihm mit den juristischen Studien nicht ernst gewesen. Einstweilen aber überwog die Sorge um seine Gesundheit alles andre. Vorwürfe wurden zurückgehalten, zeigten sich höchstens im Schweigen; ‚der Vater stimmte seine Laute länger als er darauf spielte‘; die Mutter war um den Sohn und zugleich um den eigenen Vater besorgt. Der alte Schultheiß Textor war an der einen Seite vom Schlage gelähmt, zwar ziemlich wieder hergestellt, konnte aber mit der Sprache noch nicht fort. Er erholte sich niemals wieder völlig und starb am 8. Februar 1771. — Goethe selbst befand sich allmählich besser, nur daß er seine Schwindsuchtssorgen nicht überwinden konnte. Zwölf Tage nach seiner Ankunft schrieb er, am 13. September, an Oeser, Anverwandte, Freunde und Bekannte seien über ihn theils erfreut, theils verwundert, alle aber

bemüht, dem neuen Ankömmling, dem halben Fremdling gefällig zu sein und ihm eine Stadt, die zu sehr Antithese von Leipzig sei, um viel Annehmlichkeiten für ihn zu haben, durch einen freundschaftlichen Umgang erträglich zu machen. Er wolle sehen, wie weit es damit glücke; einstweilen könne er nichts sagen; er sei zu zerstreut und mit seiner neuen Einrichtung zu sehr beschäftigt, als daß sein Herz für das was er verloren habe, und für das was er in Frankfurt wiederfinde, viel Empfindung haben solle. Seine Krankheit liege, nach dem Ausspruch seiner Aerzte, nicht sowohl in der Lunge, als den dazu führenden Theilen und scheine sich täglich zu bessern. Inzwischen suchte er sich in das Frankfurter Leben wieder einzugewöhnen; es gieng ihm freilich schwer ein; der Vergleich mit Leipzig drängte sich immer wieder auf und fiel, namentlich was den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte betraf, sehr zum Nachtheil der Vaterstadt aus. Nicht bloß in den Briefen an die Freundinnen, denen er damit eine Courtoisie könnte erweisen wollen, klagt er, daß sich mit den Frankfurterinnen kein Discours führen lasse; auch wenn ihn akademische Freunde, wie die Brüder v. Olderogge (am 27. October) besuchten, pries er das vergnügliche Leipzig, schalt über den Mangel an Geschmack in Frankfurt, auf die stupiden Bürger und nannte die jungen Mädchen unausstehlich, und diese Freunde mußten ihm selbst in Gegenwart der Schwester, die solche Klagen jeden Tag mitanhörte, in so weit Recht geben, daß Goethe hier eine gewisse Anmuth, einen gewissen Zauber des Betragens vermissen könne. — Die Kur gieng dabei fort und suchte das erschlaffte Nervensystem zu heben. Anfangs November fieng die Gesundheit an, wieder etwas zu steigen, und doch war sie noch nicht viel übers Schlimme. Die Kunst war, wie sonst, seine Hauptbeschäftigung, ob er gleich mehr darüber las und dachte, als selbst zeichnete. Die Gesellschaft der Musen und eine fortgesetzte schriftliche Unterredung mit seinen Freunden werde ihm, dachte er, den Winter ein kränkliches einsames Leben angenehm machen, das ohne sie einem Menschen von zwanzig Jahren eine ziemliche Folter sein möchte. Er begann auch zu arbeiten und war am 16. November nach Corneliens Zeugniß, an einer neuen Komödie, wahrscheinlich der ‚Laune des Verliebten', die erst in Frankfurt ausgearbeitet wurde, beschäftigt. Dann sah er sich wieder in den zwar kleinen, aber ausgesuchten Cabinetten Frankfurts um und wußte es Oeser Dank, daß er ihn gelehrt habe, wie man sich umsehe. Er predigte den guten Geschmack. Richtete er gleich nicht viel aus, so lernte er doch immer dabei, und wenn es auch nur die Erfahrung war, daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefdenkende spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaft mit dem guten Geschmack sehr heterogen sind. Ueber den litera-

rischen Geschmack konnte er nichts Erbauliches sagen. Die Frauenzimmer — denn schon damals lasen die Männer dergleichen kaum — liebten sehr das Erstaunliche, vom Schönen, Naiven, Komischen hielten sie weniger. Deßwegen waren alle Meerwunder, Richardsons Grandison, Beaumarchais' Eugenie, Fenouillots de Falbaire Galeerensclave und wie die ganze phantastische Familie hieß, in großem Ansehen, von Thümmels Wilhelmine dagegen war in keiner Damenbibliothek ein Exemplar aufzutreiben.

So ließ sich der Winter doch leidlich genug an. Allein bald kam ein harter Schlag. Am Geburtstage seiner Schwester, 7. December, wurde er von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt. Die Mutter schlug in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand: ‚Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.‘ (Jerem. 31, 5.) Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche. Indeß für den Moment war die Besorgniß um den Kranken außerordentlich groß. Vergebens suchte man ihm einige Linderung und Ruhe zu verschaffen. Zwei Tage hielt dieser schreckliche Zustand an, dann wurde dem Kranken etwas besser, doch konnte er sich noch keine Viertelstunde aufrecht erhalten. Sein Zustand erregte allgemeine Theilnahme; wo die Schwester sich in Gesellschaft zeigte, drängte sich alles um sie, Freunde und Freundinnen, um von seinem Befinden Nachricht zu erhalten. Volle drei Wochen kam er nicht aus der Stube und fast niemand besuchte ihn, als sein Arzt, der Dr. Metz, der ein liebenswürdiger Mann war. Er findet es selbst närrisch, daß er verdrießlich gewesen, als er in muntrer Gesellschaft gelebt, und nun lustig wurde, da er sich von aller Welt verlassen sah. Denn selbst während seiner Krankheit fand seine Familie, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige ihn zu trösten, den Trost in seiner Munterkeit. In einem ‚Anfall von großer Narrheit‘ machte er das ‚Neujahrslied‘ (‚Wer kommt, wer kauft von meiner Waar?‘) und ließ es drucken. (Später erschien es mit Löhleins Composition im Decemberheft 1769 der Hamburger Unterhaltungen.) Uebrigens zeichnete er viel, schrieb Märchen und war mit sich selbst zufrieden. Seine Lunge war so gesund wie möglich, aber am Magen saß etwas. Um ihn aufzurichten, wurde ihm zu einer angenehmen vergnüglichen Lebensweise Hoffnung gemacht. Sobald er wieder besser sein würde, sollte er eine Reise nach Frankreich antreten. Als er wieder ausgehen durfte, gab ein Freund des Hauses, der Rath Moritz, um das frohe Ereigniß seiner Genesung zu feiern, ihm bald nach Neujahr 1769 eine Gesellschaft. Nicht lange nachher trat ein neuer Anfall der Krankheit ein; er mußte wiederum vier Wochen das Zimmer hüten, verlor aber seine

gute Laune nicht, machte eine Farce, die ehestens unter dem Titel ‚Lustspiel in Leipzig‘ erscheinen sollte (vielleicht ‚die Mitschuldigen‘ oder auch die ‚Laune des Verliebten‘, die beide in die Zeit nach der Heimkehr fallen, nicht schon in Leipzig geschrieben sind). Was er von neueren Dichtungen während der Zeit zu Gesichte bekam, konnte ihn nicht erfreuen. In dem Urtheile z. B. über die Bardenpoesie zeigt er eine so tiefe Grundverschiedenheit von dem herrschenden der Zeit, daß es eine Freude ist, den Neunzehnjährigen das Urtheil der Geschichte vorweg nehmen zu sehen: „Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge! Ey da fischt immer! Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Mut aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lange währt, die Monotonie des Sylbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehen. Gleim und Weiße und Geßner in Einem Liedchen, und was drüber ist, hat man satt. Es ist ein Ding, das gar nicht interessiert, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben. Forcierte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht. Und was geht mich der Sieg der Deutschen (über Varus) an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, oh! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht.‘ So schreibt er der Tochter seines Oeser, dessen Lehren in der Einsamkeit und Stille, zu der ihn die Krankheit verurtheilte, erst jetzt recht aufzugehen anfiengen. Er philosophierte über Schönheit, die ihm nicht Licht, nicht Nacht, die eine Dämmerung, eine Geburt der Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding ist, in deren Reiche ein Scheideweg liegt, so zweideutig, so schielend, daß ein Herkules unter den Philosophen sich vergreifen könnte. In seiner Abgeschiedenheit, mit ein zwei Büchern, kam er in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, wie andre mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Gelehrter schien ihm selten ein großer Philosoph und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert habe, verachte das leichte einfältige Buch der Natur, und es sei doch nichts wahr als was einfältig sei: freilich eine schlechte Empfehlung für die wahre Weisheit. Wer den einfältigen Weg gehe, der gehe ihn und schweige still; Demuth und Bedächtlichkeit seien die nothwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt werde. Oeser habe seine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit werde seinen Fleiß segnen, um auszuführen, was an-

gefangen. — Unter den einsamen stillen Beschäftigungen vergieng der Winter, aber Dauer der Gesundheit war nicht mit dem Frühlinge gekommen. In die Abgeschiedenheit drangen neue Elemente. Dr. Metz, ein Freund der Klettenberg und wie sie ein Freund des herrenhutischen, mystischen Wesens, suchte den Kranken dieses Weges zu führen. Die fromme Freundin, zugleich eine Vertraute der Mutter, that das Ihrige, um die religiöse Saite Goethes anklingen zu lassen, ihn zu Gott zu wenden und zwar auf ihre Art. Sie brachte ihm zunächst wohl die erbaulichen Schriften der stillen Gemeinde, deren Lectüre ihn mit dem separatistischen Standpunkte bekannter machte und dann tiefer in die ketzerische Literatur und in die Kenntniß mystisch-kabbalistischer Werke hineinführte, womit dann nach Goethes Bericht ein alchemistisches Studieren und Arbeiten sich verband, das zwar nicht den Stein der Weisen selbst, aber doch den Kieselsaft des leitenden Doctors herstellen sollte. Wenn in diese Schilderungen nicht spätere Erfahrungen verflochten sind, so war es dem ungeduldig auf die Herstellung und weitere Ausbildung des Sohnes harrenden Vater nicht zu verargen, wenn er seine Unzufriedenheit über Zeitvergeudung zu erkennen gab und die völlige Genesung mehr wie eine Sache des freien Willens, als der Zeit und der Kunst des Arztes ansah. Fand sich doch endlich auch, als nach Versuchen zu radieren sich ein Recidiv einstellte, daß das Uebel durch die Ausdünstungen der ätzenden Säuren und der chemischen Dünste wenn nicht verursacht, doch sehr gesteigert war. Der Vater konnte damals so wenig als Goethe selbst wissen, daß die Beschäftigung mit all diesen durchaus unjuristischen Dingen zum belebenden Colorit einer Lebensdichtung des Sohnes, zu den Localfarben des Faust, mitwirken werde. Er nahm den Sohn von seinem, nicht unberechtigten Standpunkte und wünschte, daß er sich auf der eingeschlagenen Lebensbahn folgerecht weiterbewege, zu einem tüchtigen Geschäftsmann ausbilde und der Familie Ehre mache. Seinen künstlerischen Neigungen legte er keine Hindernisse in den Weg, wendete ihnen vielmehr Beifall zu und war bemüht, dieselben auf die vermeinte richtige Bahn zu leiten. Nur die Hauptsache sollte darüber nicht vergessen werden. Daß sich über diesen Punkt eigentliche Meinungsdifferenzen zwischen Vater und Sohn erhoben hätten, berichtet auch der letztere nicht, wohl aber, daß beide über den richtigen Weg, auf dem das künstlerische Talent sich zu bewegen habe, nicht gleichgesinnt waren, obgleich auch dies nur in beschränkter Weise der Fall gewesen sein kann, da der geschmackvolle Alte ungefähr auf demselben Standpunkt sich befand wie der Sohn und nur die übrigens anerkannten Principien da abwies, wo sie zur Umgestaltung vorhandner Dinge praktisch gemacht werden sollten, wie bei den verschnörkelten Rahmen der

Gemälde oder einer raumsparenden Treppenanlage des fertigen Hauses. Von beiden Theilen mag in Fällen der Art nicht mit der sonstigen Ruhe verhandelt sein, und es mag sich in die sonst befriedigende Unterhaltung ältere, aus andern Veranlassungen gesammelte Bitterkeit gemischt haben. Bekennt doch Goethe selbst, so lange er im Druck gelebt, so lange niemand für das, was in ihm auf- und abstieg, einiges Gefühl gehabt, vielmehr die Menschen erst ihn nicht geachtet, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel angesehen, daß er in dieser Zeit seiner Jugend mit aller Lauterkeit seines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen gehabt habe und elend, genagt, gedrückt, verstümmelt gewesen sei. Zur Verbesserung der Stimmung konnte der enge Verkehr mit der Schwester nicht wohlthätig wirken. Cornelia war während der Abwesenheit des Bruders noch schroffer und härter geworden, als sie gewesen. Der Vater hatte für ihre Ausbildung mit allem Eifer gesorgt, sie hatte die neueren Sprachen bis zu einer gewissen Fertigkeit erlernt, spielte sehr fertig Clavier und sang nicht unangenehm. Auch in geselliger Beziehung kann sie nicht so abgeschieden gewesen sein, wie es ihr vorgekommen sein mag; sie hatte Freundinnen, mit denen sie bald innig vertraut, bald kalt und gespannt war; selbst stille, aber heftige Neigungen zu jungen Männern hatte sie fassen und im Umgange nähren können; freilich unglückliche. Ihre heimlichen Tagebücher geben darüber Aufschluß. Dennoch betrachtete sie sich als ein unschuldiges Opfer einer ungerechtfertigten Strenge des Vaters, dem sie nicht verzeihen konnte, daß er ihr die Zeit her so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt habe, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften, die der Sohn willig anerkannte, sie auch ganz und gar nichts wissen wollte. Sie that alles, was er befahl und anordnete, aber auf unliebliche Weise; sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und drunter. Aus Liebe und Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts. Selbst zu der Mutter hatte sie sich nicht in das gebührende Verhältniß zu setzen vermocht. Da sie aber so liebebedürftig war, wie irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf den Bruder, dem das wohlgefiel, der aber, seines eigenen Gemüthszustandes wegen und aus Schonung gegen die liebende Schwester, versäumte, das kleine eigensinnige Köpfchen in bessere Verfassung zu bringen. Wenn auch etwas in der Erziehung dieses ‚indefinibeln Wesens‘ verfehlt sein mag, der Schlüssel zum Räthsel muß in einer krankhaften Naturanlage gesucht werden, die ihren frühen Tod nach langen Leiden herbeiführte, damals aber nicht geachtet wurde und wohl auch nicht zu heben war.

Einstweilen besprach Goethe mit der Schwester seine Arbeiten, für die er dann in ihrer Bewunderung einigen Ersatz für den anderswo

versagten Beifall fand. Seine ‚Lieder‘ mit Melodien, ‚Knospen und Blüten, die der Frühling 1769 trieb‘, wie es in einem Briefe an Frau v. Stein heißt, hatte er theilweis schon im November 1768 an Friederike Oeser mitgetheilt und aus der begleitenden poetischen Epistel erhellt, daß sie in den Frühling 1768 gehören. Vermehrt mit einigen später entstandenen erschienen dieselben, ohne Goethes Namen, als ‚Neue Lieder in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf, Leipzig 1770‘ schon im October 1769. Friederike fand wenig Gefallen daran; Goethe bat sie, dieselben ins Feuer zu werfen; er sei einer von den geduldigen Poeten: ‚gefällt euch das Gedicht nicht, so machen wir ein anders.‘ Beifälliger hatte sich Dr. Hermann in Leipzig geäußert, dem Goethe zu Anfang des Jahres 1770 mittheilen konnte, daß er gegen Ende März seinen Flug weiter nehmen wolle, zuerst nach Straßburg, wo er ‚gerne möchte seine juristischen Verdienste gekrönt haben.‘ Von da marschiere er, wenn nichts dazwischen komme, nach Paris, und von da — das wisse Gott.

In den Frühling 1770 fallen mehre Lieder, theils gesellschaftlichen Charakters, die gewöhnlich in spätere Zeit verlegt werden, da sie nicht sofort gedruckt wurden. Mit dem ‚Abschied‘ (an Franziska Crespel) trat er die Reise nach Straßburg an, wo er am 4. April 1770 eintraf und bis in den August des folgenden Jahres blieb. Der Zweck war die Vollendung seines juristischen Studiums und die Promotion. Da aber die Jurisprudenz in seinem späteren Leben ohne bedeutende Wichtigkeit geblieben, genügt es, hier nur zu bemerken, daß er das Studium, das die Hauptsache sein sollte, wieder nur als Nebensache betrieb, am 6. August 1771 über gewisse Rechtssätze disputierte und den Titel eines Licentiaten der Rechte erwarb, den er in Frankfurt mit dem üblicheren Doctortitel vertauschte, ohne, wie es wenigstens scheint, denselben von irgend einer juristischen Facultät erworben zu haben. Für Goethes übrige Ausbildung war sein Straßburger Aufenthalt von größerem Werthe; er traf mit mehren in der Literatur bedeutend gewordenen Männern zusammen und schloß zum erstenmale sein Herz, das bisher nur gespielt hatte, in wahrer reiner Neigung auf. Doch auch in diesen beiden Beziehungen bedarf es keiner ausführlichen Darstellung, da die betreffenden Abschnitte in Dichtung und Wahrheit, wenn auch sehr im Charakter der ersteren, nur wenig unabhängig davon zu Ermittelndes übrig gelassen haben und jedenfalls als bekannt vorauszusetzen sind.

Das Erste, was Goethe nach seiner Ankunft in Straßburg, wo er im Wirthshause zum Geist abgestiegen war, unternahm, war die Besteigung der Plattform des Münsters, um das schöne Land, das er einige Zeit bewohnen sollte, vor sich ausgebreitet zu sehen. Die ansehn-

liche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, der auffallende Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnete, lag mehr im Geiste als in der Wirklichkeit erfreuend zu seinen Füßen. Die frühe Jahreszeit hielt noch alles zurück. Aber der fröhliche Wechsel zwischen fruchtbaren Niederungen, Wald, Ebne und Gebirge, der Blick nach dem Strome, die überall verstreuten Dörfer und Meierhöfe ließen ihn sein Schicksal segnen, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte. — Er bezog ein kleines, aber wohl gelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarktes, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblicke zu Hülfe kam. Durch die mitgebrachten Empfehlungsschreiben kam er unter andern mit der Familie eines Kaufmanns in Verbindung, der jenen frommen, Goethe von Frankfurt her aus dem Kreise der Klettenberg genugsam bekannten Gesinnungen zugethan war, ohne sich äußerlich von der Kirche abzusondern. Bald nach seiner Ankunft, am Charfreitage, hatte Goethe seinem theologischen Stubennachbar Limprecht bei der Uebersendung eines kleinen Geschenks geschrieben, wie er gewesen, so sei er noch, nur daß er mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo, woraus denn folge, daß er auch etwas klüger sei und erfahren habe, was das heiße: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich werde das Hosianna erst dem, der da komme, gesungen: aber auch das sei Freude und Glück; der König müsse erst einziehen, ehe er den Thron besteige. Und bald darauf bemerkt er: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken, als für meinen Sünden.“ Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.‘ Noch überraschender lautet ein Brief (vom 26. August), sicher an die Klettenberg selbst gerichtet: „Ich bin heute mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern.‘ Doch fügt er hinzu: ‚Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark. Ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.‘ Eine andre Bekanntschaft, bemerkt er weiter, grad das Widerspiel von jener, habe ihm bisher nicht wenig genutzt, die Bekanntschaft des Actuarius Salzmann, eines Ideals für Mosheim oder Jerusalem, eines

Mannes, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen sei und mit der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet, gefunden zu haben glaube, daß wir auf diese Welt gesetzt worden besonders um ihr nützlich zu sein; daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas helfe; und daß der brauchbarste der beste sei, und alles was daraus folge. Joh. Daniel Salzmann, der damals im 49. Lebensjahre stand, war Actuar beim Pupillencollegium und mit den meisten Familien der Stadt in freundlicher Verbindung. Unverheirathet hatte er seit Jahren seinen Mittagstisch bei den Jungfern Lauth genommen, wo sich eine lebhafte Gesellschaft älterer und jüngerer Leute versammelte und ihn, seiner langjährigen Kundschaft und seines Verstandes, seiner Nachgiebigkeit und Würde wegen, willig als Tischpräsidenten anerkannte, ihn lieb hatte und ihm folgte, so daß er nur selten Veranlassung fand, sein ernstliches Mißfallen zu bezeigen oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten einzutreten. Zu dieser Tischgesellschaft, der sich Goethe anschloß, gehörten damals und so lange Goethe in Straßburg war, außer den beiden Studiosen der Rechte, Engelbach und Weyland, beide aus Buchsweiler (mit denen er Johannis 1770 die lothringische Reise antrat) und einigen älteren Leuten, darunter ein Ludwigsritter, meistens Mediciner, die durch ihre Gespräche in Goethe, der mit Hülfe eines Repetenten sein juristisches Studium bald absolviert hatte, die alte Neigung wieder weckten, sich mit Hülfe ihrer Wissenschaft der Natur auch von dieser Seite zu nähern. So hörte er denn schon im Wintersemester bei Lobstein Anatomie und bei Spielmann Chemie, besuchte auch, wie er sagt, um seinen Widerwillen gegen ekelhafte Anblicke zu überwinden, das Klinikum des älteren und die Geburtshülfe des jüngeren Ehrmann. Unter seinen Tischgenossen hebt er nur einen Mediciner hervor, John Meyer, eine heitre sinnliche glücklich begabte Natur, geb. 27. December 1749 zu Lindau, dessen Vater der Chef eines Banquierhauses in Wien war. Er verband mit seinem Fachstudium die Lectüre der Alten, denen er während seines ganzen Lebens treu blieb. Etwas keck, vorlaut und rücksichtslos gerieth er zuweilen mit Goethe, der ihn zurechtwies, in Conflicte, die bei seiner sonstigen großen Gutmüthigkeit immer heiter abliefen. Als er ausstudiert hatte, gieng er nach Wien zurück, wurde Assistent des Arztes Joseph Baron v. Quarin, kam dann nach London, wo er von 1784 an dauernd lebte und als allgemein geachteter Arzt viel beschäftigt war. Nach vierzigjähriger Praxis zog er sich auf sein Landhaus in Brighton zurück, wo er am 30. Juli 1825 starb. Er ist der Waldberg in Jung-Stillings bekannter Schilderung der Tischgesellschaft, der sich über den Aufzug des neuen Ankömmlings lustig machte und dann mit den kräftigen Worten

von Goethe abgefertigt wurde: ‚Probier erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffnen Mann, der keinen beleidigt hat, zum Besten zu haben.‘ Von dieser Zeit nahm sich Goethe Jungs an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, ihm Liebe zu erzeigen. ‚Schade, ruft der dankbare Jung aus, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen.‘ Er schildert ihn, wie er mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, schönem Wuchs muthig ins Zimmer tritt, so daß er ihn für einen wilden Cameraden angesehen; wie er ‚seine Augen zuweilen herüberwälzt‘ nach dem unscheinbaren Neuling, und wie freudig dieser vom ritterlichen Betragen des ausgezeichneten Menschen überrascht wurde. Goethe gab ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung, machte ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt und führte ihn in die gleich zu erwähnende literarische Gesellschaft ein. Bei allem Wohlwollen und bei aller thätigen Theilnahme konnte doch Goethe an Jung, der sich mühsam vom Kohlenbrenner zum Schneider und nun zum Studenten der Medicin durchgeholfen hatte, nicht finden, was dieser in ihm fand. Das feste Vertrauen Jungs auf die augenblickliche unmittelbar durch das Gebet erwirkte Hülfe Gottes, selbst in ökonomischen Bedrängnissen, veranlaßte Goethe zu dem Ausruf: ‚Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen.‘ Viel näher stand ihm ein andrer Tischgenoß, Franz Lerse, den Jung als ‚einen der vortrefflichsten Menschen, als Goethes Liebling schildert. Und das verdiente er zu sein, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trocknen Mienen die trefflichste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen; seine Laune war überaus edel.‘ Goethe hat ihm in Dichtung und Wahrheit und im Götz ein schönes Denkmal gesetzt. Lerse war sein Opponent bei der juristischen Disputation und verließ bald nach ihm Straßburg, um nach Versailles zu gehen; 1774 trat er als Inspector an die in Kolmar unter Pfeffels Leitung blühende Militärschule und besuchte den alten Freund zu Ende des Jahrhunderts in Weimar, wo Böttiger allerlei Straßburger Studentengeschichten aus seinem Munde begierig aufhaschte. Lerse starb als Leiningischer Hofrath. — Der wichtigste und für Goethe bedeutendste Zuwachs, den die Gesellschaft in Straßburg erhielt, geschah mit Herders Ankunft. Er hatte einen Prinzen von Eutin auf Reisen begleitet und lebte den Winter in Straßburg, wo er sich durch Lobstein von einem Augenübel heilen ließ. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit machte Eindruck auf Goethe, der übrigens schon vor der persönlichen Bekanntschaft

nicht blind für ihn eingenommen war, durch diese aber ebenso sehr gedrückt, als gefördert wurde. Das große Selbstbewußtsein, das Herder erfüllte, gab ihm gegen Andre, und gegen die Strebenden besonders, einen Ausdruck von spöttischer Schroffheit, eine Sucht zu necken und zu reizen, womit er nicht wohlthätig und erschließend wirken konnte. Auf ihn selbst hatte Hamanns orakelmäßige Manier nicht den besten Einfluß geübt. Ihm schwebten große, zum Theil vom Meister entlehnte Ideen vor und ihm fehlte die Gabe der reinen und klaren Entfaltung. So gieng er großentheils um die Sachen selbst, sie als unaussprechlich und doch als selbstverständlich voraussetzend, herum und gefiel sich in einer andeutenden rhapsodischen Form, die zugleich enthüllte und verschleierte. Damals lebte er in Hamanns Gedanken, daß die Poesie nicht das Eigenthum einiger Wenigen, sondern eine ursprüngliche allgemeine Gabe der Natur sei, und entwickelte daraus in seiner Art die Idee der Volkspoesie, die er durch alle Länder und Zeiten verfolgte und für die Wiedergeburt der deutschen Poesie zu einem der kräftigsten Gährungsmittel machte. Er führte auf den Begriff des Nationalen und damit des Charakteristischen zurück, wodurch die Allgemeingültigkeit der Regeln, mit denen man sich so viel zu thun gemacht, entkräftet wurde. Ein neues höheres Gesetz, das der freien Entfaltung der Natur, trat an die Stelle. Sehr zur rechten Zeit kamen dabei zwei neue Erscheinungen, gleichsam neue Entdeckungen zu Statten: Der überschwänglich lyrische, durchweg für echt gehaltene Ossian, den man unbedenklich neben Homer einordnete, und der scheinbar von allen Gesetzen befreite Shakespeare. Nur verstand Herder unter der freien Entfaltung der Natur etwas ganz anderes, als die von seinem Evangelium berauschte Jugend: es sollte die Durchbildung der Natur zur Freiheit, nicht das zügellose Walten derselben das Kunstwerk schaffen, sowohl bei den Individuen, wie bei den Völkern, die als Individuen aufgefaßt gleich jenen ihre Epochen der Jugend, des reifen Alters und des Absterbens zu durchlaufen hatten. — Wie befruchtend diese Ideen für Goethe sein mußten und wie wenig ihn, dem es überall auf die Sache selbst ankam, das spöttische Wesen Herders abhalten konnte, dieselben mit ihm näher zu besprechen und sie selbstständig zu verfolgen, ersieht man leicht, wenn man sich erinnert, daß er sein ganzes Leben hindurch von einem einmal erfaßten Gegenstande nicht abließ, bis er ihn auf seine Art zu seinem Eigenthum gemacht hatte. Er sammelte für Herder auf seinen Wanderungen durch das Elsaß deutsche Volkslieder und versuchte sich auch wohl selbst in dieser Tonart (Heidenröslein), fand aber bald, daß eine Nachahmung weder dem Gegenstande, noch ihm zuträglich sei, und sang dann in seiner Tonart seine Empfindungen, die wie das bessere Volkslied unmittelbar aus den Dingen

herausquollen. So entstand seine erste Lyrik, die den poetischen Anlaß nicht mehr, wie es in den Leipziger Liedern geschehen war, durch Reflexion und Ironie zu schmücken, vielmehr so einfach als möglich und doch so frisch, lebendig, vollständig und eindringlich zu geben vermochte, wie es bis dahin kein zeitgleicher Dichter vermocht hatte. — Herders Anregungen wurden aber auch noch nach andern Seiten hin wirksam. Salzmann hatte schon zu Anfang der sechziger Jahre eine ‚Gelehrte Uebungsgesellschaft' in Straßburg gestiftet, die unter wechselnden Namen als eine freie Vereinigung zu literarischer Anregung über Goethe's akademische Zeit hinaus fortbestand. An ihr nahmen damals, außer den studierenden Jünglingen der Tischgesellschaft, auch andre junge Männer, von des Vorsitzers liebenswürdigem Charakter angezogen, wie Aug. Stöber sagt, Antheil. Hier wurden nicht nur durch gemeinschaftliche Geldbeiträge die neuen Erscheinungen in verschiedenen Gebieten der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und besprochen, sondern auch eigene Arbeiten geliefert und beurtheilt. Herder gehörte dieser Gesellschaft als Gast an und stellt, nach Goethes Zeugniß, in seinem Aufsatz über Shakespeare in dem Hefte von deutscher Art und Kunst dasjenige vor Augen, was in diesem lebendigen Kreise gedacht, gesprochen und verhandelt wurde. Es ist noch ein anderes Zeugniß jenes Geistes übrig geblieben, eine Rede Goethes zum Shakespeare-Tage (14. October 1771), in der er sich gegen die französischen Tragiker nicht minder bilderstürmerisch erweist, als Lenz in den Anmerkungen über das Theater. Als er durch die Bekanntschaft mit Shakespeare inne geworden, ‚wie viel Unrecht ihm die Herren der Regel in ihrem Loch angethan hatten, wie viele freie Seelen noch darin sich krümmten, so wäre ihm sein Herz geborsten, wenn er ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte ihre Thürme zusammenzuschlagen.' Alle französischen Trauerspiele waren ihm ‚Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders im vierten Act.' Aber neben diesem polemischen Theile wußte er auch den apologetischen zu berücksichtigen. ‚Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorüberwallt. Seine Stücke drehen sich alle um den geheimnißvollen Punkt, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt.' Hier liegen die Keime zu Goethes Götz und zu andern Stücken, wie Cäsar, Sokrates, Prometheus und dergleichen, mit denen er sich in der nächsten Zeit trug. — Jener vorhin genannte Theilnehmer der Salzmannschen Uebungsgesellschaft, Jak. Mich. Reinhold Lenz, kam im Sommer 1771 nach Straß-

burg und trat mit Goethe, der nur wenige Monate älter war, in ein sehr enges Freundschaftsverhältniß. ‚Goethe, Lenz, Lerse und Jung, sagt dieser, machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist.‘ In seiner Schilderung Lenzens hat Goethe die späteren Eindrücke nicht von den älteren gesondert. Weit entfernt, daß Lenz ihm damals oder in der Folge zu schaden beabsichtigt hätte, war er der reinsten, neidlosesten Verehrung voll und irrte sich nur darin, daß er sich neben Goethe auf derselben Stufe dachte, ein Irrthum, den viele der Zeitgenossen theilten, indem sie Lenzische Arbeiten für Goethesche ansahen. Keiner von beiden ahmte den andern nach, beide schufen aus dem gährenden Drange der Zeit ihre Werke, aber beide nach der Eigenart ihrer Natur. Danach war es begreiflich, daß Goethe selbst in seinen, nach der socialen Seite hin am meisten rüttelnden Productionen immer noch ruhiger, gelassener und klarer erscheinen mußte, als der stürmische, bis zur abgeschmackten Tollheit die Dinge auf den Kopf stellende Lenz, z. B. in seinen die communistische Soldatenehe predigenden Soldaten oder seinem Fratzenbilde: ‚Die Freunde machen den Philosophen‘, an dessen Schluß der Eine dem Namen, der Andre der That nach der Ehemann zu sein die Uebereinkunft geschlossen wird. Jämmerliche Zerrbilder dieser Art, denen sich Goethes Stella nur entfernt nähert, stellten den armen Lenz schon auf der Höhe seines Wirkens auf dem abschüssigen Wege zum Wahnsinn dar, mehr als ein verrücktes Kind, weniger als den boshaften Affen, als welcher er den vertrauteren Zeitgenossen später erscheinen mußte.

Was Goethes Straßburger Zeit vor allem andern mit dem schönsten Hauche der Poesie belebt hat, ist ein inniges Herzensverhältniß, das wie die liebevollste Idylle in Dichtung und Wahrheit rührt und ergreift. Im ersten Straßburger Herbst hatte er einige Tage auf dem Lande, in Sesenheim, sechs Stunden von der Stadt, bei gar angenehmen Leuten, der Familie des Pfarrers Brion, zugebracht, wo er durch einen seiner Elsäßer Freunde, den Studenten Weyland aus Buchsweiler, eingeführt war. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundliche Himmel weckten in seinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was er liebte. Aber nicht nur rückwärts und in die Ferne blickte er; er fand in der Gegenwart und lebendigen Nähe das lieblichste unschuldige Glück. Die jüngere Tochter, Friederike Brion, damals im sechzehnten Jahre, ließ ihn bei den niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten, womit sie sich die Zeit verkürzten, in ihrem offnen freundlichen Auge ein herzliches Wohlgefallen, das bald in beglückende Neigung überging, lesen. Goethe ging und kam oft wieder. Das reine Glück der Liebenden entfaltete sich immer schöner,

inniger, seelenvoller. Den klarsten Einblick in dies Verhältniß gewähren die Lieder, die aus dieser Zeit übrig geblieben sind. Des Dichters Seele strömt darin zum erstenmale frei aus, vor allen übrigen in ‚Willkommen und Abschied‘ (Es schlug mein Herz). Neben diesen Liedern als den wahrsten Zeugen seines Glücks sind einige Briefe an Freundinnen, wie Franziska Crespel (denn an sie sind die Briefe 10 und 8, die Schöll mittheilte, nicht an Katharine Fabricius), und an Salzmann, Wiederhalle jener schönen Tage, in die jedoch schon dunkle Schatten fielen. Nachdem Goethe z. B. am 14. Mai 1771, Dienstag vor Pfingsten, seinen Freund Jung zu Schiffe begleitet, machte er sich nach Sesenheim auf, fand aber die Geliebte, die sich in Saarbrücken aufhielt, dort nicht vor; sie kam vor dem Feste zurück, aber traurig krank, was dem Ganzen ein schiefes Ansehen gab, ‚nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti,‘ die mit ihm herumgieng. Das hielt ihn jedoch nicht ab, die Festtage lustig zu verbringen: ‚Getanzt hab ich und die Aelteste (Marie Salome, bei Goethe Olivie) Pfingstmontags (20. Mai) von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog (einem großen Dorfe an der Rheinstraße zwischen Sesenheim und Beinheim) hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers und seit der Zeit ists auch besser. Sie (Salzmann) hättens wenigstens sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken. Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als alles. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.‘ Er sah zu deutlich ein, daß er nach Schatten greife. Er liebte das anmuthige Kind voll und ganz, er gieng so weit, Friederike ein Gedicht mitzutheilen, in dem es hieß: ‚Mädchen, das wie ich empfindet, Reich mir deine liebe Hand. Und das Band, das uns verbindet, Sei kein schwaches Rosenband,‘ leicht veränderte Worte eines früher entstandenen Liedes, die, wenn sie auch nur auf ein inniges Band der Freundschaft zielen sollten, auf der andern Seite doch nur zu leicht für einen wirklichen Antrag genommen werden konnten. Und daran dachte Goethe nicht, mochte er nicht denken. Das entscheidende Wort blieb ungesprochen. Goethe verließ die Freundin (die im November 1813 unverheirathet starb); er gieng einer glänzenden Laufbahn entgegen, aber seine Seele wurde unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt dachte.

Den Rückweg aus dem Elsaß nahm Goethe über Mannheim, das er diesmal nicht berühren mochte, ohne die Antiken zu besehen. Die in einem allerdings großen, von oben wohlbeleuchteten, aber für die

Menge der Kunstwerke doch zu beschränkten Saale aufgestellte Sammlung machte einen fast betäubenden Eindruck. Doch will Goethe über die seit Lessing vielbesprochene Laokoonsgruppe schon damals zu der Erklärung gelangt sein, die er erst fast dreißig Jahr später in den Propyläen bekannt machte. Von da an wandte er der Antike mehr Aufmerksamkeit zu und kaufte von italienischen Gipsgießern in Frankfurt mancherlei Abgüsse, wie einen guten Laokoonskopf, die Töchter der Niobe, ein Köpfchen, das später als Sappho gedeutet wurde, und noch sonst einiges. Die edlen Gestalten, mit denen er sein Frankfurter Zimmer auszierte, waren ihm eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte Gewalt über ihn zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand er immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens, das er erst in Italien zu stillen hoffen durfte.

In der Vaterstadt fand Goethe es abermals, wie nach der Heimkehr aus Leipzig, eng und unbehaglich. Dem Wunsche des Vaters gemäß trat er als Advocat ein und wurde am 31. August 1771 beeidigt. Seine Praxis, die ihm niemals viel Sorge gemacht haben kann, ließ sich recht wohl in Nebenstunden versehen. Das Hauptsächlichste that der Vater mit Hülfe einer Art von Schreiber. Was als Arbeiten über Goethes Advocatenpraxis bekannt gemacht ist, gehört, wie nicht schwer zu erkennen, nicht ihm, sondern dem Vater und dem Schreiber. Der Sohn dagegen warf sich mit um so größrer Entschiedenheit auf seinen eigentlichen Lebensberuf, die Dichtung. Zunächst dramatisierte er die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen, woraus dann nach mannigfachen Aenderungen der Götz hervorgieng, der 1773 zuerst erschien (das Nähere darüber, wie über alle fortan zu erwähnenden dichterischen Schöpfungen, ist in der Einleitung dazu kurz zusammengefaßt und darf als ein Theil der Lebensskizze gelten). Nach dem Götz studierte er Leben und Tod eines andern Helden und dialogisierte es in seinem Gehirn, doch war es vorläufig nur dunkle Ahnung. Er wollte in Sokrates den philosophischen Heldengeist, den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen darstellen, die Menge, die gafft, die Wenigen, die Ohren zu hören haben, das pharisäische Philisterthum der Ankläger; nicht die Ursache, nur die Verhältnisse der Gravitation und des endlichen Uebergewichts der Nichtswürdigkeit. — Um diese Zeit hatte er die Bekanntschaft mit den Gebrüdern Schlosser erneuert, mit J. Georg, der sich aus dem Dienste des Herzogs Eugen von Würtemberg losgemacht und in Frankfurt niedergelassen, und mit seinem Bruder Hieronymus, zu dem das Verhältniß jedoch weniger vertraut war. Durch beide wurde er mit dem Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt bekannt, an dem Goethe einen einflußreichen Freund

gewann. So lange man Merck nur aus Goethes Schilderungen in Dichtung und Wahrheit kannte, kannte man ihn fast nur von übler Seite. Die wahre Bedeutung des Mannes, der freilich, ohne seine Freundschaft mit Goethe, vergessen sein würde, haben die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Briefe und eine Auswahl seiner kleinen Schriften, die Ad. Stahr veranstaltete, reiner hervorgehoben. Merck war ein Mensch von eminentem Verstande, vielseitiger Bildung, in allen praktischen Dingen dem jungen Freunde weit überlegen und innerhalb einer unklar gährenden Zeit durch reinen unbestochenen Blick ein zuverlässiger Führer, der Goethe mit der vollen Liebe, deren er fähig war, umfaßte. Entschieden wie er war, drang er darauf, daß der an Entwürfen reiche, aber in der Ausführung zögernde und schwankende Dichter abschließen und sich dann zu neuen Productionen wenden sollte. Sein unbestechliches Urtheil nannte, wenn Goethes Erinnerung nicht täuschte, das Gute gut, das Mittelmäßige, was Andre allenfalls auch gekonnt, mittelmäßig, Quark Quark; aber nur dem Verfasser gegenüber, dem die Wahrheit allein nützen konnte, während die übrige Welt sich selbst ihr Urtheil bilden mochte. Dies war das Mephistophelische, dessen Goethe gedenkt, das gesunde Anschauen und reine Erkennen der Leistungen und Bestrebungen, die nur objectiv gelten, nicht nach des Dichters Absichten und Zielen gemessen werden sollten. Diese Kälte des Urtheils hielt den Freund aber nicht ab, sich für die Veröffentlichung geringerer Productionen zu bemühen, wie er den ins Publikum gelangten durch treffliche, das Verständniß erschließende Kritiken förderlich wurde. Merck vermittelte, so viel an ihm lag, ein friedliches Nebeneinandergehen der alten Schule des bloß verstandesmäßigen Schaffens und der neuen Richtung, die dem Seelischen ihren Ausdruck sichern wollte; eine Art von Waffenstillstand zwischen der Regel und der freien Entfaltung der Natur.

Zwischen Frankfurt und Darmstadt entspann sich nun seit dem Herbste 1771 ein lebhafter Verkehr. Goethe war oft bei dem neuen Freunde, in dessen Hause Karoline Flachsland, Herders Braut, ihn kennen lernte. ‚Goethe, schreibt diese ihrem Verlobten, ist ein so gutherziger muntrer Mensch, ohne gelehrte Zierath, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht. Einen Nachmittag haben wir (im März 1772) auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause (beim Geh. Rath Hesse, der Karolinens Schwester geheirathet) bei einer Schale Punsch zugebracht. ‚Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten,‘ und darauf declamierte er eine Ballade von Herder, der ihn in der Erwiederung dieser Mittheilung nach seiner Manier einen ‚wirklich guten Menschen‘ nennt, ‚nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, worüber

er meine ewige Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sahe: auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können.' 'Im April kam Goethe zu Fuß nach Darmstadt, um Merck zu besuchen. ,Wir waren alle Tage zusammen, berichtet Karoline, und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter einen Baum und Goethe sang uns ein Liedchen aus dem Shakespeare „Wohl unter grünen Baumes Dach", und wir alle sangen den letzten Vers mit: „Nur eins, das heißt rauh Wetter". Das zusammen ausgestandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er las uns einige der besten Scenen aus seinem Gottfried von Berlichingen vor. Wir sind darauf auf dem Wasser gefahren; es war aber rauh Wetter. Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich.' Es war eine ältere auf der lothringischen Reise entstandene Form des Gedichtes ,der Wanderer'. Merck erzählte ihm damals von Lila, einem Fräulein v. Ziegler, Hofdame in Homburg, die nach Ostern (19. April) ihren Besuch in Darmstadt angekündigt hatte. Goethe mochte das Verlangen fühlen, die empfindsame Schwärmerin kennen zu lernen, die sich ihr Grab in ihrem Garten gebaut hatte, ein Schäfchen, das mit ihr aß und trank, am rosenfarbnen Bande führte und ,auf eine elende, schändliche Weise wegen ihres Herzens am Hof, wo leider menschliche Empfindungen für Narrheiten ausgeschrien werden, gepeinigt' wurde. Das arme Herzchen hatte kein Glück. Jener Herr v. Reutern, den Goethe in Leipzig gekannt, hatte der Schwärmerin das Köpfchen verrückt und sich dann nicht weiter um sie bekümmert; sie klammerte sich an jede gute Seele, die sie fand, und setzte einen Herrn v. Rathsamhausen, den Hofmeister des Darmstädtischen Erbprinzen, einen ehrlichen guten Mann mit recht viel Empfindung, in nicht geringe Verlegenheit, ,weil sie den Weg der Liebe gieng und er sie doch niemals heirathen' konnte. Dann ,nagte ein Deutschfranzos, ein Berliner, eine fade Creatur, ein Deutscher, der kein Deutsch sprach, Herr v. Boden genannt, an ihrem Herzen um Liebe; das gute Mädchen fühlte nichts, war ihm aber herzlich gut, und beinahe, wären Merck und ihre Freunde nicht gewesen, hätte sie ihm ihr Herz gegeben, ohne daß sie selbst gewußt hätte wie'. Sie hieng ihr Herz nach dem Tode ihres Lämmchens an ,einen treuen Hund.' — Noch im April machten sich Merck und Goethe nach Homburg auf. Der Landgraf und die Landgräfin überhäuften sie mit Güte; sie fuhren in einem Hofwagen in den Wald, den der Landgraf zu einem zauberisch-schönen Park umgeschaffen, und machten die Bekanntschaft mit Lila, bei der sich

ein Fräulein v. Roussillon, Hofdame der verwittweten Herzogin von Zweibrücken, zum Besuche befand; ein armes krankes Geschöpf, das in dem Kreise den Namen Urania führte und nicht lange darauf von ihren Leiden erlöst wurde. Auf diese beiden Mädchen beziehen sich Goethes Gedichte ‚Elysium. An Uranien‘ und ‚Pilgers Morgenlied. An Lila‘, Empfindungsstücke, denen sich das ebenso realistische, die Wirklichkeit des individuellen Erlebnisses zur Wahrheit des allgemein menschlichen Gefühls erhebende Gedicht: ‚Felsweihegesang. An Psyche‘, Karoline Flachsland, anschließt. Goethe war gleich nach seiner Homburger Excursion wieder in Darmstadt, wo er sich einen großen prächtigen Felsen zueignete, auf den niemand, als er allein gelangen konnte. Dort meißelte er seinen Namen ein. Kurz vor ihm war zahlreiche andre Gesellschaft nach Darmstadt gekommen, die Frau von La Roche mit ihrer Tochter Maximiliane, Lila und Uranie und ein Troß von weniger bedeutenden Personen. Sophie v. La Roche, die berühmte Verfasserin des Romans ‚Fräulein v. Sternheim‘, und ihre Tochter regierten die Gesellschaft mit Witz. Die La Roche war ‚eine feine zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, mit tausend kleinen Zierathen, ohnerachtet sie keine Blonden trug, eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstande. Sie trat sehr leicht auf, warf jedem, wem sie wollte, einen Handkuß zu; ihre schönen schwarzen Augen sprachen rechts und links und überall, und ihr Busen wallte noch so hoch, so jugendlich,‘ daß Karoline Flachsland kein Gefallen an diesem ‚Geschöpfe Wielands‘ mit der übermäßigen Coquetterie und Repräsentation finden konnte. Sophie nannte die Leute ins Gesicht liebenswürdig und, wenn sie den Rücken gedreht, Tapetenstücke. Wenigstens äußerte sie sich so in Bezug auf einen damals vielgenannten Mann des Darmstädter Kreises, Franz Michael Leuchsenring, einen süßlich empfindsamen Schöngeist, der mit aller Welt einen belebten Briefwechsel unterhielt und denselben überall zur Unterhaltung auskramte; ein stets ‚umfliegender Schwärmer, der nicht schwärmen will, immer schwärmt‘ und durch seine Reisen und Veränderung der Scene, bald in die Schweiz, bald Rheinabwärts, ‚immer mehr verrückt zu werden schien.‘ Gelegentlich brachte er mit seinen Sentiments und seinem Schönthun auch Mißverständnisse und Verstimmungen zwischen den Leuten zu Wege, trug über, klatschte, wirrte gern ohne eigentlich böse Absicht Alles durcheinander und war auch wohl bereit, sich als tröstenden Ersatz in die armen Herzchen der guten Kinder einzudrängen. Aus der Betrachtung des seltsamen Gesellen gieng Goethes Fastnachtsspiel vom Pater Brei hervor, in welchem Leuchsenring die Titelrolle, Merck den Wurzkrämer, Herder und seine Braut den Balandrino und die Leonore bedeuten. Als diese den Dichter später fragte, ob sie diese Person so ganz

gewesen sei, sagte er: ‚Bei Leibe nicht!‘ sie möge nicht so deuten; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben, das Uebrige hole er ja aus sich selbst und dem Eindruck der lebenden Welt.

Die Hauptveranlassung des lebhaften Verkehrs zwischen Goethe und Merck waren die von diesem und Schlosser verabredeten, unter Goethes und Herders Mitwirkung seit dem Beginn des Jahres 1772 erscheinenden Frankfurter gelehrten Anzeigen, die unter Schlossers Leitung im Verlage des Buchhändlers Deinet herauskamen. Die Kritik der Zeit wurde vorzugsweise von Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek, der Lemgoer Bibliothek und von Weißes Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste und nebenher auch von gelehrten akademischen Wochenschriften ausgeübt. Keines von diesen Blättern legte einen grundsätzlich durchgeführten Maßstab an; alle hiengen theils von dem Belieben des Herausgebers, theils von den zufälligen Stimmungen der Mitarbeiter ab, so daß man nicht einmal nach dem Parteistandpunkte die Urtheile reducieren konnte. Die Frankfurter Anzeigen hatten wenigstens die löbliche Absicht, das, was sie der Beurtheilung unterzogen, aus Einem Sinne zu betrachten und ein Organ für die neu aufstrebende Richtung zu werden. Freilich kam es auch nicht viel über die Absicht hinaus, da die Mitarbeiter in der Wahl der Stoffe ihren Neigungen folgten und sich mehr gehen, als von einheitlichen Principien leiten ließen. Sie gewähren in ihrer eklektischen Weise kein Bild der bedeutenden Zeitliteratur aus Einem Gesichtspunkte, bestanden in den Händen der verbundenen Freunde auch viel zu kurze Zeit, um eine beträchtliche Wirkung zu gewinnen. Goethe hat seinen Antheil an den Anzeigen, wenigstens in Auswahl, später in die Werke aufnehmen lassen. Wie er sich darin der Zeit gegenüber darstellt, kann hier nicht nachgewiesen werden. Die Zeitgenossen erkannten freilich die mannigfach ausgestreuten, in Hamanns Weise orakelhaft eingekleideten Ideen nicht; sie fühlten nur den Schlag, der sie traf, und rühmten sich, wie Herr v. Schirach in Helmstedt, daß es ihnen, ‚um Frechheit mit Frechheit zu vergelten und in dem Tone zu antworten, in welchem man mit ihnen spreche, nicht an Muth, wohl aber an der Bosheit des Herzens fehle, die dazu erfordert werde.‘ — Durch die Anzeigen war Goethe auch mit einem der Hauptmitarbeiter, dem Professor Höpfner in Gießen, bekannt geworden, bei dem er, nach dem Gießener Wochenblatte, im Jahre 1772 unter dem Namen ‚Wanderer‘ logierte. Er hatte sich dort zuerst unter fremdem Schein eingeführt, ein Begegnen, das Höpfner mit dramatischer Lebendigkeit zu erzählen pflegte. Der junge wunderschöne Mensch mit den feuervollen Augen trat als heimkehrender Studiosus

der Rechte mit unbeholfnem linkischen Anstande bei dem ältern Manne ein, führte allerlei komische Reden und fiel dann Höpfner plötzlich um den Hals, sich als Goethe zu erkennen gebend und für seine Posse um Verzeihung bittend: ‚Ich weiß, daß, wenn man auf die gewöhnliche Art durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht wird, man sich einander gegenüber lange steif und fremd bleibt; da wollt' ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen.' Die stachelig-anmuthigen Reden, die Goethe einmal in Höpfners Hause gegen den fleißigen, aber seichten Professor Schmid geführt haben will, scheinen in das Reich der Dichtung zu gehören und zwischen Gast und Gast an fremdem Tische nicht eben glücklich erfunden zu sein. Daß sich die Gießen-Darmstädter Freunde mit ihm von dieser literarischen ‚Schlingpflanze' abkehrten, ist richtig, und Goethes Dichtung stellt auch hier die höhere Wahrheit dar, diesmal freilich nicht in der schicklichsten Form.

So wenig Zwang der Rath Goethe seinem Sohne anthat, wollte er doch nicht, daß über die Nebendinge, wie die künstlerischen und literarischen Studien und Versuche ihm erscheinen mußten, die Hauptaufgabe, die juristische Laufbahn, vernachlässigt werden sollte. Es war damals Gebrauch, daß die jungen Leute eine Zeit in Wetzlar beim Reichskammergericht sich im Reichsprozesse geübt haben mußten, bevor sie die höhere juristische Carriere als höhere Beamte oder Diplomaten begannen. Der Vater verlangte, daß auch der Sohn diesen Weg einschlagen sollte. Montag, 25. Mai 1772, immatriculierte sich Goethe als Praktikant in Wetzlar, ein Schauplatz, auf dem er sich wiederum wenig um den nächsten Zweck seines Dortseins bekümmerte, dafür aber eine tüchtige Schule des Lebens durchmachte und seinen Charakter reiner und schöner als bisher herausbildete. Die Kraft der Selbstüberwindung macht seinem Herzen fast mehr Ehre, als seinem Talente der Ruhm, den er durch die künstlerische Behandlung eines Verhältnisses gewann, aus dem er durch die Reinheit seiner Jugend und die Energie seines Willens glücklicher hervorgieng, als ein andrer junger Mann aus einem ähnlichen. Einiges über diese Dinge ist in der Einleitung zum Werther gesagt. Die reichste Quelle bietet, neben der Dichtung, der Briefwechsel Goethes mit Kestner. Dieser, ein Secretair der hannöverschen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation, 1741 geboren und wie Goethe am 28. August, war schon seit 1767 in Wetzlar und durch sein ernstes gehaltnes Wesen in der Familie des Amtmanns Buff im deutschen Hause sehr beliebt, namentlich ein Freund der Mutter geworden. Er entwirft gleich nach dem ersten Begegnen eine Schilderung von Goethe, durch deren etwas protokollarische Trockenheit die lebhafteste Bewunderung unverkennbar durchbricht. Gleich Anfangs hatten die schönen Geister in Wetzlar den

neuen Ankömmling, den einzigen Sohn eines reichen Vaters, der, anstatt sich nach dessen Willen in der Praxis umzusehen, den Homer und Pindar zu studieren gesonnen war, als einen ihrer Mitbrüder, Mitarbeiter an der Frankfurter gelehrten Zeitung und Philosophen im Publikum angekündigt und sich Mühe gegeben, mit ihm in Verbindung zu treten. Da Kestner nicht unter diese Leute gehörte und nicht viel im Publikum verkehrte, lernte er ihn erst später und ganz zufällig kennen. Einer der vornehmsten der schönen Geister, Legationssecretair Gotter aus Gotha beredete seinen hannöverschen Collegen einst nach Garbenheim, einem Dorfe, wohin man gewöhnlich spazieren gieng, ihn zu begleiten. Dort fand er Goethe im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikuräischen Philosophen, v. Goué, der für ein großes ‚Genie' galt, einem stoischen Philosophen, v. Kielmannsegge, und einem Mitteldinge von beiden, einem Dr. König, unterhielt, wobei es ihm recht wohl war. Es wurde von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen, und Kestner, der sich darauf beruft, es sei bekannt, daß er nicht eilig urtheile und auch diesmal nichts weiter von ihm urtheilen wollte, als daß er ‚kein unbeträchtlicher Mensch' sei, fand doch schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft, freilich Eigenschaften, die ihm noch nicht genug däuchten, ihn hochzuschätzen. Als die Bekanntschaft genauer wurde, fand er, daß Goethe sehr viel Talent habe, ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter sei und vermöge seiner außerordentlich lebhaften Einbildungskraft sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrücke. Er sage selbst, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke und niemals eigentlich ausdrücken könne, aber hoffe, wenn er älter werde, die Gedanken selbst, wie sie seien, zu denken und zu sagen. ‚Er ist in allen seinen Affecten heftig, heißt es ferner, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei dem weiblichen Geschlecht, vor dem er sehr viel Hochachtung hat, und bei vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. In seinen Grundgedanken ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen Systeme. Er hält viel von Rousseau, ohne dessen blinder Anbeter zu sein. Er strebt nach Wahrheit, hat vor der christlichen Religion Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Die Wahrheit, sagt er, läßt sich besser fühlen, als

demonstrieren. Er ist nicht, was man orthodox nennt, glaubt aber ein künftiges Leben, einen bessern Zustand; er stört Andre nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch mehr gedacht. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch.'

Dieser merkwürdige, oder wie der bewundernde Vater ihn nennt: dieser singuläre Mensch stand wie ein Gebieter zwischen seinen Genossen und war ein Kind mit den Kindern, ein gefährlicher Freund bei den Frauen. Mit jenen, den jungen Leuten, hatte ihn der Ruf, der eigentlich durch keine Leistung bisher begründet war, zusammengeführt. Doch hatte er seinen Gottfried von Berlichingen fertig mit gebracht, die erste Form desselben, und ihn Gotter, Goué und den übrigen mitgetheilt. Wie das unvollkommne Stück wirkte, erkennt man daraus, daß Goethe den Namen seines Helden erhielt und daß er bei den Possen, die der zu allerlei ‚Geniestreichen' besonders aufgelegte Goué ins Werk gerichtet hatte, gewissermaßen die Leitung führte. Die Tischgenossen bildeten eine Art von Rittertafel und hatten die umliegenden Dörfer zu ihren Commenden und Comthureien unter sich vertheilt. Goethe theilte für diese ernsthaften Narrheiten das Volksbuch von den Haimonskindern in Perikopen, die bei schicklichen Anlässen, und solche fanden sich jeden beliebigen Augenblick, wie Abschnitte eines Ordensstatuts und einer Ordenschronik verlesen wurden. Da wimmelte es von den edeln Rittern Coucy, Windsex, Fayel, St. Amand, Bomirßky, Götz und andern, wie sie Goué in seinem seltsamen Masuren naturgetreu wiedergegeben hat. Unter den Genossen suchte Gotter Goethe besonders nahe zu treten, ein feiner Schöngeist, der sich dem Französischen zugewandt hatte, und dessen Bedeutungslosigkeit Goethe bald inne wurde. Es hat sich auch später, als beide sich örtlich nahe gerückt wurden, kein Verhältniß zwischen ihnen gebildet. Doch schloß ihn Goethe in Wetzlar nicht von seinem Vertrauen aus, wie er ihn unter anderm auch mit seinem Entwurfe des Faust bekannt machte, den damals freilich der Kopf des Dichters noch nicht ‚ausgebraust' hatte. Goué, ein halbverrücktes ‚Genie', dem Trunke ergeben, dem er auch in der Folge erlag, war Goethe zuwider; als sich im Herbste das falsche Gerücht verbreitete, Goué habe sich erschossen, ‚ehrte Goethe auch solche That', aber es ergriff ihn doch kaum ein ungewöhnliches Gefühl. Anders sollte die wirkliche That eines andern jungen Mannes auf ihn einstürmen, den er nur oberflächlich kannte,

aber höher schätzte. Zu den lieberen Freunden gehörte Falke aus Hannover, ein strenger, ernster Mann, der mit einer großen Geschäftsklarheit einen ebenso großen Hang zu geheimen Gesellschaften verband und jene Spielereien der Rittertafel sicher mit der größten Befriedigung ernsthaft nahm. Er starb als Bürgermeister in Hannover. Jener stoische Philosoph, v. Kielmannsegge, aus dem Mecklenburgischen, der seit Ostern 1770 in Göttingen studiert und mit dem Dichter Bürger in engem freundschaftlichen Verkehr gestanden hatte, war über sein Fach, die Jurisprudenz, hinaus unterrichtet und im Umgange mit Biester, dem Historiker Sprengel und mit Boie für die allgemeinere Bildung gewonnen worden. Goethe ließ ihn nach seinem Abgange wiederholt grüßen und theilte ihm auch seine damaligen Flugblätter mit. Als Kielmannsegge Wetzlar verlassen hatte, scheint die Verbindung erloschen zu sein.

Der Amtmann Buff hatte vor einigen Jahren seine treffliche Frau verloren. Dem kinderreichen Hause stand, als Goethe in Wetzlar war, die zweite Tochter, Lotte, eine blauaugige Blondine vor, die noch nicht zwanzig Jahr alt war (geb. 11. Januar 1753), als Goethe sie am 9. Juni 1772 auf der Fahrt zu einem Balle in Wolpertshausen zuerst kennen lernte. Sie zog ihn durch ihre einnehmende Gesichtsbildung, ihren Blick, heiter wie Frühlingsmorgen, ihr Gefühl für das Schöne der Natur und ihre frohe Laune unwiderstehlich an. Kestner, mit dem sie nicht verlobt, aber so gut wie verlobt war, kam erst später nach, da ihn seine stets mit der größten Pünktlichkeit wahrgenommenen Geschäfte in der Stadt zurückgehalten hatten. Da er sich an öffentlichen Orten gegen Lotte nie anders als nur freundlich erzeigte, konnte Goethe, der von seinem Verhältniß nichts wußte, nicht auf den Gedanken kommen, daß sie nicht mehr frei sei. Er war den Tag ausgelassen lustig, wie er es manchmal sein konnte. Lotte eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen des Tanzes überließ, den sie sehr liebte. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach ihrem Befinden auf dem Ball erkundigte. Hatte er vorhin nur das fröhliche Mädchen kennen gelernt, lernte er sie nun auch von der Seite kennen, wo sie ihre Stärke hatte, von der häuslichen, umringt von ihren kleineren Geschwistern, einer Lenchen, Karoline, Sophie, Amalia, Hans, Albert, Ernst und wie die schönen Engelsköpfe und Köpfchen hießen. Von da an kam Goethe fast täglich in das Haus, plauderte, las, kollerte mit den Buben herum, erzählte den Kleinen Märchen und schloß der lieblichen Hausmutter sein volles Herz auf. Er liebte die anmuthige Erscheinung, die in stetem Frohsinn sich gleich blieb und nur manchmal, wenn tiefere Empfindungen anklangen, zum sanften Ernst oder zur weichen Trauer überging. Goethe erfuhr

sehr bald ihr Verhältniß zu Kestner, aber änderte sein Betragen in keiner Weise. Er fühlte wahre Hochachtung vor dem trefflichen Manne, der seinerseits nicht daran dachte, daß ihm der schöne, gemüthvolle, geistreiche, in allen Stücken überlegne Mensch gefährlich werden könne, denn er war von dem felsenfestesten Vertrauen zu dem reinen Herzen seiner Lotte und dem edlen Charakter seines Freundes. Und darin täuschte er sich nicht. Als ein gemeinschaftlicher Bekannter, Born, einst mit Goethe über seine Neigung zu Lotte redete, ‚wie man spricht‘, und bemerkte: ‚Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht; worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab‘? und dergleichen, antwortete Goethe ihm: ‚Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonders zu halten; betrügt sie mich und wäre so wie ordinair, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sichrer mit ihren Reizen zu wuchern: der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft.‘ ‚Und unter uns, ohne Prahlerei, fügt er diesem Bekenntniß an Kestner hinzu, ich verstehe mich einigermaßen auf die Mädgen, und ihr wißt, wie ich geblieben bin, und bleibe für Sie und alles was sie gesehen, angerührt und wo sie gewesen ist, biß an der Welt Ende.' -- Gegen Kestner bedurfte es dieser Versicherungen nicht; ihm hätten Gedanken, wie sie Born Goethen vor Augen stellte, weltweit fern gelegen; wie hätte er sie Andern zutrauen mögen? Er hatte das herzlichste Wohlgefallen an dem tüchtigen Menschen, gieng mit ihm oft bis Mitternacht in merkwürdigen Gesprächen auf der Gasse spazieren, ließ Goethe seinen Unmuth und allerhand Phantasien vom Herzen weg reden, worüber beide dann am Ende herzlich lachten. Oder alle saßen, wie am 27. August, bis Mitternacht im Deutschen Hause zusammen, da wurden Bohnen geschnitten und der achtundzwanzigste, Goethes und Kestners Geburtstag, feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen. — Der Aufenthalt in Wetzlar mochte ihm jedoch auf die Dauer nicht erträglich erscheinen. Im August war Merck in Gießen und Wetzlar gewesen, wo mit dem Freunde eine Reise nach Coblenz, zu der La Roche, verabredet wurde, die auf ihrer Frühjahrsfahrt in Goethes elterlichem Hause und bei Merck gewohnt hatte. Zu diesem Ausfluge rüstete sich Goethe im September. Als er, es war am 10. September, Mittags bei Kestner im Garten gegessen, traf er Abends wieder mit ihm im Deutschen Hause zusammen. Niemand wußte etwas von seiner auf den nächsten Morgen angesetzten Abreise. Lotte fieng ein Gespräch vom Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen an. Sie machten mit einander aus, wer zuerst von ihnen stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe war sehr gefaßt, aber ‚dies Gespräch riß

ihn auseinander.' ‚Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten.' schrieb er noch denselben Abend in dem Abschiedszettel an Kestner. Am nächsten Morgen früh sieben Uhr reiste er ab. Er hatte es längst gesagt, daß er nach Coblenz wolle, daß er keinen Abschied nehmen würde; aber Kestner, der es erwarten konnte, fühlte, daß er dennoch nicht darauf vorbereitet war, fühlte es tief in seiner Seele. Lotte war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr beim Lesen des Zettels an Kestner die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm nicht geben konnte, was er wünschte.

Er schlug den Weg über Braunfels, wohin ihn Born zu Pferde begleitete, nach Weilburg ein und folgte dann, in der herrlichen Gegend schwelgend, der Lahn über Ems nach Thal-Ehrenbreitstein, wo er im heitern Hause der La Roche mit den lieblichen Aussichten freundlich aufgenommen wurde. Aber ein andrer Gast, der süße Leuchsenring, der hier wieder seine Allerweltscorrespondenz auskramte, gefiel ihm nicht und verleidete ihm auch die Freuden des Umganges mit den schönen Töchtern Maxe und Louise. Man durchstrich, als auch Merck mit seiner Frau angekommen war, die Gegend; Ehrenbreitstein am rechten, die Karthause am linken Ufer des Rheines wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre über den Rhein, alles gewährte das mannigfachste Vergnügen außer dem Hause, das auch drinnen Behagen gewährt hätte, wenn die Mappen des leidigen Leuchsenring nicht immer und immer wieder geöffnet wären. Merck blies aber noch rechtzeitig zum Aufbruche, bevor die unverträglichen Elemente in offene Disharmonie geriethen. Mit ihm und den Seinigen fuhr Goethe den Rhein hinauf, in der langsamen Jacht ruhig zeichnend, am Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich vorüber, mit Muße die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände genießend, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zunahmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen.

Kaum wieder in Frankfurt angekommen, wurde Goethe durch den Besuch seines Wetzlarer Freundes überrascht, der am 21. September die Herren v. Born, v. Hardenberg (Goethes Leipziger Mitschüler bei Oeser) und Freytag dorthin begleitet hatte. Am folgenden Tage gieng er zu Schlosser und traf dort Goethe und Merck. ‚Es war mir eine unbeschreibliche Freude, sagt Kestner: er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.' Sie giengen auf den Römer, wo sie Mercks Frau und Goethes Schwester antrafen. Wir giengen vors Thor auf dem Walle spazieren, berichtet Kestners Tagebuch ferner; unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer; wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie

küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette', also Charlotte oder Käthchen Gerock, Freundinnen seiner Schwester und ebenso sehr die seinen. Kestner lernte Goethes Familie kennen, wurde ‚auf das bei der Mutter alles geltende Wort des Sohnes' von dieser und dem Vater freundlich aufgenommen und verkehrte fast nur mit diesem Hause, besuchte mit Goethe, seiner Schwester, Merck und Frau und Schlosser die Komödie, speiste nachher bei Goethes und reiste am 24. September zurück.

Von da an waren fast alle Gedanken Goethes nach Wetzlar gerichtet. Er hatte eine Silhouette Lottens mitgenommen und sie mit Nadeln an die Wand geheftet. Vor ihr hielt er seine liebsten Selbstgespräche. Die Entfernte wurde ihm fast lieber, als es die Nahe gewesen. Er erinnerte sich, wenn die Stunde des Abends kam, daß er zu ihr gegangen; er sann auf Wiedersehen und kam im November wirklich noch auf einige Tage mit Schlosser nach Wetzlar mit ganzem vollem warmem Herzen und wurde über seine Hoffnung lieb empfangen. Bei diesem Besuche konnte es nicht fehlen, daß von dem jungen Jerusalem gesprochen wurde, der sich am 29. Oktober in Wetzlar erschossen hatte, weil sein, durch Speculation, gekränktes Ehrgefühl und schimpflich zurückgewiesenes Verlangen nach der Frau eines Andern unerträglich gewordenes Leben einen raschen gewaltsamen Abschluß verlangte. Kestner hatte einen Bericht über den ganzen Verlauf der Sache aufgesetzt, den Goethe sich am 21. Dezember erbat, von Kestner erhielt, abschreiben ließ, weiter mittheilte, z. B. an Sophie v. La Roche, und am 20. Januar 1773 im Original zurücklieferte. Wie er später erst, im Juni 1773, begann, aus der Verschmelzung seiner inneren Herzensgeschichte und der Geschichte Jerusalems seinen Werther zu bilden, der, nach langsamer Arbeit, im September 1774 erschien, ist in der Einleitung zum Werther dargelegt worden. Die beispiellose Bewegung, welche der Roman erregte, muß in der Monographie, die J. W. Appell darüber veröffentlicht hat (Leipzig 1865, zweite Auflage), nachgelesen werden. Bekannt ist, freilich nur unvollkommen aus jener Monographie, daß Lessing, der mit der Behandlung des Gegenstandes nicht zufrieden war und einen kalten Schluß, je cynischer, desto besser, verlangte, selbst Hand anlegte, einen solchen in dramatischer Form zu liefern, und daß die Scene, die wie ein schlechtes Epigramm auf eine gute Symphonie klingt, in Lessings Schriften von Maltzahn Aufnahme gefunden hat. — Um gleich hier das Verhältniß Goethes zu Kestner und Lotte zu Ende zu führen, sei bemerkt, daß das Brautpaar am 4. April 1773 getraut wurde und bald darauf nach Hannover über siedelte. Goethe hatte die Trauringe besorgt. Eine Zeit lang setzte er die warme Correspondenz fort, verscheuchte auch die Verstimmung, die

sich bei der Lectüre Werthers der jungen Eheleute bemächtigen mußte; allmählich aber wurden die Briefe sparsamer und hörten schon vor Kestners Tode (1800) ganz auf. Lotte sah Goethe noch einmal im October 1816 in Weimar, nach 44 Jahren, wieder. Beide fanden sich natürlich sehr verändert, doch war sie, fast 64 Jahre alt, immer noch ‚eine sehr hübsche Frau; bedeutende Augen und schöne Gestalt hatte sie sich erhalten und ein schönes Profil; aber leider wackelte der Kopf.‘ Sie starb, fünf Tage nach Vollendung ihres fünfundsiebenzigsten Jahres, am 16. Januar 1828 in Hannover.

Nach seiner Heimkehr aus Wetzlar wurde Goethe mehr als je vom Vater ermahnt, sich mit Entschiedenheit für seinen Lebensberuf thätig zu erweisen. Da aber beide darüber sehr verschiedener Ansicht waren, was des Sohnes eigentliche Lebensaufgabe sei, hielt letzterer es für angemessen, endlich sein Gewissen gegen den Vater zu erleichtern. Sie kamen überein, daß Goethe wenigstens die Praxis nicht ganz vernachlässigen solle und daß der Vater ihm die Arbeit abnehmen wolle. Dieses Abkommen konnte sich Goethe gefallen lassen. Die ‚garstigen Processe‘, die er führte, die ‚Localcommission‘, auf die er ausgeschickt wurde, die Debitsachen, in denen einige Proclamata unter seinem Namen erschienen, hatten nicht viel zu bedeuten, und es ist in der Folge zwischen Vater und Sohn mehr über Reiseprojecte, Empfang von Gästen und literarische Dinge die Rede, als über die Praxis; schon weil die Clienten ausblieben.

So verliefen die zerstreuungsvollen Tage heiter und vergnüglich; Ausflüge und stilles Arbeiten wechselten ab. Bald sehen wir Goethe in Homburg, bald in Darmstadt (December 1772), wo er Merck zeichnen und in Kupfer stechen lehrte. Freunde und Freundinnen saßen beim Wintertisch um ihn herum. Er schien stiller und geläuterter geworden zu sein. Er dachte, noch ein Maler zu werden. Alle riethen ihm zu. ‚Da mir doch alle Tugenden fehlen, sagte er, so will ich mich auf Talente legen.‘ Es wurden Reisepläne gemacht. Im Frühjahr sollte es in die Schweiz gehen, woraus freilich nichts wurde. — Von Arbeiten Goethes brachte das Jahr nichts weiter mehr, als das im November erschienene Blatt über Erwin v. Steinbach, das die gothische als deutsche Baukunst ansprach. — Das folgende Jahr, 1773, brachte der Zerstreuungen und der Arbeiten die Fülle. Ohne Leidenschaft zu leben, war ihm nicht möglich, er mußte immer eine unterhalten, sei es zu einem lieblichen Geschöpf Gottes oder zu einem aufdämmernden Bilde seiner Phantasie; nicht selten verband er beide. Götz von Berlichingen wurde zum Druck ausgearbeitet, Werther begonnen. An der Uebersetzung des Plautus von Lenz nahm Goethe thätigen, wenigstens nachbessernden Antheil. Er

selbst beschäftigte sich mit einem ‚Drama für's Aufführen‘, damit die Leute sehen sollten, ‚daß nur an ihm liege, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen.‘ Dabei wuchsen seine Ideale täglich aus an Schönheit und Größe, ‚und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so solls noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch sein Theil.‘ Kleine dramatische Sachen liefen nebenher, wie der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Bahrdt, der die Bibel in modernen Stil umschrieb; Pater Brei, von dem vorhin die Rede gewesen; auch kleine Gedichte, unter denen der schon früher entworfene Wanderer das bedeutendste war. Es erschien im September im Göttinger Musenalmanach für 1774. Nach Goethes ausdrücklicher Versicherung an Kestner ist das Gedicht in seinem Garten (zu Wetzlar?) an einem der besten Tage gemacht, ‚Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Gemüthlichkeit, all eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Dus recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, erkennen. Aber verraths keinem Menschen.‘ Seltsam freilich, daß die ganze Idee ‚der Wandrer auf den Ruinen, die Frau mit dem Knaben auf dem Arm, der Wandrer mit dem Knaben auf dem Arm und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend,‘ schon vor Goethes Bekanntschaft mit Lotte, der Braut Herders im April 1772 bekannt war, wenn gleich sie die Abschrift erst im Mai aus Wetzlar erhielt. Ein später auftauchender Irrthum ähnlicher Art betrifft Goethes Mahomet, den er nach der Bekanntschaft mit Lavater und Basedow, die erst im Jahre 1774 stattfand, ausgedacht haben will, während ein sehr bezeichnender Gesang (zwischen Ali und Fatema) im Göttinger Musenalmanach zugleich mit dem Wanderer erschien und schon im Frühjahr 1773 durch Merck an den Herausgeber eingesandt war. Vom Mahomet haben sich auch sonst noch Bruchstücke erhalten. Den Plan deutet Goethe in Dichtung und Wahrheit an. Zu den Arbeiten dieses Jahres gehören auch die beiden kleinen Flugschriften: ‚Brief des Pastors‘ u. s. w. und ‚Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen‘, von denen jene Toleranz predigt und diese sich mit der Auslegung des ‚in Zungen Reden‘ am Pfingstfeste beschäftigt. Beide sind in dem Hamann-Herderschen Stile geschrieben, der schon aus der Straßburger Periode bekannt ist.

Goethes geselliges Leben bot mannigfache Zerstreuung. Im Januar 1773 vertraut er, daß er ‚ein gewisses Mädchen in Frankfurt von Herzen lieb habe und daß er, wenn er zu heirathen hätte, gewiß vor allen andern diese nehme;‘ sie war am 11. Januar, wie Lotte, geboren und kann deshalb nicht Anna Sibylla Münch sein, deren Geburtstag auf

den 3. Juli 1758 fiel. Er putzte sie zum Balle, ohne mitzugehen. Sie glich einer Schwester Lottens. Er hieß sie, obwohl er sie nicht so lieb hatte, wie Kestner seine Braut, ‚sein liebes Weibgen‘, denn ‚neulich als sie in Gesellschaft um die Junggesellen würfelten, fiel Goethe ihr zu; sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgegeben und warf glücklich alle 6.‘ (Februar 1773.) Im April thut es ihm leid, ‚von Anngen zu gehen‘, als er am 14. nach Darmstadt wanderte, den Brautstrauß Lottes, die am 4. April verheirathet war, auf seinem Hut. Er wanderte wiederum zu Merck, um die Herausgabe des Götz zu überlegen, der in seinem und Mercks Selbstverlage erschien. Während seines dortigen Aufenthalts starb Fräulein v. Roussillon (Uranie). Sie ist die Freundin, deren Werther gleich Anfangs, im Briefe vom 17. Mai, gedenkt, ihres festen Sinnes, ihrer göttlichen Duldung. — Doch diesem Trauerfall sollte bald ein freudigeres Ereigniß folgen. Herder wurde am 2. Mai mit Karoline Flachsland getraut. Goethe wohnte der Hochzeit bei und verließ am 3. Darmstadt, das ihm nun verödet erschien. Denn auch Merck verließ es auf längere Zeit, indem er in Angelegenheiten des Hofes eine Reise nach Petersburg unternahm, von der er erst im December 1773 zurückkam. Die Vereinsamung füllte fleißiges Arbeiten am Werther aus. Auch erschienen Besuche in Frankfurt, die Goethe nicht gleichgültig waren. Im August war die La Roche mit ihrer Tochter acht Tage dort. Damals wurden die Einleitungen zur Verheirathung Maximilianes mit dem Witwer Brentano getroffen, einem reichen Frankfurter Kaufmann, den die Gesellschaft nicht für voll ansah. Goethe selbst theilte diese Ansicht nicht. Er nennt ihn ‚einen würdigen Mann, eines offenen Charakters, viel Schärfe des Verstandes und den tüchtigsten zu seinem Geschäft‘. — Durch die La Roche scheint Goethe auch mit den Frauen des Jacobi'schen Hauses bekannt geworden zu sein, die im Herbst nach Frankfurt kamen und in kurzem munterm Briefwechsel mit ihm blieben, ohne daß sich eine Bekanntschaft mit den Brüdern Friedrich und Georg Jacobi schon jetzt gemacht hätte. — Im October kam dagegen aus dem nordischen Kreise Klopstocks ein, wahrscheinlich durch Boie empfohlener Zögling ins Goethische Haus, Gottlob Fr. Ernst Schönborn, ein Schützling Bernstorffs, der als dänischer Consulatssecretär nach Algier gieng und sich nun im Goethehause die achtungsvolle Freundschaft des Vaters, das ganze Herz der Mutter und Goethes Vertrauen erwarb. Goethes Brief an Schönborn aus dem Sommer 1774 spricht dies lebendig aus. Der Besuch fiel kurz vor ein anderes Ereigniß, das Goethe noch mehr und dauernd verwaisen sollte. Seine Schwester Cornelie, die bisher an allen seinen Freuden und Leiden Theil genommen, war schon seit längerer Zeit mit J. Georg Schlosser verlobt und wurde ihm am 1. No-

vember 1773 angetraut. Das Ehepaar reiste am 7. November nach Emmendingen ab, wo Cornelie nach längerem Leiden am 8. Juni 1777 starb. Daß die Ehe keine glückliche war, wird allgemein behauptet; doch war mehr die Kränklichkeit der Frau, die ihren Mann aus Liebe genommen hatte, daran Schuld, als irgend ein anderer Grund. Schlosser heirathete eine Freundin Corneliens, Johanna Fahlmer, eine Verwandte Jacobis, wieder, die lange genug Augenzeugin in Schlossers Hause gewesen war, um nicht zu bemerken, ob an Schlosser die Schuld gelegen. Goethe rühmt seinem Schwager nach, er sei der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber gewesen.

Gegen den Schluß des Jahres schien sich plötzlich eine Aussicht zu eröffnen, die Goethe überraschte. Sie zerfloß freilich sehr bald wieder, aber die Art, wie Goethe sich dabei zeigte, verdient Erwähnung. Kestner hatte von möglicher Näherung Goethes zu ihm einen Wink gegeben. Es gieng ihm durchs Herz. ‚Mein Vater, schrieb er, hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amtes, und so, scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal wie's draussen aussieht. Aber die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann biss ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präsident v. Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bissgen Theorie und Menschenverstand richtens nicht aus. — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne ieden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justiz-Collegio — Ich habe mich von iehen gehütet ein Spiel zu spielen da ich der unerfahrenste am Tische war — Also.‘ — Diese Aeußerungen werfen ein helles Licht rückwärts und vorwärts; sie bestätigen was bisher über seine ‚Praxis‘ gesagt ist und zeigen, wie der Vater über den Eintritt in fremde Dienste gesinnt war. Bis die Entscheidung darüber näher rückte, waren noch zwei inhaltsreiche Jahre zu durchmessen.

Am 15. Januar 1774 traf Peter Brentano mit seiner jungen Frau, Maxe, die ihm am 9. in Ehrenbreitstein angetraut war, in Frankfurt ein. Frau La Roche begleitete das junge Paar und blieb bis zum Schluß des Monats. Die ganze Zeit über war bei Goethe keine Branche seiner Existenz einsam. Er freute sich dieser mit schwärmenden Festen angekündigten neuen Erweiterung seines Frankfurter Lebens und das Schicksal, mit dem er sich so oft herumgebissen, wurde jetzt höflich betitelt,

das schöne, weise Schicksal, ‚denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer ein Engel, die mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen anzieht, und das Gefühl das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.‘ Aber Brentano war so thöricht nicht, er wünschte dringend, daß Goethe sein Haus besuche, und dieser spielte mit den Kindern — es waren deren fünf aus erster Ehe — und begleitete mit dem Baß die Frau am Clavier, oder wie Merck, sehr spöttisch über diese Verbindung gestimmt, seiner Frau berichtet, er hatte sie über die Gerüche von Oel und Käse und über die Manieren ihres Mannes zu trösten. Im Werther, der ihn um diese Zeit eifrig beschäftigte, erscheint Fräulein B. mit Zügen der jungen Frau ausgestattet. Bald sah er sie nur selten; doch wenn sie ihm begegnete, wars immer wie eine Erscheinung vom Himmel. Es bildete sich damals ein andrer Kreis um den jungen berühmten Dichter, theils ältere Freunde, theils neue Bekannte. Zu jenen gehörten die Jugendfreunde Horn, Riese und Crespel. Ihnen gesellte sich der katholische Prediger Dumeix, eine Kaufmannsfrau Serviere, die ein Parfümeriegeschäft ihres abwesenden Mannes versah, die ältern Freundinnen Corneliens, so weit sie nicht verheirathet waren, die schon genannte Anna Sibylla Münch, Tochter des Kaufmanns Philipp Anselm Münch, der ein großes angenehmes Haus machte, und H. Leopold Wagner mit Maximilian Klinger. Während Anna Münch ihn zu der Abfassung des Clavigo beim Worte genommen haben soll (wobei ein Gedächtnißirrthum wahrscheinlich ist), waren die beiden letztgenannten Genossen seine literarischen Vertrauten. Ueber Klinger, den allgemein Gekannten, dessen ‚leidendes Weib‘ Goethen einführt, bedarf es keiner weiteren Mittheilungen, wohl aber über Leopold Wagner (geb. 1747 in Straßburg, gest. 1779), den Goethe zwar ‚nicht ohne Talent, Geist und Unterricht‘ nennt, aber doch, wie so manchen Jugendgenossen, nicht mehr deutlich vor der Erinnerung hatte. Lessing, der ihn freilich für Lenz ansah, äußerte gegen seinen Bruder (8. Januar 1777), es sei immer noch ein ganz andrer Kopf als Klinger; er hatte seine ‚Kindermörderin‘ (in der Bearbeitung des jüngeren Lessing) mit Vergnügen gelesen. In Bezug auf dies Trauerspiel bemerkt Goethe, Wagner habe die Idee dazu von ihm und zwar von Gretchen im Faust entlehnt, was unmöglich ist, da nicht ein einziger Zug übereinstimmt, als der Mord, den Evchen und Gretchen an einem Kinde vollbringen; in allen übrigen Stücken sind beide so verschieden, wie Lenzens Komödien und Faust. Bei Wagner ist ein Versinken im Rohen, Gemeinen und Grellen wie bei Lenz, und ebenso

wie bei diesem eine unleugbare Gestaltungskraft, die nur nicht zur Durchbildung gelangte. Wagners ‚Reue nach der That‘ war ein Vorläufer von Schillers Kabale und Liebe und darf sich im Einzelnen, freilich nur im Einzelnen, damit messen. Der vielverbreitete Irrthum, als habe Goethe Wagners Namen im Faust von diesem Jugendgenossen entlehnt, erledigt sich schon durch den Umstand, daß Fausts Famulus bereits im Volksbuche Wagner heißt. Eine treffliche Monographie Erich Schmidts über Wagner ist bereits in zweiter Auflage erschienen.

Goethe wandte sich mit seinem Kreise spröde und erbittert von den strebenden Geistern am Niederrhein ab. Die Bekanntschaft mit Jacobis Frau, Elisabeth, mit seiner Schwester Charlotte, mit seiner Tante Johanne Fahlmer hatte in diesem Verhältniß nichts gebessert. ‚Nach Düsseldorf, schrieb er im Febr. 1774 an die La Roche, kann und mag ich nicht. Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekanntschaften geht wie mit gewissen Ländern; ich könnte hundert Jahr Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen.‘ Noch entschiedner heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Kestner: ‚Die Iris ist eine kindische Entreprise und soll ihm (Georg Jacobi) verziehen werden, weil er Geld dabei zu schneiden denkt. Eigentlich wollten die Jackerls den Merkur minieren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können.‘ In diesem Verhältniß sollte bald eine große Umwandlung eintreten, wie auch das verbitterte zu Wieland noch vor Jahresschluß eine friedlichere Wendung erhielt.

Der von Wieland seit dem Beginn 1773 herausgegebene deutsche Merkur, für dessen Verbreitung Goethe Anfangs selbst geworben hatte, blieb hinter seinen Ansprüchen weit zurück und ärgerte ihn durch die Mattherzigkeit dessen, was er gab, worunter J. Georg Jacobis Beiträge nicht das Tüchtigste waren. Als nun aber Wieland von dem weimarischen Erfolge seiner Alceste über den Werth derselben sich soweit verblendete, wie er es in den Briefen that, die er im Merkur veröffentlichte, ergrimmte Goethe über diese Prätensionen und überbot die schlaffe Mattherzigkeit, die hier dem griechischen Alterthum aufgedrungen war, mit der übertriebenen Derbheit der Geniemanier: Wieland im Schlafrock und der Nachtmütze und Herkules den Mund voll cynischer Reden. Die Farce Götter, Helden und Wieland würde wohl, wie ähnliche, liegen geblieben sein, wenn nicht Lenz, dem sie Goethe mitgetheilt, sie in Kehl eigenmächtig, aber in keiner bösen Absicht gegen Goethe, hätte drucken lassen. Die Jugend begann damals gegen Wieland sich zu empören, die Göttinger Dichter machten Fidibus

aus dem Idris, die ganze Richtung der Zeit war eine der wielandschen Manier entgegengesetzte, und ohne eine Erfrischung seines großen Talents an dem neu erwachenden Geiste würde Wieland bald untergegangen sein. Jene Farce war im März 1774 schon in aller Händen. ‚Mein garstig Zeug gegen Wieland, schrieb Goethe an Kestner, macht mehr Lärm als ich dachte. Er führt sich gut dabei auf, wie ich höre, und so bin ich im Tort.‘ Doch an die La Roche heißt es: ‚Ich dachte, Wieland sollte sich so albern nicht geberden. Denn was ist an der ganzen Sache? Ich hab ihm ein Gartenhäuschen seines papiernen Ruhmes abgebrannt; kommt er darüber außer sich, was wird er erst gegen das Schicksal toben, das mit unerhörter Impertinenz den Scheschianischen Palast, mit so viel Kunstwerken und Kostbarkeiten, der Arbeit so vieler Hundert Menschenseelen, in vier und zwanzig Stunden in die Asche legt.‘ Wieland empfahl im Merkur ‚diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig den auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist.‘ Gleichzeitig wünschte er aber (in der Recension des Götz), daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zur Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigenen Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Goethe aber solle eine Freude daran haben, Personalsatiren auf den Ersten den Besten zu machen, der ihm in den Wurf komme. Voß wußte, daß Goethe noch ähnliche Satiren liegen habe, unter anderm auch gegen Jacobi. In Wahrheit, die veröffentlichten waren nur Proben einer größeren Reihe, die durch Goethes Sorglosigkeit unvollständig geworden ist. Galt ihm doch selbst der Satyros, über den in der Einleitung zum XVI. Bande Näheres, für verloren, bis Jacobi ihm denselben zurückstellte. Was er im Jahr 1774 fertig daran beisammen hatte, wurde einzeln, oder in dem ‚Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiele‘ veröffentlicht, in dem auch das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern zuerst erschien. Andre Stücke, wie Hanswursts Hochzeit, blieben unvollendet.

Neben diesen aristophanischen Studien gab Goethe den Wetteifer mit Shakespeare oder Aeschylos nicht auf. Er begann, einen Cäsar, von dem er schon bei Schönborns Anwesenheit in Frankfurt gesprochen, weiter auszubilden; doch hat sich nichts als einige hingeworfene Sätze daraus erhalten, die vielleicht noch aus der Straßburger Zeit herstammen, da sie einer ersten genaueren Bekanntschaft mit Shakespeares Manier ihre Entstehung zu verdanken scheinen. — Den Plan zum Prometheus

hat Goethe mitgetheilt und was von dem Stücke fertig geworden, zwei Acte, kann für ein Ganzes gelten. Auch der Ewige Jude fällt in diese Zeit, die wenn man Clavigo und die Arbeit am Faust, vielleicht auch Stella dazu rechnet, als eine ungemein reichhaltige und trotz der Zersplitterungen durch Reisen und Besuche eine fleißig ausgenutzte sich darstellt.

Zu Anfang Juni 1774 erwartete Goethe einen neuen Freund, Lavater. Auf Herders Empfehlung hatte sich dieser an Goethe als einen großen Zeichner gewandt, um für seine damals beabsichtigte Physiognomik sich seinen Beistand zu erbitten. Goethe, der gleich mit ganzem Eifer darauf eingieng, wünschte eine persönliche Bekanntschaft, zu der sich Gelegenheit fand, als Lavater, mit Zeichnern umgeben, im Juli 1774 seine Reise nach Ems machte. Er blieb fast eine Woche im Goetheschen Hause und gewann die Achtung der Eltern des Dichters, der ihn nach Ems begleitete, aber bald zurückkehrte, weil seine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß er sie kaum verlassen durfte. In der That hatte er damals, laut einer Aufforderung in den Frankfurter Nachrichten vom 10. Juni, eine Sache für die ‚Vorstadt- und Buddeischen Herren Erben' zu führen, die ihm jedoch nicht viel Kopfbrechens gemacht und nicht viel Zeit weggenommen haben wird, da er mit Basedow, dem damals berühmten Regenerator des Erziehungswesens, der ihn am 12. Juli in Frankfurt besuchte, schon am 15. aufbrach, um ihn nach Ems zu begleiten und Lavater wiederzusehen. Von da reiste die ganze Gesellschaft die Lahn hinunter nach Coblenz, wo Goethe bei dem bekannten Diner als Weltkind zwischen den beiden Propheten mitteninne, von denen der Eine einem Pfarrer die Apokalypse auslegte, der Andere seinen Nachbar Tanzmeister über die Taufe belehrte, einen Hahnen verzehrte. Mit Basedow bildete sich kein Verhältniß, er war zu ungeschlacht: seine Manieren widerstanden Goethe. Zu Lavater fühlte sich der junge Freund um so inniger hingezogen. Zwar lachte er ihn aus, daß er jede Viertelstunde an die Seinigen schrieb und mit jeder Post Briefe und Zettelchen erhielt, worauf eigentlich nichts stand, als daß sie sich wie vor vier Wochen noch immer herzlich liebten. Aber diese seltsam schwärmerische Natur, in der eine unendliche Fülle der Liebe zu wohnen schien, imponierte ihm. Die physiognomische Theorie Lavaters, die aus der Profillinie die Eigenschaften der Menschen erkennen wollte, deuchte ihn eine neue wirksame Handhabe, die Räthsel der Natur zu lösen. Eine Zeitlang schwärmte er eifrig mit, wurde aber bald genug gewahr, daß aus jener Linie nur bekannte Eigenschaften herausgelesen wurden, und daß die täuschende Wissenschaft unbekannten Profilen gegenüber in schwankender Verlegenheit verstummte oder sich ärgerliche Blößen gab.

Den großen Erfolg der ‚Physiognomischen Fragmente' verursachten theils die schönen Kupferstiche, theils die Eitelkeit der Menschen, sich abgebildet und ihre Silhouetten oder ausgeführten Bildnisse mit schmeichelhaften Andeutungen begleitet zu sehen. Dabei wurden die Berühmteren mit Namen genannt, der Bescheidenheit aber blieb überlassen, sich zu diesem oder jenem Bilde oder Typus der Gesichtsformen zu bekennen.

Von Ehrenbreitstein aus, wo Frau v. La Roche eindringlich zugeredet haben mochte, folgte Goethe dem Rhein abwärts nach Düsseldorf, um die Familie Jacobis aufzusuchen. Er hatte sich dort kürzlich durch einen Brief an Heinse über dessen Laidion wenigstens etwas genähert. Als er dort eintraf, fand er das Haus leer, Fritz war nach Elberfeld, seine Frau zu den Eltern nach Vaels gereist, die übrigen in Pempelfort. Nach einem Gange auf die Galerie, die ‚seines Herzens Härtigkeit erweichte', gieng er nach Pempelfort hinaus, um wenigstens Jacobis Schwestern, Charlotte und Helene, sammt den Kindern zu sehen. Nachmittags zog er weiter, nach Elberfeld, wo er seinem alten Freund Jung-Stilling und endlich, unangemeldet und unvorbereitet, auch Jacobi gegenübertrat. Wer die seltsame Menschensammlung, die sich in Elberfeld um einen Tisch schaarte, kennen lernen will, muß Jung-Stillings romanhaft gehaltenen Bericht in dessen Wanderschaft nachlesen. Auch Lavater hatte sich unerwartet eingefunden, und Heinse saß mit Physiognomikern, Mystikern und Pietisten an demselben Tische, die den unruhigen, um den Tisch tanzenden Goethe, den dieser Zirkel von Menschen königlich gaudierte, ab und an mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansahen, worauf er sie mit großem hellem Blick darniederschoß. Die Frommen entfernten sich bald, Goethe aber reiste mit Jacobi und Heinse nach Düsseldorf zurück und zog dann, von beiden Jacobis bis Köln begleitet, wieder rheinaufwärts. Vierzig Jahr später erinnerte F. Jacobi den Freund noch mit der ganzen Glut der Jugend an die Stunden in Köln, ‚an das Jabachsche Haus, das Schloß zu Bensberg, die Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; an den Saal in dem Gasthof zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze „Es war ein Buhle frech genung" — und andere hersagtest . . . Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen.' — Auch Goethe, der am 27. Juli in Ems nochmals mit Lavater und Basedow zusammentraf und am 13. August wieder in Frankfurt war, hatte damals dieselben Empfindungen. An Jacobis Frau schrieb er: ‚Ihr Fritz, Betty, mein Fritz: Sie triumphieren, Betty,

und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschalliert, excusiert; grad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.' Und an Jacobi selbst: ‚Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er giebt. O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft würckts in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wiedertreffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.' Goethe war der Mann, dessen Jacobis Herz bedurft hatte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten und ausdauern konnte. ‚Mein Charakter, bekennt Jacobi der La Roche, wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verschlossenen, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit gegeben.' Und an Wieland schrieb er nach dieser ersten Bekanntschaft, je mehr ers überdenke, je lebhafter empfinde er die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen, nicht gehört habe, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Heinse nenne ihn Genie, Kraft und Stärke vom Wirbel bis zur Zehe, und er selbst möchte ihn einen Besessenen nennen, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln. Man brauche nur eine Viertelstunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denke und handle. Doch sei damit nicht angedeutet, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders sei sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfalte, wie die Saat reife, der Baum in die Höhe wachse und sich kröne. Diese tiefen Eindrücke wiederholt Jacobi fast wörtlich aus seinen Briefen im gleichzeitigen ‚Allwill' als Züge dieses im Uebrigen mit Goethes kräftiger Gestalt in keinem Stücke übereinstimmenden Helden. Wie gewaltig Goethes persönliche Erscheinung wirkte, klingt in allen Briefen des Düsseldorfer Kreises wieder. Heinsen war er ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. Er kannte keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll

von eignem Genie gewesen wäre, wie dieser. ‚Da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort.‘ ‚Lavater nennt ihn in seiner stammelnden Manier ‚den Unvergleichlichen, Einzigen‘, ‚den furchtbarsten und den liebenswürdigsten Menschen‘. Goethe aber hatte dem neuen Freunde Jacobi ins Herz geredet, das Speculieren einmal zu lassen und anstatt zu betrachten, lieber zu schaffen. Jacobi entwarf alsbald einen Roman in Briefen und fieng an ihn auszuarbeiten. Es waren die form- und gestaltlosen ‚Allwills Papiere‘, die gleich frischweg an den deutschen Merkur abgesandt wurden und sich neben Werther, der im September erschien, wie die Caricatur zur Natur ausnahmen. Denn bei allen jugendlichen Selbsttäuschungen der beiden neuen Freunde war die Grundverschiedenheit ihres Wesens doch nicht zu verdecken. Goethe ließ in voller Gesundheit Herz und Geist gleichen Schritt gehen, Jacobi drängte sich mit krampfhafter Gewaltsamkeit aus seiner unklaren Ideenwelt zum schaffenden Leben; während Goethe aus seinem Leben Gedichte pflückte, wollte Jacobi sein Leben zum Gedicht machen. Es konnte nichts charakteristischer für ihn sein, als nach Goethes Abreise sein Zug in den Wald, den er Goethen in dessen nachgeahmter Redeweise schildert, als ob in diesen Phantastereien und im Verschlucken des stummen e Goethes Wesen liege. Diese allzu heiß begonnene Freundschaft konnte nicht von Dauer sein, da Goethe nur gab, Jacobi nur empfieng und nicht einmal zu nutzen wußte, was er empfieng. Wie anders mochte Goethe die Natur entzücken, da die ‚Catrin Lisbet, seine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwätzern‘ bald nach seiner Heimkehr zu ihm in die Stube trat und ihm von ‚dem herzlieben Lottgen‘ erzählte, wie sie so garstig gewesen und ein gut Kind, und wie sie die ‚Schlockerhändgen‘, die Lotte gemacht, ihm vormachte.

Der erste Ausflug, den Goethe nach der Rheinreise unternahm, war nach Langen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, wo er mit Merck zusammentraf, um ihm von seiner Aussöhnung mit Jacobi und seinen Plänen zu berichten. Einige Tage vorher hatte ihn Gotter besucht, der mit zwei Schwestern nach Lyon reiste, um dort eine Schwester zu sehen. Er war gut, sehr krank, doch munter; ihr altes Leben ward recapituliert; Goethe schwätzte ihm allerlei vor, und so gieng er wieder. ‚Darin hab ichs gut, ruft er Kestner zu, wenn meine Freunde halbweg reisen, so müssen sie zu mir, bei mir vorbei und zollen.‘ So erwähnt er, am 23. September, während die Messe um ihn her kreischte, seine Freunde seien in Frankfurt, und Vergangenheit und Zukunft schwebe wunderbar in einander. Mit dem Schweizer Karl Ulysses v. Salis-Marschlins, der seines Erziehungsinstitutes wegen eine Reise nach Dessau machte, wurde Goethe um diese Zeit gleichfalls bekannt. Doch hatte die

Begegnung keine weitere Folge. Interessanter mochte ihm sein, daß sich Klopstock, mit dem er seit dem Frühjahr in Briefwechsel stand, bei ihm anmeldete. Klopstock, dessen Messias abgeschlossen erschienen war und dessen eben erschienene Gelehrtenrepublik die seltsam gespannten Erwartungen des Publikums zwar getäuscht, der Verehrung für den Dichter aber keinen Eintrag gethan, war, auf seiner geräuschlosen Reise nach Karlsruhe begriffen, durch den Mangel an Postpferden in Göttingen, wo ihm die Verehrung des jungen Dichterbundes Ersatz für den Verkehr mit den Universitätsperrücken gewährte, länger, als er erwartet hatte, zurückgehalten und deshalb von Goethe, der ihm bis Friedberg entgegengereist war, vergebens erwartet worden. Endlich kam er in den ersten Tagen des Octobers in Frankfurt an und stimmte die hohe Meinung, die ihm entgegenkam, zwar nicht herunter, hatte aber, ein Vierteljahrhundert älter als Goethe, ein fertiger Ruhm dem aufglänzenden Gestirn gegenüber, nicht die Anziehungskraft, die zu einem innigeren Verhältniß hätte führen können. Seine weltmännischen Manieren paßten zu dem freien, offenen, unbefangenen Wesen des Jüngeren sehr wenig. Die Richtungen beider lagen weit aus einander. Jener hatte sich zu einer feierlichen Persönlichkeit, dieser nur seine Natur herausgebildet. Dennoch war die Verehrung Goethes und die Empfindung, wie große Ehre ihm dieser Besuch machte, stark genug, um dem Gaste angenehme Tage zu bereiten. Goethe theilte ihm vielleicht schon damals Scenen aus seinem Faust mit, an denen Klopstock wenig Geschmack fand, wie er denn noch nach Jahren, als das erste Fragment erschienen war, über die ‚traurige Genieerei der Fauste‘ traurig genug epigrammatisierte. Goethe begleitete ihn damals, wie es scheint, eine Strecke Weges und dichtete am 10. October im Postwagen die Apostrophe ‚An Schwager Kronos‘.

Nach diesem Besuch lag er, wie er der La Roche schreibt, stumm in sich gekehrt und ahndete in seiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in ihm liege, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch ihm und den Seinigen zugedacht habe, ob er einen Fels finde, drauf eine Burg zu bauen, wohin er im letzten Nothfall sich mit seiner Habe flüchte. Diese schwermüthigen Betrachtungen, deren bestimmte Veranlassung nicht deutlich nachzuweisen ist, die sich aber vielleicht auf ein keimendes Verhältniß beziehen, das uns bald klarer gegenübertritt, wichen, als der Winter sich entschieden einstellte und am 10. November das erste Eis brachte. Es fror so stark, daß bald darauf der kleine Teich, der flach vor der Stadt lag, trug. Alsbald wurde Bahn geschaufelt und nun mit den Freunden das Vergnügen des Schrittschuhlaufens, das Klopstock besungen und empfohlen hatte, bis zum unfreund-

lichen Abend gekostet. An einem solchen Abend schrieb er dann die Verse in das alte bei Crespels aufgefundene Stammbuch J. Peter Reyniers, die einen heitern Einblick in das trauliche Leben hinterm Ofen eröffnen. Die darin erwähnten zwei großen Diebe von Post und Kirche waren seine Freunde Crespel und Riese, zu denen nur Horn deshalb nicht gesellt ist, weil er den Abend nicht zugegen war. — Dann, wie er am Tage drauf meldete, ordnete er, lernte er und gieng nach Offenbach, ‚wenn was dran liegt', begann in Oel zu malen, portraitierte ins Große und machte kleine Liebeslieder. Einige Gedichte dieser Art aus älterer Zeit sandte er am 1. December an den älteren Jacobi, Johann Georg, den Herausgeber der Iris, den er an die guten Stunden erinnerte, die sie von Düsseldorf nach Köln geführt, und mit der Bemerkung, daß er den jüngeren Bruder, Fritz, gegen Ende des Jahres in Frankfurt erwarte, einlud, auch einmal zu versuchen, wie sich's auf reichsstädtischem Sande sitze. So hatte er auch nach dieser Seite hin, durch Theilnahme an der einst so wegwerfend erwähnten Iris, seinen Frieden geschlossen. Es sollte nicht lange währen, so schloß er ihn auch mit Wieland.

Am 12. December trat in der Dämmerung ein Fremder bei ihm ein, den er für den erwarteten Fritz Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig v. Knebel, der im Gefolge der auf einer Reise nach Karlsruhe begriffenen Prinzen Karl August und Konstantin von Sachsen-Weimar-Eisenach, in Frankfurt angekommen war und den Dichter des Götz, des Clavigo und Werther kennen zu lernen wünschte. Er war seit einigen Monaten Instructor des jüngeren Prinzen, besonders in militärischen Wissenschaften. Durch Knebel wurde Goethe den Prinzen vorgestellt, die lebhaftes Gefallen an dem jungen Manne, der ihnen freilich an Jahren überlegen war, unverholen zu erkennen gaben. Besonders fühlte sich Karl August zu ihm hingezogen und sein Wille, obgleich er damals noch nicht mündig war, hatte doch Gewicht genug, daß Graf Görz, der die Reise leitete, einer Einladung nach Mainz nicht hinderlich sein konnte. Während sie dorthin weiterreisten, blieb Knebel bei Goethe zurück, ‚um den besten aller Menschen zu genießen'. Am 13. folgten dann beide den Prinzen nach Mainz. Knebel hatte die Rede auch auf Goethes Farce gegen Wieland gebracht und es, ohne weitaussehende Nebengedanken, lediglich der Sache wegen für löblich gehalten, wenn der jüngere Mann dem ältern in derselben freimüthigen Weise, wie ihm, bekenne, daß er eigentlich nichts gegen Wielands Person habe und auf die Satire keinen Nachdruck lege. Von Mainz aus schrieb Goethe an Wieland und erhielt, wie aus einem Brief an die La Roche ersichtlich, auch Antwort von ihm, wie er sie vorgefühlt. ‚Das ist ein Verfluchtes, daß ich anfange, mich mit niemand mehr mißzuver-

stehn', als ob er die Epoche fühlte, die sich ankündigte, und ärgerlich-humoristisch nach der Zeit zurückverlangte, da er sich im freien Jugendmuth vor keinem Anstoßen und Anbinden gescheut hatte.

Als er heimkam, war seine gute Klettenberg gestorben (13. December) und begraben (16.), sie, die ihm so lieb, so viel war. An die La Roche schrieb er: ‚Mama, das picht die Kerls und lehrt sie, die Köpfe strack halten'. Er hatte wohl Grund dazu, denn bevor er an die Stätte versetzt werden sollte, auf der sich sein Leben voll entfalten konnte, hatte er noch ein schweres Jahr durchzumachen; glücklich genug für ihn, daß das Schicksal, ‚das schöne, weise Schicksal' ihm wieder Gelegenheit gab, sich mit ihm ‚herumzubeißen', und ihn vor der Einklammrung in kleine, wenn auch nicht reizlose bürgerliche Verhältnisse bewahrte.

Als er im Januar 1775 die Briefe des vergangenen Jahres sortierte und aufschrieb, giengen ihm mancherlei alt neue Ideen durch den Kopf. ‚Wenn man so den moralischen Schneeballen seines Ich ein Jahr weiter gewälzt hat, er hat doch ¡um ein Gutes zugenommen. Gott verhüte Thauwetter!' Zunächst wälzte er den physiognomischen Ballen für Lavater, der das Manuscript zu seinem großen Werke an den Buchhändler Reich durch Goethes Hände gehen ließ. Die Beiträge, welche Goethe zu den ‚Fragmenten' lieferte, sind in seine Werke nicht aufgenommen und von Lavater wohl nur theilweise angezeigt; sie sind nicht unbeträchtlich und würden, könnte hier eine ausführlichere Darstellung gegeben werden, als Symptome seiner Mitleidenschaft an der physiognomischen Zeitepidemie einzuschalten sein. — Dann wälzte er den Ballen in geselligen Zerstreuungen weiter. Er war lebensfroh, im starken Treiben. Fritz Jacobi war zum Besuch gekommen, mit dem er seine Dichtungen, die noch im Manuscripte lagen, durchsah. Jacobi lernte hier schon den Faust so kennen, daß ihm nach dem Erscheinen des Fragments fast nichts Neues darin begegnete. So erfreulich Goethe die Gegenwart des Freundes auch war, so gern er auch Erwin und Elmire, ein Singspiel, an dem er schon 1773 gearbeitet und das er am 6. Februar absandte, für die Iris zusagte,' konnte er doch zu keiner Arbeit kommen und bat den Freund endlich zu gehen. Dieser reiste am 5. Februar, nach fast vierwöchigem Aufenthalt, über Mannheim nach Karlsruhe. Auf der Rückreise blieb er dann wieder vom 24. Februar bis zum 2. März in Frankfurt, wo Goethe durch den Besuch des in einer Augenkur damals unglücklichen Jung-Stilling und durch die Strudel der Wintervergnügungen bald hier bald dorthin getrieben wurde. In diesen Tagen, während des ersten oder zweiten Aufenthalts, lernte Jacobi bei Goethe auch Klinger kennen, dessen er sich nach dreißig Jahren noch erinnerte. Fraglich ist es, ob Goethe ihn auch mit Elisabeth Schönemann (Lili) zu-

sammen zu führen Gelegenheit hatte oder haben wollte. Schon seit dem Spätherbst des vorigen Jahres hatte er dies junge Kind (getauft 23. Juli 1758) einer reichen Wittwe, geborene d'Orville, kennen gelernt und sich zu dem schönen muntern gefallsüchtigen Mädchen hingezogen gefühlt. Bald wurden beide vertraut und, um kurz zu sein, von einer Freundin des Hauses, fast ohne selbst zu wissen, wie es zugegangen, mit einander verlobt. Goethes Eltern waren der Heirath anfänglich sehr entgegen, da sie eine solche Putzdame für ihr Haus nicht passend hielten. Goethe selbst will nach seinen Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung Lili leidenschaftlich geliebt haben und war jedenfalls entschlossen, sie zu heirathen. Die Stürme aber, die hier vor der Hochzeit kamen und ihn damals von Stimmung zu Stimmung warfen, ihn beglückten, weil er ohne solche Aufregungen nicht glaubte leben und lieben zu können, ihn aber ebenso oft und tief erschütterten, wie aus den leidenschaftlichen Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg, den treuesten Reflexen seines damaligen inneren Lebens, hervorgeht — diese stets wiederkehrenden Stürme öffneten ihm früh die Augen. Schon im April war er entschlossen, zu verreisen. Aber das Sehen that ihm zu weh; er schloß die Augen wieder und ließ sich wieder leiten, gängeln und quälen. Er schildert sich selbst in seiner Doppelnatur, den Fastnachtsgoethe, der im galonierten Rock, sonst vom Kopfe zum Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom umgebenden Prachtglanze der Wand- und Kronleuchter, von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball sich treiben läßt und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht — und den Goethe, der im grauen Biberfrack in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maaße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er macht, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Diese streitenden Naturen suchte er zu versöhnen, aber der Preis war nicht der, um den er da war, die große Dame konnte ihn nicht beglücken, und seine tiefe Liebesfülle war zu gut zum Spielen. In seiner Unruhe um ein Lebensglück, das er wie verirrt suchte, erhob ihn dann, daß sehr viel edle Menschen von allerlei Enden des Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in seine Gegend zu ihm kamen, manch-

mal vorübergiengen, manchmal verweilten. ‚Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet.‘ Es mag dahin gestellt sein, zu welcher Gattung er die Prinzen von Meiningen rechnete, Karl August und Georg, die durch Frankfurt reisten und ihn und seinen Freund Riese am 2. Februar zu Tisch geladen hatten. Karl August, wie jener weimarische auch ein minorenner Thronerbe, berichtet darüber seiner Schwester Marie Charlotte, Herzogin von Gotha, er habe neben Goethe gesessen: ‚Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amusant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur Gotters, hat seine ganz eigenen Façons, so wie er überhaupt zu einer besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.‘ Auch Klopstock, der schon im Februar die Rückreise beschlossen hatte, kam am 30. März, auf der Fahrt von Karlsruhe nach Hamburg, wieder zu Goethe. Einer seiner Brüder, der zehn Jahre in Madrid gewesen, hatte ihn überrascht und zur Mitreise beredet. Die Gerüchte, daß er in Verdruß plötzlich abgereist, waren falsch. Er fand Goethen diesmal ‚in sonderbarer Bewegung‘, so daß dieser ‚von dem Theuren nur schlurpfte‘. Jene Bewegung war eben der Zwiespalt zwischen Neigung und Wunsch frei zu sein, dem er folgte, als die Brüder Christian und Friedrich Leopold Stolberg mit Haugwitz im Mai auf dem Wege in die Schweiz bei ihm einkehrten und ihn leicht beredeten sie zu begleiten. Als diese drei und Goethe wie die vier Haimonskinder von Goethes Mutter mit Tyrannenblut ihren Tyrannenhaß hinunterzuspülen ermahnt wurden, erhielt die Frau den Namen der Frau Aja, den sie wie einen Ehrennamen beibehielt. Mit ihnen und Klinger machte Goethe Ausflüge bis zur Ingelheimer Au und riß sich dann aus der ‚Strudelei, der Unmäßigkeit des Vergnügens, und Schmerzens‘ los und reiste mit ihnen über Emmendingen, wo er seine Schwester am 4. Juni zum letztenmale sah, in die Schweiz. Von dieser Reise stammen die dem Werther angehängten Briefe. Am 5. Juni war er auf dem Wege nach Schaffhausen, am 12. an Lavaters Pult, am 19. in Altorf, am 20. bestieg er den Gotthard, am 2. Juli finden wir ihn wieder bei Lavater, zwischen dem 10. und 14. traf er mit Zimmermann in Straßburg zusammen, der ihm eine Silhouette der Frau v. Stein in Weimar zeigte, unter welche Goethe schrieb: ‚Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.‘ Zimmermann verfehlte nicht, der Frau v. Stein darüber genauen Bericht zu erstatten. Am 25. Juli schrieb Goethe wieder aus Frankfurt an Auguste Stolberg, und am 27.

an die La Roche: ‚Mir ists wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort.‘ — Während seiner Abwesenheit waren die weimarischen Prinzen, die von Karlsruhe aus mit Erlaubniß ihrer Mutter eine Reise nach Paris gemacht, von da wieder auf der Heimreise durch Frankfurt gekommen. — Das Drängen und Treiben begann wieder; schon am 5. August dachte Goethe daran, nach Italien zu reisen, aber Lili-Belinde zog ihn unwiderstehlich zurück, bis endlich auch diese Fesseln rissen wie sie geknüpft waren, man wußte nicht wie.

Da Goethe des Besuches bei Sulzer in Frankfurt (2. September) selbst gedenkt, möge hier auch aus Sulzers Tagebuch einer nach Nizza gethanen Reise dessen Mittheilung angeführt werden: ‚Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl in politischen als gelehrten Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik, Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.‘ Ist es nicht, als habe Sulzer Goethes Wort aus den Frankfurter Anzeigen über seine Allgemeine Theorie der schönen Künste bestätigen wollen, daß er wohl trübsinnigen Eifer, aber keinen heitern Glauben habe? Der große Philosoph, der schon zu Lessings Berliner Zeit veraltete, stellte in seiner Theorie die Grundsätze einer untergehenden Welt zusammen; wie hätte er dem glänzend aufgehenden Stern einer jugendlich erwachenden gerecht sein können!

Der Herbst 1775 verlief unter den buntesten Zerstreuungen. Am 10. September feierte der Prediger Joh. Ludwig Ewald (geb. 1747), ein Freund Goethes, in Offenbach seine Vermählung mit Gertrud du Fay, zu der Goethe das ‚Bundeslied‘ dichtete. Mit Ewald, der sich in dichterischen Productionen versuchte, stand Goethe damals in mannigfachem Verkehr und theilte ihm kleine Gedichte mit, deren Existenz er später vergaß, z. B. Sehnsucht (‚Dies wird die letzte Thrän' nicht sein‘), ein Lied, das Ewald 1793 in seiner Urania veröffentlichte.

Das vielbewegte Treiben der nächsten Woche schildert Goethe tagebuchartig in den Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg. Der Zerfall mit Lili tritt immer entschiedener hervor, doch ist der nächste Anlaß nicht deutlich zu erkennen. Am 19. September sollte ein Maskenball stattfinden, auf den sich Goethe freute. Allein Lili weigerte sich zu kommen, was Goethe verstimmte. Ihm war's in all der Bewegung, ‚wie einer Ratte, die Gift gefressen hat und von unauslöschlich verderblichem Feuer glüht‘.

Am Dienstage, 19. September, waren die Prinzen von Meiningen

von ihrer Reise durch die Schweiz und das Elsaß wieder in Frankfurt angekommen und erwarteten dort ihre Mutter. Goethe, der auf dem Balle bis sechs Uhr Morgens geblieben war, aber nur zwei Menuets getanzt hatte, stellte sich den Prinzen Nachmittags vor, gieng ums Thor, in die Komödie und sagte Lili, die in den Briefen aus Frankfurt bei dieser Gelegenheit zum letztenmale genannt wird, sieben Worte. Der Bruch war geschehen; Goethe war der Fesseln ledig und trug sie fortan nicht zur Last, allenfalls als eine rhetorische Figur. Elisabeth Schönemann verlobte sich im nächsten Jahre mit einem Straßburger Bankier v. Türkheim. Als Goethe, halb im Schlafe, die Nachricht erhielt, kehrte er sich um und schlief weiter. (Lili wurde am 25. August 1778 getraut und starb am 6. Mai 1817 in Kraut-Egersheim bei Straßburg.)

Am 21. September war auch die Herzogin von Meiningen in Frankfurt eingetroffen, um ihre Söhne abzuholen. Zugleich mit ihnen war der Herzog von Weimar, der die Regierung am 3. September angetreten hatte (damals achtzehn Jahr alt), sowie die verwittwete Markgräfin von Baireuth anwesend. Zu all diesen ‚Altessen' trat Goethe, der in diesen Tagen auch Zimmermann zum Besuch hatte, in Beziehung. Am 21. erwartete er einen Mann von Geist, der sich bei ihm hatte melden lassen; es war Zimmermann, der mehre Tage bei Goethe blieb und am 27. schon in der Wetterau bei einem Herrn v. Löw in Staden sich zerstreute. Zimmermann war Zeuge, daß der Herzog von Weimar ganz verliebt war in Goethe, ‚eins der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die jemals in der Welt erschienen sind', sah aber auch, wie dieser ‚große Mann dem Vater und der Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn' war, daß es kaum möglich schien, ihn anders, als ‚durch das Medium der Liebe zu sehen'. Goethe nennt den Gastfreund in einem Briefe an die La Roche ‚gar brav, einen gemachten Charakter, Schweizer, frei geboren und am deutschen Hof modificiert, der alle Welt bezaubert, sonderlich die Weiber'. Um so auffallender ist es, daß Goethe in Bezug auf diesen Freund und seine Tochter, die der Vater aus einer Pension in Lausanne geholt, wo sie ihren Verlobten zurückgelassen hatte, in Dichtung und Wahrheit Dinge erzählen konnte, die nicht allein durchweg unwahr, sondern auch geradezu unmöglich waren. Alle Thatsachen, die Goethe anführt, sind theils erfunden, theils auf Kosten Zimmermanns in einen falschen Zusammenhang gebracht, theils aus der Zukunft vorweggenommen. Dieser dunkle Fleck in Goethes Selbstbiographie bedarf zwar nicht mehr der Widerlegung, wohl aber der Aufklärung, wozu Zimmermanns, aus seinem Nachlaß verschwundener, Briefwechsel vielleicht den Anlaß hätte bieten können. Weder Wichmanns Lebensbeschreibung noch Baldingers aphoristische Mittheilungen über

Zimmermann konnten Goethe verleitet haben, da beide so wenig als Tissot irgend einen Wink der Art geben.

Karl August, der auf der Hochzeitsreise begriffen war, hatte Goethe eingeladen, ihn in Weimar zu besuchen. Die Einladung wurde wiederholt, als das junge herzogliche Paar am 12. October wieder durch Frankfurt kam, und zugleich verabredet, daß Goethe mit dem Kammerjunker v. Kalb, der einen zurückgebliebenen Wagen nachbringen werde, die Reise machen solle. In Erwartung dieses Begleiters nahm Goethe von Freunden und Bekannten Abschied, sah sich aber, da Tag um Tag verstrich, ohne den Erwarteten zu bringen, unangenehm getäuscht. Er beschäftigte sich, wie er in den letzten Wochen überhaupt nicht unthätig gewesen war und namentlich am Faust viel geschrieben hatte, mit einem neuen Trauerspiel, Egmont, und brachte es ‚fast zu Stande‘. Als sich indeß die Ungewißheit mehr und mehr steigerte, kam er mit dem Vater überein, die schon während des ganzen Jahres beabsichtigte Reise nach Italien nun anzutreten. Er packte und fuhr am Montag, 30. October, früh Morgens gen Süden, kam aber nur bis Heidelberg, wo ihn eine nachgesandte Staffette einholte, die unverschuldete Zögerung aufklärte und ihn zur Umkehr bewegte. Goethe folgte gern und war am 7. November früh Morgens in Weimar.

Wenige Jahre später erinnerte Goethe seine Mutter an die letzten Zeiten, die er in Frankfurt zugebracht, und fügte hinzu, daß er unter solchen fortwährenden Umständen gewiß würde zu Grunde gegangen sein. ‚Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und Andern unerträglich wird‘. Nun wurde er in ein Verhältniß gesetzt, dem er sich von keiner Seite gewachsen sah; wo er durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung sich und Andre kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo er, sich selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen zu gehen hatte, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mochten, deren er aber zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Der Zustand, in den er versetzt wurde, konnte für ihn kein glücklicherer sein, da er für ihn etwas Unendliches hatte. Wenn sich auch täglich neue Fähigkeiten in ihm entwickelten, seine Begriffe sich immer aushellten, seine Kraft sich vermehrte, seine Unterscheidung sich berichtigte und sein Muth lebhafter wurde, so fand er

auch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden. — Auf der Schwelle zum Schauplatze seines übrigen Lebens, das sich in Weimar wie zu einem Kunstwerke erweiterte und abrundete, mag ein rascher Blick auf die strebenden deutschen Höfe jener Zeit gestattet sein, um Goethe dann während der Jahre kennen zu lernen, die er im Dienste des weimarischen Hofes verbrachte, ohne für sein wahres Wesen dadurch so gefördert zu werden, wie er es selbst für erforderlich hielt. Er rettete sich durch die Flucht, um auf classischem Boden sich selbst wiederzufinden und die edelsten Kräfte in sich frei zu entwickeln. Dann trat sein geläutertes Wesen in schroffen Contrast mit der erschütterten Welt, so daß die in Italien gewonnenen Resultate verloren zu gehen schienen. Aus dieser Gefahr rettete ihn die enge Verbindung mit einem grundverschiedenen, aber congenialen Geiste, die enge Freundschaft mit Schiller, die beide, wie auf einer seligen Insel, für die Menschheit wirken ließ, ohne sich durch die Stürme der Menschen, die zufällig ihre Zeitgenossen waren, in ihrer großen Aufgabe beirren zu lassen. Als der Tod dies gemeinschaftliche Wirken unterbrach und die Welterschütterung bis in die stillen Kreise des friedlichen Hauses nachwirkte, rettete Goethe sich in die Wissenschaft und suchte in der weiten Weltliteratur Ersatz und neue Lebensquellen. Mehr und mehr abgelöst von den Bestrebungen der Mitlebenden betrachtete er sich selbst und sein Wirken wie ein Symbol der Zeit und schuf sich eine symbolisierende Poesie, mehr für das Studium nachlebender, als für den Genuß mitlebender Geschlechter. — Das reiche Leben, das sich mit dem Eintritt in Weimar vor uns öffnet und mit der Versenkung in die Fürstengruft schließt, läßt sich, im Rahmen einer Skizze, nur nach den Hauptzügen darlegen. Die Vertiefung in die unendliche Fülle des Einzelnen scheint fortan auch nicht mehr erforderlich, da die größeren von jetzt an entstehenden Werke, die nur genannt zu werden brauchen, um wie lebendige Zeugnisse des Lebens zu wirken, der treuste Spiegel desselben sind und der klare Blick in das Ganze sich in der Masse des Details leicht verliert. Indem die Darstellung in ihren engen Grenzen sich demnach darauf beschränkt jene vorhin genannten Epochen in Goethes Leben anschaulich zu machen, wird doch, wo es zur Charakteristik zweckmäßig erscheint, mitunter ein augenblickliches Verlieren ins Detail nicht gemieden, und fortan auch wie bisher der Wortlaut der Quellen der eigenen Schilderung vorgezogen werden.

Der deutsche Geist, den der siebenjährige Krieg in Deutschland erweckt hatte, war auch an den Höfen nicht ohne merklichen Einfluß ge-

blieben. Zwar herrschte dort im Allgemeinen nach wie vor die französische Sprache, aber man begann doch allmählich sich zu erinnern, daß man eine andere Muttersprache habe, und nahm nicht ungern wahr, daß in dieser sich Dichter und Schriftsteller hervorthaten, die, wenn sie auch nicht das Leichte und Gefällige des Franzosen besaßen, dafür das Markige, Gedankenreiche und Tüchtige des Deutschen zur Geltung brachten. Wie viel Erbärmlichkeit die Hofgeschichte jener Zeit aufzudecken haben mag, so läßt sich doch ein Fortschritt zum Bessern nicht wegleugnen. Die Zeit, wo ein Talent wie Klopstock auf Dänemark angewiesen war, erlosch. Es gaben sich auch an deutschen Höfen allmählich Sympathien für heimische Talente zu erkennen. Das gutgemeinte Streben des Herzogs Karl von Württemberg war freilich zu eigensinnig auf das Pädagogische, wie er es auffaßte, gewandt, um eine selbstständige freie Richtung dulden zu können. Dennoch war es nicht werthlos und nicht ohne Wirkung. Der Markgraf von Baden hatte Neigung zu den norddeutschen Dichtern, er lud Klopstock ein, um seinem Hofe eine Zierde zu geben, nicht, um von ihm irgend welchen Vortheil zu gewinnen. Ein dauerndes Verhältniß ließ sich nicht begründen. Die Liebhabereien des Kurfürsten von der Pfalz in Mannheim erstreckten sich mehr auf die Schauspielerinnen, als auf die Kunst und Literatur; doch hatte er die wohlmeinende Absicht, Lessing in seine Nähe zu ziehen, ein Vorhaben, dem die Hofpartei mit kleinlichen Ränken zu begegnen wußte. In Darmstadt hatte sich um die Landgräfin Karoline ein kleiner Kreis gebildet, der freilich ohne Mercks geistvolle Persönlichkeit auf keine sonderliche Bedeutung Anspruch machen konnte. Die Landgräfin veranstaltete eine Sammlung Klopstockischer Oden im Druck, die sie aus Liebe zum Dichter verbreitete, freilich zu dessen nicht geringer Unzufriedenheit. Nach ihrem Tode wurde Claudius nach Darmstadt gerufen, der es dort nicht lange aushielt. In Mainz pflegte Emmerich Joseph das Theater und zeigte eine mehr als gewöhnliche Liebe für deutsche Literatur; daß er dabei sich vorzugsweise an die liebe Mittelmäßigkeit hielt, benahm seinem guten Willen nichts. Von den übrigen geistlichen Höfen war wenig Heil zu erwarten; dagegen zeigte sich hin und wieder an den kleinen weltlichen Höfen Norddeutschlands ein beachtenswerthes Streben, sich etwas von dem jungen Leben anzueignen. Der Graf von der Lippe-Schaumburg, ein vielfach ausgezeichneter Mann, hatte Thomas Abbt zu sich berufen und zog nach dessen Tode Herder in seine Nähe, freilich ohne ihn halten zu können. In Braunschweig-Lüneburg hatten die Dichter der Bremer Beiträge zum Theil ihre Stelle gefunden. In Hannover zehrte J. A. Schlegel vom Ruhm seiner Jugend. Den eigentlichen Mittelpunkt in literarischen Dingen bildete dort der Schweizer

J. G. Zimmermann, dessen ausgebreitete Bekanntschaften der Literatur in diesen sonst sterilen Regionen bei den höheren Ständen Eingang verschafften. In Braunschweig hatte der Herzog Gärtner, Ebert, Zachariä und Schmid zu fesseln verstanden und der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand zog Lessing nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, ohne jedoch dessen Zufriedenheit begründen zu können. Seine Schwester, Anna Amalia, war mit dem Herzog von Weimar verheirathet gewesen und früh Witwe geworden. Sie verband einen männlichen Geist mit einer unerschöpflichen Gutmüthigkeit und großen Lebenslust. Ihren Witwenstand erheiterte sie mit der Pflege der Wissenschaft und der Künste; sie zeichnete, componierte und hatte eine entschiedne Neigung zum Theater, das sie nach dem Schloßbrande 1774 durch Liebhabervorstellungen zu ersetzen suchte. Durch sie war Wieland und bald nachher auch Knebel nach Weimar gerufen, um unter der Oberleitung des Grafen Görz die Erziehung ihrer beiden Söhne zu übernehmen. Diese, Karl August (geboren 3. September 1757) und Konstantin (geboren 8. September 1758, nach dem Tode seines Vaters), waren von sehr verschiedener Begabung. Der Erbprinz, der nach Vollendung des 18. Lebensjahres die Regierung antrat, war eine durchaus tüchtige Natur, zwar anfangs schwächlich, aber bald erstarkend und dann nur durch Ueberanstrengung mitunter leidend. Den Fürsten ließ er gern bei Seite und suchte sich menschlich durchzubilden; derb, kurz, spartanisch, war ihm das höfische Wesen zuwider; er spottete, als sich eine rein adlige Gesellschaft in Weimar bildete, über die lautere Reinheit des Aethers, in der man nicht zum Athemholen kommen könne. Er liebte derbe Späße und scheute auch in Gegenwart der Frauen nicht davor zurück. Trotz einer heimlichen Neigung zur französischen Literatur, war er doch für jedes tüchtige Erzeugniß der deutschen lebhaft interessiert. Seine ganze Liebe hatte sich auf Goethe und dessen Schaffen zusammengedrängt; von diesem galt ihm alles, das Unbedeutendere wie das Bleibende, weil er alles als vereinzeltes Wirken einer großen Gesammtthätigkeit auffaßte, die ihm in Goethes Persönlichkeit mehr fühlbar als verstandesmäßig deutlich wurde. Selbst die Satiren Goethes wußte er zu schätzen und vielleicht war ihm die gegen Wieland, bei aller Verehrung gegen diesen seinen Lehrer, kein geringes Gaudium. Seine Frau, Louise, jüngste Tochter jener Karoline von Darmstadt, fand sich schwer in die Verhältnisse zu Weimar, sie führte eine ziemlich freudlose Existenz und tröstete sich mit dem Gedanken, ihr Rang erfordre das. Eigentlichen Antheil nahm sie an nichts. Sie hatte, wie Lavater sagte, ‚eine große Seele‘, nach Zimmermann ‚Herders Erhabenheit in Blick und Auge‘, war nach Goethe ‚ein Engel‘; sie war verehrungswürdig, konnte aber keinen Gegenstand finden, der ihr Herz

zu sich lenkte, es blieb bei ihr alles, so zu sagen, in der Knospe; ‚der Zugeschlossene schließt zu und der Offne öffnet'. Sie konnte, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wurde, sehr angenehm sein, selbst wenn sie aus Raisonnement gefällig war. Aber für das, was Weimar specifisch vor allen Höfen der Zeit auszeichnete, hatte sie keinen Sinn. Ihr Schwager, der Prinz Konstantin, ein schöner begabter Junge, fand im Grunde ebensowenig Geschmack an dem weimarischen Leben; in manchen Dingen seinem Bruder überlegen, stand er doch an Charakter ihm nach; er war von etwas leichtfertiger Art, ohne jene tiefe Lebenslust, die aus Gesundheit des Herzens hervorquillt und dem Leben Gestalt zu geben weiß.

Goethe gieng in Weimar auf wie ein Stern; alle Herzen flogen dem jungen, schönen, geistvollen, offnen und von unendlicher Liebe beseelten Manne zu. Der Herzog konnte ohne ihn nicht schwimmen noch waten. Beide Herzoginnen erkannten in ihm einen geräuschlos ausgleichenden Vermittler; selbst das junge Ehepaar empfand das Wohlthätige seiner Nähe. Als Gast durfte er sich manches gestatten, was dem Diener nicht zukam. Die Gewohnheit kam ihm auch später als Diener zu Statten. Wieland fand gleich beim ersten Anblick in ihm den Mann seines Herzens; seine Seele war so voll von ihm, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Er war ihm in allem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott erschaffen; es gab Stunden, wo er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen gefühlvollen reinen Menschlichkeit sah, außer sich neben ihm kniete, die Seele an seine Brust drückte und Gott anbetete. Der gute platte Musäus, Professor am Gymnasium und Verfasser der Volksmärchen, kam wenig in Betracht; er konnte den neuen Ankömmling nicht anders als wohlwollend ansehen. Weniger günstig blickte Bertuch auf ihn, damals Cabinetssecretär, in allerlei industrielle Projecte verwickelt und von einer Sparsamkeit, die mit den freigebigen Neigungen des Herzogs nicht im Einklang stand. Bertuch hatte zum Theil die festliche Gelegenheitspoesie bestritten und sah sich etwas in den Hintergrund geschoben. Um so herzlicher schloß sich Knebel an; er lebte damals mit dem Prinzen Konstantin in Tiefurt und gehörte zu den Auserlesenen, die in den ersten Wochen des weimarischen Lebens eine Gesellschaft in der Gesellschaft bildeten. Zu ihr gehörte auch der Regierungsassessor Hildebrand v. Einsiedel, ein vielfach begabter, sehr zerstreuter Mensch, der wohl in vollem Costüm, eine Schaar Straßenjugend hinter sich, am hellen Tage zu einer Vorstellung des Liebhabertheaters über die Gasse gieng oder über eine Uebung auf dem Cello, das er leidenschaftlich liebte, die Abfahrt zu einer eiligen Reise vergaß. Seine Ar-

beiten für die Bühne trugen viel zur Belebung der geselligen Lustbarkeiten bei, die Sigmund v. Seckendorf, damals Kammerherr, durch seine musikalischen Talente zu erhöhen verstand. Dieser hatte sehr viel und sehr gut gesehen und beobachtet und hatte die classische, die deutsche, englische, französische, italienische, spanische und portugiesische Literatur, nach Villoisons Zeugniß, sehr gut inne. Dazu kam allenfalls noch der Capellmeister E. W. Wolf, der mit der Sängerin Karoline Benda verheirathet war, und fleißig componierte; endlich noch der Legationsrath und Bibliothekar Gottl. Ephr. Herrmann, dessen Operetten (die treuen Köhler, das Rosenfest u. a.) auf der weimarischen Bühne und auswärts sehr beliebt waren und mit denen von Chr. Felix Weisse in Leipzig wetteiferten.

Mit allen diesen Männern trat Goethe gleich anfangs in mehr oder weniger genauen Verkehr. Zu ihnen gesellte sich der Jugendgespiele und Freund des Herzogs, der Kammerherr v. Wedel, ‚ein bloßer Sohn der Natur, aber einer von denen, die, wie Wieland an Hirzel schreibt, ihrer Mutter wahre Ehre machen‘. Anfänglich war auch Goethes Reisegefährte, v. Kalb, ein Mitglied des engeren um den Herzog versammelten Kreises, der sich in und um Weimar in frohem Jugendübermuth bewegte. Man machte Spaziergänge geradezu über Zäune, Hohlwege, Thäler und Felsen, reiste im Lande herum, wobei denn überall brav gezecht, zugleich aber auch genaue Kenntniß des Landes und der Persönlichkeiten erworben wurde. Besonders beliebt waren die Jagden, die man um Ilmenau veranstaltete, und die Tanzvergnügungen in Stützerbach, wo mit den Bauernmädeln bis tief in die Nacht herumgesprungen wurde. ‚Manche Excentricitäten giengen vor, berichtet Knebel, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Goethes Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben.‘ Als Hauptquelle der übeln Gerüchte, die über die ‚lustige Zeit‘, die ‚wilde Wirthschaft‘ umliefen, wird allgemein der Graf Görz genannt, der seit dem Regierungsantritt bei Seite geschoben war und im Verein mit der Gräfin Gianini, Oberhofmeisterin der jungen Herzogin, durch eine ausgebreitete Correspondenz die ‚Geniestreiche‘ zu Schandthaten und Verbrechen stempelte. Er hatte am 2. September 1775, am letzten Tage der Minorennität Karl Augusts, sich die Freiheit genommen, den jungen Fürsten vor ‚frivolen Lustbarkeiten und Zerstreuungen, vor dem Pflichtvergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause‘ zu warnen, wodurch er den Geist des Widerspruchs weckte, so daß er nun zu seinem Verdruß sehen mußte, wie die Vergnügungen des Herzogs gerade nach dieser Seite sich Luft machten. Er nahm Dalberg in Erfurt, Lichtenstein in Gotha, Groschlag

in Mainz, Moser in Darmstadt und Andre an andern Orten gegen den jugendlichen Hof ein und schob natürlich Goethe die Hauptschuld zu. Von jenen Punkten aus verbreiteten sich die Gerüchte, beständig wachsend, weiter und bald war alle Welt voll von der ‚Wirthschaft in Weimar'. Weisse in Leipzig hörte ‚viel Schwänke von Goethe, die man Laune nennt und die wir alten Leute ungesittet heißen'; Oeser wußte, ‚daß er sich Tags eine Stunde, vermuthlich zur Motion, in Convulsionen übe'. Der Buchhändler Himburg in Berlin, der Goethes kleine Schriften, Romane, Schauspiele und Gedichte sammelte und ohne Vorwissen des Verfassers herausgab, versicherte, ‚Goethe und sein Busenfreund der Herzog führten das ausschweifendste Leben von der Welt; es sei nichts mehr von ihm zu hoffen, weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besaufe'. Auch Klopstock ‚wußte glaubwürdig', daß ‚der Herzog sich fortwährend bis zum Krankwerden betrank,' und meinte Goethe ein Zeichen seines Vertrauens zu geben, wenn er ihn auf die bösen Folgen, untergrabene Gesundheit, Louisens Gram u. s. w. aufmerksam machte. Goethe antwortete, er würde keinen Augenblick seiner Existenz übrig behalten, wenn er auf alle solche Briefe, alle solche Anmahnungen antworten sollte, und einer Freundin trug er auf, Zimmermann zu sagen, daß er einen Pik auf alle seine Freunde habe, die ihn mit Schreiben von dem, was man über ihn sage, wider ihren Willen plagten. ‚Du kennst meine Lage am besten, fügte er hinzu, also sag ihm, was dirs Herz sagt.' Aber gerade diese Freundin war Zimmermanns Quelle gewesen; sie hatte ihm am 10. Mai 1776 geschrieben: ‚Goethe verursacht hier eine große Umwälzung; wenn er wieder Ordnung zu machen weiß, desto besser für sein Genie. Es ist sicher, daß er in guter Absicht handelt, indessen zu viel Jugend, zu wenig Erfahrung — aber warten wir das Ende ab. All unser Glück ist hier verschwunden; unser Hof ist nicht mehr, was er gewesen. Ein Herr, der mit sich und aller Welt unzufrieden ist und alle Tage sein Leben aufs Spiel setzt, und ohnehin nicht allzuviel Gesundheit aufwenden kann; sein Bruder noch schwächlicher; eine verstimmte Mutter; eine unzufriedene Gemahlin; lauter gute Leute und nichts, was in dieser unglücklichen Familie zusammenpaßt.' Aber Wieland, der alles in der Nähe sah, mit manchem nicht zufrieden war, wie wenig es ihn auch berührte, warnte die La Roche vor Allem, was von den Weimarern und weimarischen Sachen, Personen, Verhältnissen u. s. w. in der Welt herum getragen, geschrieben und gesprochen werde, insonderheit was aus der unreinen Quelle (Görzens), Mund und Feder fließe, und schildert diesen Gerüchtverbreiter seinerseits mit den grellsten Farben. Um zu kennzeichnen, durch welche Verleumdungen sich Goethe seinen Weg bahnen mußte,

waren diese gleichzeitigen Aeußerungen nicht zu übergehen; wollte man gar auf die späteren Traditionen, z. B. eines Böttiger, oder auf die Scandalchronik, wie sie gegenwärtig in Weimar umläuft, Rücksicht nehmen, würde man kein Ende finden. Für uns Nachlebende bedarf es einer Rechtfertigung jener Vorgänge, ob wahr oder unwahr, durchaus nicht mehr, denn wir wissen, daß Goethe nicht bloß in guter Absicht handelte, sondern auch mit gutem Erfolg. Er riß, wie Hufeland bezeugt, den jungen Fürsten plötzlich aus einer pedantischen, beschränkten, verzärtelten Hofexistenz ins freie Leben hinaus und fieng damit an, daß er ihn im Winter eiskalte Bäder nehmen ließ, ihn beständig in freier Luft erhielt. Die erste natürliche Folge dieser heroischen Kur war freilich eine tödtliche Krankheit des Herzogs [wovon übrigens die Geschichte nichts weiß], aber er überstand sie glücklich, und der Erfolg war ein abgehärteter Körper für das ganze folgende Leben, so daß er ungeheure Strapazen hat aushalten können. Goethe selbst leugnet nicht, daß er anfänglich weiter gegangen, als er später billigte. Schon wenige Jahre nachher mochte er nicht gern in Ilmenau sein: ‚Die Geister der alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde; ich mag keinen Berg besteigen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt.‘ Aber er hatte geschehen lassen, was er damals noch nicht ändern konnte. Seine Freundschaft mit dem Herzoge war von Anfang an fest und innig; allein Goethe war wie der Löwenbändiger, der so lange gut bändigen hat, wie der Löwe will; beliebt's diesem einmal, die königliche Ueberlegenheit geltend zu machen, ist's mit dem schönen Spiele rasch vorbei. Um sicher nach außen zu wirken, mußte er feststehen. In den ersten Monaten war er bloßer Gast, den man durch einen Wink verabschieden konnte. Die Hofumgebung arbeitete bald mit allen Kräften dahin, daß dieser Wink gegeben werde. Allein vergebens. Denn Karl August hatte so unerschütterliches Zutrauen zu dem ausgezeichneten Menschen, dessen innige reine Liebe ihm stündlich fühlbar blieb, daß er sich durch keine Ränke der Hofleute irre machen ließ und bei jedem leisen Versuche derselben, ihn von dem Freunde zu trennen, sich um so fester an ihn anschloß. Als Goethe schwankte, ob er gehen oder bleiben solle, zwang ihm der Herzog den Entschluß gleichsam auf, indem er Bertuch aus seinem Gartenhäuschen trieb (natürlich auf eine für Bertuch sehr vortheilhafte Weise) und es Goethen einräumte, der am 21. April 1776 davon Besitz nahm. Am 11. Juni ernannte der Herzog den Freund ‚wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit‘, daß er nützliche Dienste leisten werde, zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern.

So war er für Weimar gewonnen und zunächst für den Herzog. Denn nicht, um ihm Geschäfte aufzuladen, sondern um ihm Gelegenheit zu geben, überall einzudringen, wo er es im Interesse seines fürstlichen Freundes für räthlich halten werde, war ihm diese Stellung eingeräumt. Der Herzog erkannte jede andre, als die er als sein Freund einnehme, für eine, die seiner nicht werth sei. Und wie die Stufen amtlicher Würden auch waren, die Goethe in Weimar betrat, auf allen hat ihn Karl August als seinen wahren Freund behandelt. Im Januar 1779 übertrug er ihm die Kriegscommission, am 5. September 1779 ernannte er ihn zu seinem Geheimrathe, am 3. September 1781 gab er ihm 200 Thaler Besoldungszulage (später bezog Goethe 1800 Thaler bis zum Jahr 1816, wo die Ministergehalte auf 3000 Thaler vermehrt wurden, wozu noch ein Zuschuß zur Haltung eigner Equipage kam). Durch kaiserliches Diplom vom 10. April 1782 wurde Goethe geadelt; am 11. Juni 1782 übernahm er interimistisch das Präsidium der Kammer. Alle diese Stellungen und Aemter hatten keinen andern Zweck, als Goethe in allen Angelegenheiten ohne Widerstand zu rascher Instruction zu verhelfen, damit er mit dem Landesherrn selbst dann die Sachen gesprächsweise behandeln und bestimmen könne. Daß Goethe jedes dieser Aemter mit großer Gewissenhaftigkeit, wenn auch nicht im Styl der actenmäßigen Bureaukratie, versah, ist vielfach urkundlich dargelegt worden; doch würde es hier zu weit führen, ihn auf diesen Wegen zu begleiten, die ihn mehr von seiner künstlerischen Bestimmung abführten, als darin förderten. Er selbst erkannte zwar dankbar an, daß er bei allen Opfern, die er bringe, der gewinnende Theil sei, immer reicher werde, je mehr er hingebe; allein wenn man die stets wiederkehrenden Seufzer hört, daß ihn das ganze Jahr kein angenehmes Geschäft aufsuche, daß er vor Geschäftsüberhäufung zu nichts kommen könne, daß seine Umstände den Gedanken an große Unternehmungen ausschließen; so wird man den Gewinn an Welt-, Geschäfts- und Menschenkenntniß, den ihm seine amtliche und sonstige Thätigkeit im Interesse des fürstlichen Hauses abwarf, nicht allzu hoch anschlagen dürfen und ihn doch immer für den opfernden Theil ansehen müssen. Denn er opferte auch da, wo er scheinbar seinem Berufe als Dichter folgte, in Zersplitterung und im ‚Dienste der Eitelkeit' seine Kräfte mehr, als ihm das Vergnügen des weimarischen Hofes Dank wußte.

Schon die bloße Geselligkeit, der er sich weder entziehen wollte noch konnte, nahm ihm viel mehr Zeit weg als in Frankfurt. Hier konnte er nach freier Wahl sich ausbreiten oder beschränken. In Weimar, wo ihn die Gunst des Fürsten vor allen auszeichnete, hatte er andre Pflichten zu erfüllen; er durfte weder die fürstliche Familie, noch den

Hof, noch die übrige Gesellschaft vernachlässigen. Auch war die innere Neigung, sich in diesen weiter gezogenen Kreisen und der größeren Vielgestaltigkeit der Charaktere umzusehen und heimisch zu machen, beträchtlich gewachsen, je mehr er sich als zu Weimar gehörig ansehen mußte. Die Frauenwelt, die ihn immer angezogen, erschien ihm hier von ganz neuer Seite. Die Verschiedenartigkeit der Charaktere war durch eine gewisse Gleichmäßigkeit des Hoftons scheinbar fast aufgehoben: es war eine anziehende Aufgabe, sie dennoch unter dieser ewig heitern, glatten, ruhigen Außenseite wiederzufinden. Wie groß das Gefallen am Verkehr mit den ‚Misels‘ (Demoiselles), mit ‚den schönen Kindern‘ der Gesellschaft auch sein mochte; der offne Blick des Menschenbeobachters hatte ebenso viel Antheil daran, als das Herz. Freilich konnte ihn weder Thusnelda, wie die kleine gnomische, geistreiche, muntere Gesellschafterin der älteren Herzogin, Fräulein L. v. Göchhausen, genannt wurde, nach Karoline Ilten, noch die kleine Schardt, die Waldner und wie sie sonst heißen mochten, auf die Dauer beschäftigen, wohl aber vorübergehend reizen und zerstreuen. Einer andern Erscheinung war es vorbehalten, das Herz des liebebedürftigen Dichters zu fesseln und dauernd zu halten. Charlotte v. Stein, Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, Schwester der Louise Imhof, seit dem 8. Mai 1764 Frau des Oberstallmeisters v. Stein, war am 25. December 1742 geboren und, als Goethe sie kennen lernte, Mutter von sieben Kindern, eine feine, graziöse, unterrichtete, strebsame Frau, deren Silhouette Goethe in Straßburg, nach Zimmermanns Mittheilung an Frau v. Stein, gesehen, mit den bekannten Worten bezeichnet und so auf sich hatte wirken lassen, daß er drei Tage hindurch keinen Schlaf finden konnte. Eine solche Empfehlung mochte ihre Wirkung nicht verfehlen. Gleich vom Anfang an zeichnete Goethe die zierliche, anmuthige Frau vor andern aus und fühlte sich zu ihr mit einer Liebe hingezogen, die er damals für einen schönen Talisman seines Lebens erklärte. Diese Liebe wurde immer heftiger, immer reiner. In den Briefen an die Stein spricht Goethes Herz unmittelbar, wie in seinen Liedern. Er nennt sie ‚süße Unterhaltung meines innersten Herzens‘, seine ‚liebe unversiegbare Quelle seines Glücks‘, ‚du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht‘, ‚die all sein Vertrauen hat, und so Gott will auch all seine Vertraulichkeit haben soll‘, sein Verhältniß zu ihr ist ‚das reinste, schönste, wahrste, das er, außer zu seiner Schwester, je zu einem Weibe gehabt‘; sie ist ihm die liebe Begleiterin aller seiner Gedanken, der liebe Inbegriff seines Schicksals, aller seiner Freuden und Schmerzen; die liebe Seelenführerin; seine Liebe war ihm wie der Morgen- und Abendstern, der nach der Sonne unter und vor der

Sonne wieder aufgeht, wie das ewige Märchen der berühmten Dinarzade in der Tausend und einen Nacht, ‚Abends bricht man sie ungern ab und Morgens knüpft man sie mit Ungeduld wieder an‘. So wechselt die unendlichste Mannigfaltigkeit der liebevollsten Versicherungen an die einzige unaussprechliche Geliebte, den süßen Traum seines Lebens, den Schlaftrunk seiner Leiden, sein Glück, sein Gold, seinen Magnet, der er mit Herz, Leib und Seele zu eigen ist, der er lebt gegenwärtig und abwesend, schlafend und wachend, von der er sich nicht getrennt denken kann. ‚Wenn du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn du mich nur neben andern duldetest, so wäre ich dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden; denn hätt' ich auch ohne dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen; könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich darin bewegen, als seitdem ich nichts mehr darin zu suchen habe!‘ Frau v. Stein war ihm nicht nur seine liebe Beichtigerin, seine liebe Besänftigerin, sie war auch seine stete Treiberin. Alles, was er in den Jahren vom Eintritt in Weimar bis zur italienischen Reise geschaffen hat, verdankt mittel- oder unmittelbar diesem Verhältniß seinen Ursprung, von Schritt zu Schritt, von Tage zu Tage gibt er ihr über den Fortgang seiner Arbeiten, über Iphigenie, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und die kleineren für den Hof geschaffenen Dichtungen Rechenschaft; die Briefe an sie geben über alle während dieser Zeit entstandenen lyrischen Gedichte mit Einschluß der Geheimnisse den willkommensten Aufschluß und lassen recht eigentlich in die innerste Werkstätte des Dichters blicken, wie sie denn auch das klarste Bild seiner inneren und äußeren Erlebnisse geben. Und dies zarte, innige Verhältniß ist von plumpen Händen unsrer Zeitgenossen grob und roh verunstaltet, ohne Beweis, auf die bloße Vermuthung einer an französischer Ehebruchspoesie verkommenen Phantasie in den gemeinen Staub gezogen.

Unter Goethes Hofdichtungen sondern sich drei Gruppen, die, welche zur Feier des Geburtstages der Herzogin Louise, 30. Januar, zur Belebung der winterlichen Redouten und für das Liebhabertheater bestimmt waren. Von jenen beiden ersteren sind zu nennen die vier Weltalter (30. Januar 1780), Epiphanias (6. Januar 1781), Zug der Lappländer (26. Januar 1781), Aufzug des Winters (30. Januar 1781), Amor (30. Januar 1782), die neun weiblichen Tugenden (1. Februar 1782), Planetentanz (30. Januar 1784). Mancherlei der Art mag verloren gegangen sein; so erwähnt er im Jahre 1782 eines Aufzuges, den der Herzog auf der Redoute aufführen wollte, mit dem Beisatz: ‚ich werde auch noch Balletmeister‘.

Mehr Zeit und Kraft nahm das Liebhabertheater in Anspruch.

Die erste Schauspielergesellschaft in Weimar, die Starkische, spielte 1769 im Reithause; nachher kam die berühmte Kochische, mit Ekhof, Brückner und andern, die später im Schlosse spielte. Ihr folgte die Seylerische, die, als das Schloß mit dem Theater im Jahre 1774 abgebrannt war, nach Gotha gieng. Weimar blieb eine Reihe von Jahren ohne öffentliches Theater, aber nicht ohne Schauspiel. Goethe, der ganz im Theater lebte und die Mummerei auch ins Leben zu übertragen liebte, ruhte nicht, bis er eine Liebhabergesellschaft zusammengebracht hatte, außer der großen auch noch eine kleine von Kindern und jungen Leuten, die unter anderm, nach einer Vorstellung von Goethes Erwin und Elmire, ein kleines Stück ‚der junge Don Quixote' im Hauptmannschen (später Reitzensteinschen) Hause an der Esplanade aufführten und nachher in ihrem Costüm auf dem Fürstenhause bewirthet wurden. Chr. W. Hufeland spielte darin den Großvater. Anfänglich bestritt das Liebhabertheater seine Kosten selbst, in den folgenden Jahren nahm der Herzog finanziellen Theil daran, trug die nicht unbedeutenden Ausgaben für Decorationen, Garderobe, Beleuchtung, und stellte seine Hofkapelle zur Verfügung. Bertuch war Zahlmeister und schüttelte nicht selten den Kopf, wenn er für eine einzige Vorstellung mehrere hundert Thaler auszahlen mußte. Goethe führte unter Mitwirkung der herzoglichen Familie die Direction und leitete mit Seckendorf das Einstudieren und die Proben. Kraus war Decorateur. Der Ort der Vorstellungen wechselte, bald war Ettersburg, bald Tiefurt, mitunter auch Belvedere auserwählt. Da die Herzogin-Mutter, der Herzog und Prinz Konstantin unter den Darstellern waren, konnte sich nicht leicht jemand ausschließen, wenn ihm eine Rolle zugedacht wurde. So sehen wir Beamte des Hofes, Staatsdiener, Militärs, Cavaliere, Hofdamen und Pagen als wirkende Mitglieder dieser vornehmen Bühne, die mehr ihres eignen Vergnügens als des Publikums wegen spielte, das, wenn es eingeladen wurde, einer Vorstellung beizuwohnen, darin eine Ehre erkennen mußte. In dieser spielenden Weise wußte Goethe die widerwilligen Elemente zu gemeinsamer Lust zu verbinden. Er selbst spielte die humoristischen Rollen unübertrefflich; über seine Befähigung zu ernsten waren die Stimmen getheilt; nach den Einen wäre er zu ungestüm und in seinen Bewegungen dennoch etwas steif gewesen; Andre erinnerten sich noch später mit Entzücken der unvergleichlichen Schönheit seiner Erscheinung und des Meisterhaften seines Spiels, z. B. als Orest. Dem guten frohen Musäus gelangen die niedrig komischen Rollen, wozu die Drolligkeit seines Aeußeren sich herrlich schickte, ungemein wohl. Sein Heulen als Mardochai in Goethes Puppenspiel reizte alle Zuhörer zum Lachen, sein Forstmeister im Postzuge gefiel und der Wirth in Lessings Minna von

Barnhelm war ein Meisterstück. Knebel declamirte mit seinem schönen Organ vortrefflich und war in Rollen, die Würde erforderten, wie Thoas in Iphigenie, der König in Gozzis glücklichen Bettlern, ganz an seinem Platze. Einsiedel spielte öfters mit dem besten Erfolg komische Rollen, da er aber kein bestimmtes Fach hatte, so zeigte er sich zur Zufriedenheit des Publikums auch in Charakterrollen, vergaß auch wohl einmal eine Scene und gieng zu Hause. Die Göchhausen zeichnete sich aus in komischen Wirthinnen und carikirten Damen. Selbst der gute dicke Bode, der mit der Gräfin Bernstorf sich in Weimar niedergelassen, spielte seine Rollen, unter andern auch als Gouvernante, mit vielem Behagen. Eine besondere Zierde der Bühne war Corona Schröter, die auf Goethes Veranlassung als Kammersängerin nach Weimar berufen war und z. B. als Iphigenie alles entzückte. Unter den übrigen ständigen Mitspielern begegnen wir der Hofdame v. Wöllwarth, Amalie Kotzebue, der Schwester des Bühnendichters, für die Goethe die Geschwister schrieb, dem Legationsrath Schmidt, Bertuch, dem Secretär Seidler und dem Hoftischler und Maschinisten Mieding, bei dessen Tod (27. Januar 1782) Goethe den unvergleichlichen Ehrenkranz auf sein Grab legte.

Schon die bisher erwähnten Stücke lassen auf das Repertoire dieses Liebhabertheaters schließen; es war nicht besser und nicht schlechter als das der übrigen Theater der Zeit und weit entfernt von dem Anspruche eine Musterbühne zu repräsentieren. Das Vergnügen war die Hauptsache, ein wirklich ästhetischer Werth galt höchstens in zweiter Linie. Eine unverkennbare Vorliebe für das Singspiel machte sich geltend, die schon vor Goethes Ankunft geherrscht hatte und der er sich, da ohnehin sein Geschmack das Opernartige liebte, gern anbequemte. Er ließ seine Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella aufführen, gab dann die melodramatische Proserpina, vielleicht schon zum 30. Januar 1776, und ließ die Geschwister folgen. Auch die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten gelangten zur Darstellung. Zum Geburtstage der Herzogin, am 30. Januar 1777, wurde Lila gespielt, damals noch in der Bearbeitung, wo die Frau den verdüsterten Gemahl heilt, ein Stück ganz auf Musik und die Erfindungen des Balletmeisters angelegt. Manches in diesem Stücke, wie in andern dieser Periode, hatte seinen Reiz durch Anspielungen auf Weimar oder auf geheime und doch allgemein bekannte Beziehungen der Mitspielenden unter einander und mußte in diesem Sinne ganz anders wirken, als auf die Leser von heute. Im September 1777 kam Goethe in übermüthiger Laune auf eine ‚Tollheit‘, auf die Idee zur ‚Geflickten Braut‘ (die in der Ueberarbeitung den Titel ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ bekam), worin er mit der sentimental-empfindsamen Literatur sich selbst nicht schonend,

entschieden abschloß. Der Ueberarbeitung wurde später ‚Proserpina‘ einverleibt und zwar nicht eben glücklich. Ein Product gleicher Richtung wie der Triumph der Empfindsamkeit mag die Bearbeitung des Narrenschneidens von Hans Sachs gewesen sein; Goethe als Wunderdoctor zog dem Kranken zierlich aus Holz geschnitzte Narren aus dem Wams, und wie er sie commentiert haben mag, läßt sich aus der Aeußerung errathen: ‚Ich habe wieder eine Schere zugerichtet, um eine große Heerde zu scheren und gelegentlich zu schinden.‘ Zu den heitern Beiträgen für die Liebhaberbühne gehörten auch die Singspiele Jery und Bätely und die Fischerin, denen sich das nach italienischer Manier gearbeitete Scherz, List und Rache anschloß. Die improvisierende Komödie war auf der weimarischen Bühne, wie auf der deutschen überhaupt, nicht fremd. Goethe war darin besonders an seinem Platze, da er in Vers und Prosa niemals verlegen wurde und bei dem Stocken oder allzubreitem Redestrom der Uebrigen sich durch heroische Mittel zu helfen wußte, die Geschwätzigen als krank wegtragen oder einen hartnäckigen, nicht weichenden und wankenden Mitspieler frischweg erstechen und abführen ließ. — Bei dem Blick auf die belustigenden Thorheiten und Possen dieser vornehmen Schauspieler darf jedoch nicht vergessen werden, daß Goethes Iphigenie die äußere Veranlassung diesem Liebhabertheater verdankt, und daß, wie gering Goethe selbst die Vögel auch anschlagen mochte, die gleichfalls für diese Vergnügungen geschrieben wurden, sie die schönste Blüte seines damaligen Humors waren.

Wie groß der Einfluß Goethes war, zeigte sich gleich zu Anfange in einigen bedeutsamen Proben. Die Grafen Stolberg kamen auf ihrer Reise vom Süden in die Heimat gegen Ende November 1775 nach Weimar und nahmen an den Freuden der ersten Wochen frohen Antheil. Goethe vermochte den Herzog, den bedeutenderen der Brüder, Friedrich Leopold, zum Kammerherrn zu ernennen. Stolberg nahm an, kam dann aber nicht, da Klopstock ihn, in Folge seines unerfreulichen Briefwechsels mit Goethe, bestimmte, die Stelle nicht anzutreten. Er entschuldigte sich nicht einmal. — Glücklicher war Goethe in der Berufung Herders zum Generalsuperintendenten nach Weimar. Schon im December 1775 hatte er vertraulich angefragt und sofort die freudig annehmende Antwort erhalten. Umständlichkeiten, die von Seiten der städtischen Behörde gemacht wurden, verzögerten Herders Ankunft bis zum 2. October 1776. Er verlieh Weimar einen großen Zuwachs an Geist und Ruhm, und Goethe freute sich, den verehrten Mann gewonnen zu haben. Der Verkehr mit Herder erhob sich periodisch zu einem innigen Austausch, litt dann wieder an Erkältungen und Entfremdungen, deren Schuld immer auf Seiten Herders lag, von diesem aber Goethe zugeschoben wurde.

Seltsam ist der Anblick, wie in den Briefwechseln Herders Frau immer von Goethe und seinen Werken und Thaten eingenommen, dann aber sehr oft, nachdem Herder ihr darüber seine Ansicht mitgetheilt hat, bis zur Bitterkeit dagegen aufgebracht erscheint, ‚eine wahre Elektra-Natur, rasch und unvorsichtig‘. Goethe, der immer reines Wohlwollen gegen Herder hegte, übersah die mürrischen Verstimmungen ‚des Alten auf dem Topfsberge‘, und brach das Verhältniß erst kurz vor Herders Tode schmerzlich ab. — Wenn auch nicht unmittelbar nach Weimar, doch in die Nähe, nach Jena, suchte Goethe seinen alten Gönner Höpfner von Gießen zu ziehen, indem er ihm die durch Hellfelds Tod erledigte Professur antrug. Höpfner mochte sich jedoch nicht von Gießen trennen und lehnte ab. — Auch die bedeutende Unterstützung, die Goethe für Bürger unter den Weimarern zusammenbrachte, damit er sich mit größerer Muße seiner Uebersetzung des Homer widmen könne, zeugt von der Wirksamkeit seines Wortes auch da, wo es aufs Zahlen aus Privatmitteln hinauslief.

Der Ruf, daß er in Weimar ‚Regen und Sonnenschein‘ mache, verbreitete sich weit in die Welt und lockte alte Freunde herbei. Lenz kam schon im April 1776, Klinger im Juni, beide mit der entschiedenen Absicht, dort ihr ‚Glück‘ zu machen. Erregte die arme zerstörte Seele Lenzens theils Mitleid, theils Lachen, so stieß die schroffe heterogene Natur des harten eckigen Klinger überall an. Beide wurden nach kürzerem oder längerem Aufenthalt bedeutet, sich zu entfernen; Klingern sagte es Goethe unter der Hand, Lenz dagegen, der sich in seiner kindischen Affenlaune bis zum ‚Pasquill‘ vergessen hatte, wurde unsanfter weggeschickt und begriff nicht, warum. Von Dank für Gastfreundschaft hatte er keine Vorstellung. Vorsichtiger und schlauer wußte sich Christoph Kaufmann, ein Schützling Lavaters, seines Zeichens aber ein gewöhnlicher Abenteurer, zu benehmen, der damals die Länder bereiste und sich in seiner Friesjacke an die Tafeln der Fürsten setzte, denen er einen Geruch von Heiligkeit hinterließ, wenn er in ihren geschenkten Wagen davonfuhr. Erfreulicher waren die Besuche Mercks, obwohl ‚der Drache bös Blut machte‘, indem er Goethe, kraft der Aufrichtigkeit der Freundschaft, den blanken Spiegel vorhielt und ihn auf seine künstlerische Bestimmung hinwies, die unter diesem Alltagstreiben im Dienste der Eitelkeit zu Grunde gehen müsse. Er kam, um, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach dem Rechten zu sehen, zuerst im September 1777 nach der Wartburg, wo Goethe sich damals aufhielt. Merck schrieb über seinen Besuch: ‚Wir haben zusammen gelebt wie die Kinder. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an Goethes Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen

Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Märchen kommen alle von Leuten, die ungefähr so viel Augen haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligierter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit Andrer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe, und dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dächte, Goethes Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er (der Herzog) sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen.' Und vor jenem Besuche schreibt er einer Freundin: ‚Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Flachsland (Herders Schwager) ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigiert alles und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?' — Merck kam später wieder und trat besonders mit der Herzogin Amalia in freundschaftliche Beziehung, blieb auch dem ganzen weimarischen Kreise treu verbunden, bis an sein tragisches Ende, das weder Karl August noch Goethe abzuwenden im Stande gewesen waren. — Unter den übrigen Besuchen, die nicht direct Goethe galten, wie Garve, Villoison, Abbé Reynal, der Theosoph Oberreit, alle aus den Jahren 81 und 82, ist der Besuch der Markise Branconi zu erwähnen, der Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig, einer außerordentlich schönen Italienerin, von der Goethe Züge der Eleonore Sanvitale im Tasso hergenommen haben soll. Er besuchte sie in der Folge auf ihrem Gute Langenstein bei Blankenburg und sie kam ihm so schön und angenehm vor, ‚daß er sich etlichemale in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Ein Geist! ein Leben! ein Offenmuth, daß man nicht weiß, woran man ist'. Das Bethlehem in Juda wurde überhaupt nicht leer, wie Herder mit dem Wunsche äußerte, daß die Besucher allmählich eine leere Krippe finden möchten. Dahin wäre es fast ge-

kommen, als die schöne Gräfin Tina Brühl auf Einladung des Herzogs eintraf und sich dann mit allzu geringer Rücksicht behandelt sah (März 1782), was sie aber nicht abhielt, später wiederzukommen.

Mit den auswärtigen Freunden waren die Verhältnisse zum Theil getrübt, nicht ohne Goethes Schuld, besonders mit Fritz Jacobi, dessen Allwills Papiere ihm schon (im Mai 1776) nicht behagt hatten. Er verglich den Verfasser mit einem Manne, der auf seinem Gut einen köstlichen Marmorbruch von schönem milchweißen Marmor gefunden und weil er sich nun nicht die Mühe nehmen möge, oder es erwarten könne, ihn zu brechen und in großen Stücken auf die Ebne herabzuführen und dann zu behauen, zu glätten, Götter und Helden und Wohnungen für Götter daraus zu machen, mit Brecheisen und Hammer komme, alles kurz und klein zusammenschlage und schubkarrenweise angefahren bringe. Noch viel weniger behagte ihm Jacobis Woldemar, dessen erster Theil kaum erschienen war, als im deutschen Museum auch schon Bruchstücke des zweiten bekannt gemacht wurden. Bei einer lustigen Gesellschaft in Ettersberg im August 1779 nagelte Goethe das Buch an einen Baum, daß der Wind mit den Blättern spielte, stieg in die Zweige und hielt zum großen Gaudium der Anwesenden eine Standrede auf den armen Schächer. Die ‚Kreuzerhöhung‘ wurde in die Welt hinausberichtet und die Kunde kam auch an Jacobi. Er fragte Goethe in einem ernsten würdigen Briefe nach dem Hergange. Goethe ließ ihm durch Johanne Fahlmer-Schlosser sagen, er könne den Geruch des Buches nicht leiden und er habe dem Kitzel nicht widerstehen können, den Schluß zu parodieren, nämlich daß Woldemarn der Teufel hole. Daß Goethe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadligen Gesellschaft preisgeben konnte, war freilich mit nichts zu entschuldigen. Jacobi zog sich gekränkt zurück. Etwa ein Jahr später suchte Goethe durch Knebel und Sophie La Roche eine Vereinigung auszuwirken: ‚Wir sind ja, denk ich, alle klüger geworden; es ist Zeit, daß man aufs Alter sammelt, und ich möchte wohl meine alten Freunde, die ich auf ein oder andre Weise von mir entfernt sehe, wieder gewinnen und wenn möglich in einem consequenten guten Verhältniß mit ihnen weiter abwärts gehen.‘ Damals fruchtete dieses Handbieten nichts. Im October 1782 bot er Jacobi direct die Hand: ‚Wenn man älter wird und die Welt enger, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.‘ Jacobi antwortete sogleich: ‚Was ich an Dir erkannt hatte, das hatte ich tief und unauslöschlich erkannt. Und so denke ich auch, daß Du weißt, an wen Du geschrieben hast!‘ Wie eine schwere Last fiel es

Goethe vom Herzen; es habe eines gewaltigen Hammers bedurft, um seine Natur von den vielen Schlacken zu reinigen und sein Herz gediegen zu machen. Das Verhältniß war (für eine Zeit wenigstens) wiederhergestellt. Im September 1784 besuchte Jacobi den alten Freund in Weimar und machte mit seiner Schwester Charlotte, ihm, Herder und Frau und dem gleichzeitig eingetroffenen Claudius, der sich wie ein Vertriebener nach Hause sehnte, eine Fahrt nach Jena zu Knebel. Auf der Rückfahrt in schöner Mondnacht unterhielt Goethe die eigenthümlich gemischte Gesellschaft vom Zustande nach dem Tode, ‚nur,‘ meinte Frau Herder, ‚ein wenig nicht schwärmerisch genug!‘ Claudius erschien Goethen wie ein ‚Narr voll Einfaltsprätensionen‘, der alles verabscheuen müsse, was die Tiefen der Natur näher aufschließe, je mehr der Fußbote zum Evangelisten werden möchte. Jacobis unerschöpfliche Liebe that Goethe dagegen innig wohl. In den Gesprächen war Spinoza oft der Gegenstand, wie er denn bald darauf der Anlaß zu erneuerter Entfremdung wurde. — Durch Jacobi kam Goethe auch mit der Fürstin Galizin in Beziehung, die im September 1785 mit Fürstenberg und Hemsterhuis einen Besuch in Weimar machte. Anfangs wollte es nicht recht fort mit der Bekanntschaft: ‚So viel weiß ich, schrieb Goethe der Stein, man soll nicht zu sehr aus dem Costüme der Welt und Zeit, worin man lebt, schreiten, und ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.‘ Allmählich gieng es besser: ‚Es sind wirklich alle drei sehr interessante Menschen.‘ Als die Fürstin nach Jena weiter gegangen, suchte sie Goethe dort noch einmal auf, und dort wurde ‚alles zuletzt recht gut und gewann ein menschliches Ende‘. Später besuchte Goethe die Fürstin in Westphalen und gewann eine höhere Meinung von ihr, konnte sich aber, bei der weltweit abliegenden Ideensphäre der Frau, innerlich nicht mit ihr befreunden, so wenig wie mit Elise v. d. Recke, die mit ihrer Freundin Becker im October 1784 in Weimar gewesen war, und die er nur flüchtig sah. Er gieng damals nach Ilmenau. Die von ihrem Manne geschiedene Frau sollte erst später größere Bedeutung gewinnen, als sie der Welt offen bekannte, wie sie von Cagliostro sich habe täuschen lassen. Goethes Mutter lachte über ‚die Dame, die reisen mußte, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen; bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer!‘ Goethe würde den Meisten, die nach Weimar kamen, gern die gleiche Bequemlichkeit gegönnt haben und ihnen dann fern genug geblieben sein.

Unterbrechungen dieser Art, die zum Theil nur durch Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten veranlaßt waren, wechselten mit kleinen Ausflügen oder größeren Reisen mannigfach ab. Sie besonders erwiesen sich dem poetischen Schaffen förderlich. Goethes Art zu producieren war

so leicht und ungesucht, daß ihm die Gestalten sich von selbst darboten, mochte er im Wagen sitzen oder im Sattel, und selbst mitten im Gedränge des Geschäftslebens konnte er, wenigstens außerhalb Weimars, seinen Ideen und Empfindungen Ausdruck geben. Er sah die Welt so rein, legte in die Dinge nichts hinein, daß er nur wiedergeben durfte, was er gesehen und was auf ihn gewirkt, um des poetischen Eindrucks immer sicher zu sein. Bald war er in Leipzig, bald in Ilmenau, bald in Dessau. In Leipzig, wohin er Ende März 1776 gegangen war, las er Lavaters Abraham und Isaac und fühlte sich davon so bewegt, daß er eine Scene (die mit dem entpuppten Schmetterling und dem Anklang der Unsterblichkeitsidee) hinzufügte. Er sah dort Käthchen Schönkopf als Frau des Dr. Kanne wieder und traf mit Corona Schröter Abrede zu einem Engagement in Weimar. Nach Ilmenau kam er zum erstenmale im Mai und faßte den Gedanken, die verschütteten Bergwerke wieder in Gang zu bringen, zu welchem Zweck im Juli eine Bergwerkscommission niedergesetzt wurde, deren Bemühungen es, unter Goethes steter Antheilnahme, gelang, das Werk im Februar 1784 zu eröffnen. Bis dahin war Goethe oft in Ilmenau, meistens mit dem Herzoge, der dort zu jagen liebte, wie er denn ein leidenschaftlicher Jäger war und Goethen auch in die Kunst des edlen Waidwerks einführte. Im December 1776 machten beide zuerst die Reise nach Dessau und Wörlitz, wo sie sich mit den Sauen herumhetzten, und wo Goethe in dem Fürsten Friedrich Leopold Franz einen der verehrungswürdigsten Sterblichen kennen lernte. Der Fürst kam dann oft nach Weimar und die Weimarer waren oft bei ihm, bald seines Parkes und seiner Jagden wegen, bald zum Geburtstage der Fürstin, bald aus politischen Zwecken, da sowohl der Herzog wie der Fürst das Vertrauen Friedrichs II. genossen und von ihm in dem bayerischen Erbfolgekriege, sowie bei den Vorbereitungen zum Fürstenbunde mit politischen Sendungen beauftragt wurden. Goethe nahm an allen diesen Dingen den vertrautesten Antheil, so wenig Gewinn er für seinen Fürsten auch dabei erkennen konnte, da er die Aufgabe desselben nicht im militärischen Treiben, sondern in der stilleren Thätigkeit des Friedens erblickte, in der genauen Kenntniß seiner Landesangelegenheiten und in der kraftigen Förderung derselben. Er studierte Accis- und Leihhausordnungen, die Löschanstalten und landwirthschaftliche Theorien, unterrichtete sich über die Zerschlagung der Güter und wußte, als der Herzog, zum großen Schaden der Bauern, am Hange des Ettersberges Schwarzwild zu hegen begann, in der verbindlichsten Weise ihm dies schlimme Vergnügen zu verleiden. Er hatte gleich anfangs gegen die wühlenden Bewohner des Berges protestiert und erwähnte derselben ungern, weil es einer Rechthaberei ähnlich sehen

könne, daß er nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Von dem Schaden selbst wolle er nichts sagen; er rede nur von dem Eindruck, den er auf die Menschen mache. Noch nichts habe er so allgemein mißbilligen sehen. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinige sich in dem Wunsche, die Gäste vertilgt zu sehen. ‚Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, schreibt er dem Herzoge, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelns-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! Ich mag nichts hinzusetzen was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechts aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen.‘ So behandelte Goethe seinem Fürsten gegenüber die Dinge, die eng mit dessen Neigungen und Leidenschaften verwachsen und darum um so behutsamer anzurühren waren. Das Schwarzwild wurde der Tafel geopfert. Von einer Jagdpartie am Ettersberge brach er, doch einige Jahre früher, am 29. November 1777, niemand etwas von seinem Vorhaben verrathend, gegen Norden auf, um den Harz zu besuchen, sich über den Bergbau genauer zu unterrichten und nebenher den wunderlichen selbstquälerischen Plessing in Wernigerode kennen zu lernen. Goethe hat über diesen Besuch in der Darstellung der Campagne in Frankreich Mittheilungen gemacht, die in Bezug auf Plessing nicht richtig sind. Das Wahre geben die Briefe an Frau v. Stein (1, 126 ff.), der er von der Reise selbst schrieb und seine Besteigung des Brockens schilderte. Die poetische Frucht dieser Reise, von der er am 16. December wieder zurückgekehrt war,

bildet das schöne Gedicht ‚Harzreise im Winter‘, das durch die erwähnten Briefe besser erläutert und in seiner unvergleichlichen Realistik schöner herausgehoben wird, als durch Goethes später geschriebene Commentierung. Mit Plessing blieb er in brieflichem Verkehr und sah ihn in der Folge einmal in Weimar und dann als Professor in Duisburg auf der Heimkehr aus der Campagne in Frankreich.

Eine bessere Nachahmung des Fürsten von Dessau, als die, welche sich in der Schwarzwildcolonie am Ettersberge kund gegeben, war ein Wetteifer mit seinen großartigen Parkanlagen. Auf einer politischen Reise nach Potsdam und Berlin, die Goethe im Mai 1778 mit dem Herzoge machte, hatte er in Wörlitz den Park in vollem Schmuck des Frühlings gesehen und die schon früher gehegte Absicht, etwas Aehnliches in der Nähe Weimars einzurichten, gedieh nun, als er in sein Thal zurückkehrte, das ihm lieber war als die weite Welt, rasch zur Ausführung. Zuerst wurde das s. g. Kloster geschaffen und am 9. Juli, dem ‚Louisenfeste‘, eingeweiht. Die Parkanlagen schritten fröhlich vorwärts. Er polsterte und putzte in seinem immer schöner und genießbarer werdenden Thal die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe und übergab jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken. Die Poesie, meinte Wieland, die er auf beiden Ufern der Ilm geschaffen, kosteten der hochlöblichen Kammer zwar ein tüchtiges Stück Geld, machten dafür aber auch diese Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium. Er gab den Anlagen, die allmählich zu dem jetzigen weitausgedehnten Parke heranwuchsen, damals mitunter einen zauberischen Reiz, indem er die Ufer der Ilm in Rembrandts Geschmack beleuchten und dann die ganze Vision in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke zerfallen ließ. Der Effect war so über allen Ausdruck zauberisch, daß Wieland ‚Goethen vor Liebe hätte fressen mögen‘.

‚Aber abseits, wer ist's?‘ In Dunkel verliert sich die Spur eines Unglücklichen, dessen Goethe, ohne je einer Seele zu vertrauen, was er that, sich in schöner Menschlichkeit erbarmte. Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann, an den er zuerst unter dem fremden Namen Kraft nach Gera schrieb (November 1778), lebte allein von seiner Unterstützung in Ilmenau, wo er ihm in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann sehr nützlich wurde und mehreres überlieferte, was er selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und sich zu eigen machen können. So stellt Goethe den Nutzen dar, den er von jenem geheimnißvollen Kraft gehabt habe, verschweigt aber, wie er selbst dem Unglücklichen alles war und ihn nur beschäftigte,

um ihm das Gefühl drückender Unterstützung zu ersparen. ‚Sie sind mir nicht zur Last, schrieb er an Kraft, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben. aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.' Die Briefe an ihn gehen bis in den Herbst 1783. Kraft starb im August 1785 in Jena. Goethe hatte bis zuletzt für ihn gesorgt und bestritt auch die Kosten seines Begräbnisses. Auch dem Nachlaßrichter in Jena hat er den wahren Namen des Unglücklichen nicht verrathen, dem er gelegentlich auch die Sorge für einen andern Schützling, Peter Imbaumgarten, ein Vermächtniß des Herrn v. Lindau (1777), anvertraut hatte, um ihn zu beschäftigen. Diesen Schweizerbuben, der Lindau in der Schweiz das Leben gerettet, ließ er zum Jäger erziehen; ‚denn der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker'. Was aus Peter geworden, ist unbekannt.

Goethes Plan, dem Herzoge eine Erziehung zu geben, die ihn selbstständig mache, war die stete geräuschlose Sorge seines Lebens. In freier Luft, auf Spaziergängen ohne weitere Begleitung, sprach er mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten und klärte seine jugendlichen, meistens auf das Gute und Rechte gewandten, nur ungeordneten Ideen ‚in luminosen Gesprächen' immer mehr. Es schien ihm an der Zeit, diesen Erziehungsplan auf einer größeren Reise weiter zu verfolgen und den jungen Fürsten einmal auf längere Zeit von dem ganzen Hofwesen abzulösen und auf sich selbst hinzuweisen. Schon im August 1779 hatte Goethe im Stillen Vorkehrungen getroffen. Jene ergreifenden Briefe an seine Mutter bestellten ‚für den Herzog im kleinen Stübchen des elterlichen Hauses ein Bett. Das große Zimmer bleibt für Zuspruch, und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schläft auf einem saubern Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke. Das Caminstübchen wird für seine Bedienung zurecht gemacht, ein Matratzebett hingestellt. Für Wedel wird das hintere graue Zimmer bereitet, auch ein Matratzebett. Für mich aber in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack u. s. w. wie dem Herzog. Essen macht ihr Mittags vier Essen, nicht mehr noch weniger, kein Gekoch, sondern eure bürgerliche Kunststück aufs beste, was ihr früh morgens von Obst schaffen könnt, wird gut sein. In des Herzogs Zimmern thu sie alle Lüstres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter

mag sie lassen. Sonst alles sauber, wie gewöhnlich und je weniger anscheinende Umstände, desto besser. Es muß ihr sein, als wenn wir zehn Jahr so bei ihr wohnten. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin. Lavor, Leuchter u. s. w. Keinen Kaffee und dergleichen trinkt er nicht.' Und in einem andern Briefe an die Mutter: ,Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i eures vergangenen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück ... Sie möcht ich recht fröhlich sehen und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat; wenn ich euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und Mühe des Tages, die mich erwartet.'

Im September trat der Herzog unter dem Namen des Oberforstmeisters v. Wedel, mit Goethe, dem Kammerherrn v. Wedel (von dem Goethe der Mutter schrieb, er werde ihr sehr behagen, der sei noch besser als alles, was sie von Mannsvolk gesehen habe) und wenig Dienerschaft jene abenteuerlich erscheinende Winterreise durch die Schweiz an. Der Weg führte sie zunächst nach Kassel, wo G. Forster, das Incognito zu Anfang nicht kennend, an dem jungen Herzoge einen Mann kennen lernte, ,der sehr viel und doch keinmal albern fragte', einen ,artigen kleinen Mann, der sehr viel wußte, sehr einfach war und für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigener Herr war', viel mehr bedeutete, als Forster erwartet hatte. Goethe nennt er einen gescheuten, vernünftigen, schnellblickenden Mann, der wenig Worte macht und gutherzig, einfach in seinem Wesen ist. ,Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben; er besteht in einigen wenigen Schattierungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann.' Am 17. September verließen sie Kassel und wurden zwei Tage darauf in Frankfurt mit viel freundlichen Gesichtern empfangen. Goethes Vater war gealtert, stiller; sein Gedächtniß nahm ab; die Mutter zeigte noch die alte Kraft und Liebe; ihr Frohmuth war sich gleich geblieben. Von dort gieng's über Speyer (24.), wo sie mit dem Domherrn v. Beroldingen den Freitag ,sehr gut fasteten'. Abends waren sie in Rheinzabern, am folgenden Mittag in Selz, wo noch alles saftig grün und die Himmelsluft weich, warm, feuchtlich war.

‚Man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.‘ Den 25. Abends ritt Goethe etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten. Er fand daselbst die Familie Brion, wie er sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da er so rein und still war wie die Luft, so war ihm der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause, schreibt er an Frau v. Stein, habe ihn ehemals geliebt, schöner als er's verdiente und mehr als andre, an die er seitdem viel Leidenschaft und Treue verschwendet; er habe sie in einem Augenblicke verlassen müssen, wo es ihr fast das Leben gekostet. ‚Sie gieng leise drüber weg, ihm zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übriggeblieben, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da er ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat. Auch nicht mit der leisesten Berührung unternahm sie ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. Sie führte ihn in jede Laube, und da mußte er sitzen, und so war's gut‘. Der schönste Vollmond stand am Himmel. Goethe erkundigte sich nach Allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach ihm gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen. Goethe fand alte Lieder, die er einst gestiftet, eine Kutsche, die er gemalt hatte. Sie erinnerten sich an manche Streiche jener guten Zeit, und er fand sein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob er kaum ein halb Jahr weggewesen. Die Alten waren treuherzig, man fand, er war jünger geworden. Er blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß er nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben konnte. Am Sonntage (26.) traf er wieder mit der Gesellschaft zusammen; gegen Mittag waren sie in Straßburg. Goethe gieng zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde er mit Verwunderung und Freude empfangen. Sich erkundigend und in alle Ecken sehend, fand er zu seinem Ergötzen, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet war. Ihr Mann war abwesend; er schien, nach Allem was Goethe hörte, brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er war wohlhabend, hatte ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang, Alles was die Frau brauchte. Er aß bei ihr, auch Abends und gieng in schönem Mondscheine weg. ‚Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit den Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten,

bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind.' Von Straßburg, wo Goethe mit dem Herzog den Münster bestiegen, kamen sie am 27. früh in Emmendingen an; ,hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester, ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist!' Die an ihre Stelle getretene Johanne Fahlmer, Schlosser, einige Freundinnen waren ihm nahe wie sonst. Goethe sprach sich gegen Johanne über die Kreuzerhöhung Woldemars und den Brief Jacobis, den er in Frankfurt erhalten, gleich nach der Ankunft aus, und Johanne berichtete darüber an Jacobi, der sich dadurch freilich nicht versöhnt finden konnte. Von Emmendingen gieng's auf Basel. Die Schweizerreise selbst, die von dem schönsten Wetter begünstigt wurde, hat Goethe aus den Reisebriefen an Frau v. Stein (1, 252 ff.) fast unverändert in seine Werke aufgenommen. Die Einzelnheiten würden hier zu weit führen. Das Kühne der Reise bestand darin, daß der schwierigste Theil im Winter gemacht wurde. Als sie von Genf aus die savoischen Eisberge besteigen wollten, machten die ,Frau Basen, die vom Müßiggang mit dem Rechte beliehen sind, sich um andrer Leute Sachen zu bekümmern', dem Herzog die ernsthaftesten Protestationen und wollten eine Staats- und Gewissenssache daraus machen. Der um seine Meinung befragte Professor de Saussüre entschied, daß der Weg so gut in dieser wie in einer früheren Jahreszeit ohne Fahr noch Sorge gemacht werden könne. Der Erfolg bestätigte seinen Ausspruch. — Einer der Hauptgesichtspunkte der abenteuerlichen Reise war der, den Herzog mit Lavater zusammenzuführen. ,Die Bekanntschaft mit Lavater, schrieb Goethe gegen Ende November, ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus. Wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs neue von seinem Wesen überrascht. Es ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.' ,Wir sind in und mit ihm glücklich; es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt, etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme

erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen.' Schon unterwegs, von Thun, 8. October, hatte Goethe an Lavater geschrieben: ‚Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen, denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören: was sich davon offenbaren läßt, freu ich mich, in Dein Herz zu legen.' Und von Genf, 28. October: ‚Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsere Zusammenkunft sein. Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und ich denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium. Eins aber werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich dich im voraus um Geduld. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne.' Da lag aber der Punkt, auf dem sich beide schieden. Lavater mochte den Gast nicht behelligen wollen mit seinem Credo, aber was war der Wirth ohne dieses! In allen seinen Schriften mußte er Goethen, der seit Erschaffung der Welt keine Confession gefunden und bis an sein Ende keine fand, zu der er sich völlig hätte bekennen mögen, auf das unerfreulichste abstoßen. Als er einen Bogen von Lavaters Pilatus gelesen, konnte er nichts darüber sagen, als daß ‚er die Geschichte des guten Jesus nun so satt hatte, daß er sie von keinem, als allenfalls von ihm selbst hören möchte'. An Lavater schrieb er, da er zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidierter Nichtchrist sei, habe dessen Pilatus ihm widrige Eindrücke gemacht, weil sich Lavater gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stelle. Und noch entschiedener sagt er am 9. August 1782: ‚Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner

als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich.' Der Bruch mußte früher oder später kommen. Als Lavater auf seinem apostolischen Zuge im Juli 1786 auch nach Weimar kam, wäre Goethe ihm gern aus dem Wege gegangen. ‚Was habe ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu thun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet.' ‚Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir, darum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.' Als Goethe dann lange Jahre hernach Zürich wieder sah, gieng er vor Lavaters Hause auf und nieder, ohne sich um den Propheten zu kümmern. Damals freilich, als er von Zürich nach Schaffhausen reiste, überwog der Eindruck des Menschen noch den Propheten; aber es war eine bittre Selbsttäuschung Goethes, beide gesondert zu nehmen; als sie mehr und mehr verschmolzen und auch vor seinem Geiste eins wurden, mußte er seines Irrthums inne werden, ohne zu verlieren, was er in seinem Umgange gewonnen hatte, die tiefe innere Wahrheit und Uebereinstimmung zwischen Denken, Empfinden und Handeln, ein Gewinn, den er an Lavater, nicht von ihm gemacht; denn es war seine Vorstellung über den Mann, was ihn bildete, nicht der Mann selbst. Und daß diese Vorstellung nicht mit dem Wesen übereinkam, war freilich kein sonderliches Zeichen scharfer Beurtheilung der Menschen, aber ein schönes für das Herz des jüngeren Mannes, das alle nach sich maß.

Der Rückweg aus der Schweiz führte über Schaffhausen und den Rheinfall nach Stuttgart, wo sie von dem Herzog Karl äußerst galant und artig behandelt wurden. Er ließ sie am 14. December an der Stiftungsfeier der Militärakademie Theil nehmen. Goethe, den der General Seeger begleitete, sah den Eleven Schiller damals mit drei Preisen auszeichnen, ein Begegnen, dessen weder Schiller noch Goethe sich jemals wieder erinnert zu haben scheinen, als sie in gemeinschaftlichem Wirken nach den höchsten Preisen rangen. Am 13. Januar 1780 waren die Reisenden wieder in Weimar. Wieland stellte diese Schweizerreise 'unter Goethes meisterhafteste Dramata'. Der glückliche Ausgang, des Herzogs Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung, sein herzgewinnendes Betragen gegen all und jeden machten großen Effekt und stellten Goethen in ein sehr günstiges Licht, um so mehr, da auch er sehr vortheilhaft

verändert zurückgekommen war und, um mit Wieland zu reden, ‚in einem Ton zu musizieren anfieng, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden'. Den Herzog freute es, daß der erste Eindruck, die Leute mit welchen er leben mußte, betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern gut war. ‚Sogar die langnäsichte Oberhofmeisterin (Gräfin Gianini) war uns 17 Minuten nicht tödtlich zuwider. Klinkowström (der Oberhofmarschall) hatte das Podagra, wie andre mehr, wenigstens schlichen sie unbemerkt durch.' Daß der Herzog ein andrer sein wollte, zeigte er äußerlich, indem er mit einer Mode brach; er schnitt sich das Haar ab und diese Nouvelle du jour machte großen Lärm. Wieland und selbst Goethe berichteten den Freunden: ‚Der Herzog trägt einen Schwedenkopf. Eine ganz neue Decoration.' Den moralischen Zopf hatte er schon lange nicht mehr getragen, aber es vergiengen viele Jahre, ehe er Nachfolger fand, wenigstens in diesem Stück, denn andre hat er nie gehabt.

Das Jahr 1780 vergieng ziemlich einförmig. Kleine Ausflüge zerstreuten; Oeser kam, um eine Decoration zu malen, Goethe dichtete die Vögel, wurde Freimaurer (was er schon nach seiner Heimkehr aus Straßburg in Worms geworden sein soll), stattete Einsiedels Zigeuner mit neuen Liedern aus, schrieb am 6. September auf dem Gickelhahn bei Ilmenau das flüchtige Abbild des Moments wie ein ewiges Abbild des Lebens an die Wände des Bretterhäuschens (‚Ueber allen Gipfeln'), sang am 15. September zu Kaltennordheim den schönen Hymnus an seine Göttin die Phantasie (‚Welcher Unsterblichen'), nebst vielen humoristischen Liedern, und besah mit dem Herzoge die großartigen Wiesenwässerungsanlagen, die der durch Merck empfohlene Engländer Bäty in den fränkischen Aemtern des Herzogs angelegt hatte. Dieser treffliche Mensch, der als Landcommissär mit kleinem Gehalte angestellt war, über nichts klagte, wie niemand über ihn klagte, griff seine Arbeiten mit so sichrem Geschick an, daß jeder gleich von der Trefflichkeit seiner Absichten überzeugt war und daß sogar die Bauern, die sich gegen alle Neuerungen, auch die heilsamen, zu stemmen pflegten, ihm willig dienten und ihn mehr liebten als ihren Amtmann. ‚So einen Menschen zu haben, ist ein Glück über alles!' rief Goethe und der Herzog erklärte, nur ein unglaubliches Glück könne einem einen solchen Menschen zuführen. Er arbeitete erst ein Jahr, und schon zeugten die Wiesen von dem Segen seines Schaffens.

Wie es mit Goethe damals stand, giebt ein Brief vom 20. September aus Ostheim an der Rhön zu erkennen: ‚Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert

wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat. Herrschaft wird niemand angeboren und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will und bittrer. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat'.

Ziemlich ruhig verlief das Jahr 1781. Die gewöhnlichen Ausflüge fehlten freilich nicht. Auf einem solchen nach Neunheiligen zum Grafen Werthern, dessen schöne Frau den Herzog schöner liebte als er sie, trat Goethen die Idee dessen, was man Welt, große Welt, Welthaben nannte, in der schönen Gräfin deutlich vor Augen. ‚Sicher ihres Werthes, ihres Ranges handelt sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch nichts gibt; sie spendet nicht, wie ich andere gesehen habe, nach Standesgebühr und Würden jedem das eingesiegelte zugedachte Paketchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt; sie tractiert's mit einer Leichtigkeit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Claviere, ohne auf die Noten zu sehen, herumrutschelt, und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens!' Die ‚Narrheit' des Grafen nahm Goethe als bekannt an, doch ‚führte er sich recht gut auf', so daß der Herzog versicherte, er kenne ihn gar nicht. Das gräfliche Paar wurde später in Wilhelm Meister diesen Eigenschaften nach vorgeführt, wie denn Goethe in dieser Periode auf Schritt und Tritt Studien für seinen großen Roman machte und ihn mit den Resultaten seines rasch wechselnden Denkens und Empfindens, Sehens und Hörens überreich ausstattete. Gelegenheit bot sich dazu immer, bald im geselligen Verkehr, bald auf kleinen Reisen und bei Besuchen an den

benachbarten Höfen. Im September z. B. reiste er zum Geburtstage der Fürstin von Dessau nach Wörlitz, wo in der Nähe auf einem Wiesenplan die Fürstin die Preise des Wettreitens und Wettrennens selbst vertheilte und das gesammte Personal des Philanthropins, Professoren, Lehrer und Zöglinge unter Zelten bankettierten, während der Hof in dem Rundgebäude über dem Mausoleum speiste, oder unter dem Peristyl des Schlosses sich zusammenfand. Einst saß die Fürstin mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete und ein Hofcavalier überließ sich indessen ohne Zwang der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: ‚Die Menschen, an welchen ein Bienenschwarm vorüberstreicht, treiben nach einem alten Volksglauben dasjenige, was gerade im Augenblicke des Ansummens von ihnen getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch recht viel und recht köstlich sticken, der Fürst noch unzähligemal interessante Sachen vorlesen, ich selbst werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faulenzen.‘ Eine andre ‚Scene‘, deren Goethe in den Briefen an Frau v. Stein (2, 278. 281) obenhin gedenkt, erzählte der Fürst, der einen Jagdwagen bereit zu halten befohlen hatte, um Goethe, der zu einer genau bestimmten Stunde erwartet wurde, sofort von Dessau nach Wörlitz zu bringen. Auch sollte der Leibarzt Kretschmar benachrichtigt werden, sich bei Zeiten auf dem Dessauer Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich nicht und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine Zeitlang saßen sie, Goethe gerade und feierlich wie ein Licht, Kretschmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich drehte Goethe ein wenig den Kopf nach Kretschmar und fragte über die Schulter: ‚Wer ist Er?‘ Schnell und barsch, Goethen den Rücken zukehrend, erwiederte Kretschmar: ‚Und wer ist Er?‘ So kamen sie an. Der Fürst stand neben Louise am Eisenhart, wo er die kleine Anhöhe aufführen ließ. ‚Gib Acht, die beiden haben sich unterwegs gezankt.‘ Goethe stieg links aus und kam in steifer Haltung auf das fürstliche Paar zu; der Leibarzt rechts, mit einem flüchtigen Gruße nach der Stadt eilend. Der Fürst schickte ihm einen Diener nach, der ihn zur Tafel laden mußte. Allein er ließ sagen, er äße nicht mit dem Menschen, erzählte später den Vorfall, war ganz entrüstet und wollte schlechterdings nichts von Goethe wissen. Der Fürst brachte sie aber doch endlich zusammen. — Andere, als diese Scenen des kleinen Lebens in fürstlichen Familien, stellten sich ihm dar, als er, eben geadelt, im Mai 1782 eine feierliche Rundreise an den thüringischen Höfen hielt und als Abgesandter seines Herzogs in Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg und Rudolstadt

in förmlicher Audienz empfangen wurde, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach. Die Seele aber wurde immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr er die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelte; er verhielt sich zu ihnen, wie der Musikus zum Instrument. Nach solchen diplomatischen Komödien, bei denen mit dem Staatsrock auch das geistige Staatskleid angezogen wurde, erlustigte sich Goethe in freier Gotteswelt auf der Steinjagd, denn Mineralogie und Anatomie, Zeichnen und Aetzen, Tuschen und Malen, Numismatik und Botanik wechselten bunt bei ihm ab. Diese vermannigfaltigte Thätigkeit, über die bald etwas Genaueres gesagt werden muß, rechnete er sich wenig zum Verdienst. ‚Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich dazu, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.‘ Aber neben der künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigung und der eigentlichen amtlichen Thätigkeit fielen ihm, als vertrautem Freunde des Fürstenhauses und weimarischer Familien, eine Menge von Dingen zu, die nicht eben erfreulicher Art waren. Die Reiseabenteuer des Prinzen Konstantin hatten allerlei für den Hof unerfreuliche Folgen, die Goethe ins Gleiche bringen mußte. Ein anderes Geschäft der Art betraf die Einsiedelsche Familie. Der Vater des weimarischen Einsiedels hatte nahe an Tollheit gränzende Handlungen vorgenommen, war zu Hause durchgegangen und hatte seinen Sohn in Weimar aufgesucht. Goethes Beistand wurde angerufen. Er bemächtigte sich des Alten, brachte ihn nach Jena in das Schloß und unterhielt ihn dort so lange, bis seine Söhne ankamen, die indessen zu Hause mit Mutter und Oheim negotiiert und die Sache auf einen Weg geleitet hatten. Ueber diese Besorgnisse vergieng ihm eine ganze Woche. Angesichts solcher Erfahrungen, die sich häufen ließen, durfte er wohl klagen, es sei ein sauer Stück-Brod, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; er werde durch Noth und Ungeschick der Menschen immer hin und wiedergezogen; er sei zu einem Privatmenschen geboren und begreife nicht, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen. Für solche Plackereien entschädigte er sich dann in seiner Weise. Er hatte immer einen Zug zu Kindern gehabt; ihr Umgang machte ihn jung und froh. In seinem Garten ließ er sie Ostereier

suchen. Ein Augenzeuge erzählt: ‚Die muntre Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich nicht wenig beim endlichen Entdecken der schlau versteckten Schätze. Der schöne Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien in dieser Quecksilbergruppe als ein wohlgewogner aber ernster Vater, der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot. Ihre Spiele theilend und leitend, blieb er, bis es Abend ward, unter den Kindern und gab ihnen zum Schlusse noch eine Naschpyramide preis (1783). Aus Liebe zu der Jugend nahm er in demselben Jahre den jüngsten Sohn seiner Freundin, Fritz v. Stein, zu sich ins Haus, unterrichtete, beschäftigte, leitete ihn an und nahm ihn auf seine Ausflüge meistens mit. Im September 1783 machten beide eine Reise nach Langenstein zu der schönen Frau, der Markise Branconi, von da nach der Roßtrappe, Blankenburg und der Baumannshöhle und wieder über Langenstein nach Halberstadt, wo er mit der Herzogin Amalie, die von einem Besuch aus Braunschweig heimkehrte, und der ganzen fürstlichen Familie zusammentraf. Gleim, der ihn dort sah, fand ihn gegen 1776, wo er ihn zuerst in übersprudelndem Humor zu Weimar kennen gelernt, verwandelt, zu kalt, zu hofmännisch. Von Halberstadt gieng es über Clausthal beim schönsten Wetter auf den Brocken. Trebra begleitete sie. Oben wurde übernachtet, und dann der Weg über Zellerfeld und Osterode nach Göttingen genommen. Goethe wohnte beim Magister Grellmann und hatte die Absicht, alle Professoren zu besuchen. Da Fritz den Winterkasten auf Wilhelmshöhe bei Kassel zu sehen wünschte, willfahrte ihm Goethe, der auch am Hofe war und gut aufgenommen wurde. Er besuchte Sömmering fleißig in der Anatomie und bemühte sich mit ihm, wie es damals versucht wurde, einen kleinen Ballon zu füllen; allein die Uebereilung machte den Versuch mißlingen. Georg Forster, der ihn freilich nur wenig sah, fand ihn ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, magrer, blässer als sonst und doch mit Freundschaft und einem Etwas, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Ueber Naturgeschichte wußte er vieles zu sagen; er schien sie neuerlich sehr fleißig studiert zu haben. Den gleichgültigen Menschen begegnete er nach der Welt Sitte, den guten offen und freundlich, und sie behandelten ihn dagegen, als wenn ihn der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt habe und diese Abkunft etwas Weltbekanntes sei. Sein kleiner Reisegefährte plagte ihn und that alles, ihn zu bereden, nach Frankfurt zu gehen. Wenn Goethe ihm sagte, seine Mutter sei allein, so versicherte der Knabe: ‚Die Deinige würde ein großes Vergnügen haben uns zu sehen.‘ Doch Goethe widerstand und war am 6. October, nach vierwöchiger Abwesenheit,

wieder in Weimar. Nach seiner Heimkehr sammelte sich noch viel physische und politische Materie um ihn, die er gegen Ende des Jahres durchgearbeitet hatte. Das nächste bot ihm einen anmuthigeren Anblick, als irgend ein früheres. Es stand die Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks (24. Februar 1784) bevor und eine, wie es schien, mehr gesicherte Muße für wissenschaftliche Untersuchungen. Doch darin täuschte sich Goethe. Nicht nur im Juni und Juli nahm die Versammlung der Landstände in Eisenach und der dortige Aufenthalt des Hofes viel Zeit und gute Laune weg, auch die politischen Dinge, die drohenden Absichten Oesterreichs auf Bayern, verwickelten Goethe tiefer in die Welthändel als ihm erwünscht war. Wie schon erwähnt, brauchte Friedrich II. den Herzog von Weimar zu politischen Unterhandlungen an den kleineren Höfen. Eine solche Sendung führte den Herzog, und den Freund mit ihm, im August 1784 nach Braunschweig. Den Weg dahin nahm Goethe über den Harz (Zellerfeld) und dichtete auf der Reise die Geheimnisse, die mit der Zueignung, die jetzt vor den Gedichten eine Stelle gefunden hat, an Frau v. Stein begannen und dann lässig fortgesetzt, ins Stocken geriethen und Fragmente geblieben sind. In Braunschweig fand sich Goethe auf dem Parquet des Hofes ganz gut, er amüsierte sich sogar, weil er weder Ansprüche noch Wünsche hatte und ihm die neuen Gegenstände zu tausend Betrachtungen Anlaß boten. Er war sehr zufrieden mit der Behandlung, die man ihm widerfahren ließ, beobachtete die Leute, ohne es merken zu lassen, suchte dieses Talent täglich mehr zu vervollkommnen und übte seine Hand in französischen Briefen nach schönen englischen Schreibmustern. Der Herzog hingegen hatte die schrecklichste Langeweile und wäre lieber, als in dem Schlosse, in einer Köhlerhütte gewesen, wo er doch seine Pfeife rauchen konnte. Uebrigens machte er seine Sachen sehr gut. Anfangs trat er sachte auf, und das Publikum, das immer Wunder zu sehen wünscht, ohne jemals welche zu thun, erklärte ihn für einen bornierten Fürsten. ‚Allmählich haben sie ihn verständig unterrichtet und geistreich gefunden, und wenn er noch einige Contretänze tanzt, wenn er fortfährt den Damen auf den Bällen den Hof zu machen, werden sie ihn schließlich adorabel finden. Vor allen ist die Großmama von ihm entzückt und hat mir das hundertmal gesagt.‘ Sein Oheim, der Herzog von Braunschweig, theilte sich wenig mit, er hatte die besten Manieren, aber eben nur Manieren; er zog mit großer Klugheit reiche Leute an den Hof, schmeichelte ihrer Eitelkeit, beschäftigte die Männer, amüsierte die Frauen und die, welche die größte Eigenliebe hatten, schienen ihm die liebsten. — Der Zweck der Reise wurde vollständig erreicht, wie Goethe berichtet, lief aber auf nichts hinaus, da der Fürstenbund im nächsten Jahre auf ganz neuen Grundlagen ge-

schlossen und damit das alte Project beseitigt wurde. Goethe freute sich, aus den langweiligen Lustbarkeiten des Hofes wieder in die schönen Berge und die lehrreichen Schachte steigen zu können. Anfang September gieng er noch Goslar, besuchte den Brocken (4. September) und wandte sich nach Halberstadt. Er hatte den Maler Kraus schon auf der Hinreise mit sich genommen und auf dem Harze gelassen, um die Berge und Felsen zu zeichnen. Während der Herzog sich nach Dessau begab, machte Goethe mit Kraus einen Ausflug nach den Felsen der Roßtrappe, und besuchte dann ‚die Fee‘ in Langenstein, wo er zwei Tage verweilte. Am 15. September war er wieder in Weimar, wo er Oeser fand und bald auch den schon erwähnten Besuch von Jacobi (und Claudius) erhielt. Im October gieng er über Kochberg, wo seine Freundin verweilte, nach Ilmenau und wurde dort von dem Mineralgeiste wieder so angezogen, daß er sich mit diesen Studien einen guten Winter versprach und wie die Schnecke eine Kruste über seine Thür ziehen wollte. Der Verkehr mit Herder wurde besonders traulich. Goethe las seine neuesten Arbeiten vor: ‚Die Arbeiten und die Stunden, schrieb Herder an Jacobi, sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre.‘ Der Herzog, der in Süddeutschland für die Berliner Projecte zu wirken gesucht, verlangte, Goethe solle nach Frankfurt kommen und mit ihm zurückreisen. Die bösen Erinnerungen an 79, wo sie auf der Heimkehr aus der Schweiz an den Höfen herumgezogen, schreckten ihn ab. Er entschuldigte sich. Ihn heiße das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen; er vollende mancherlei im Thun und Lernen und bereite sich die Folge einer stillen Thätigkeit aufs nächste Jahr vor; er fürchte sich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise seiner Bestimmung gelegen seien, da er deren genug und zu viel habe. ‚Der Haushalt ist eng und die Seele unersättlich.‘ Es koste ihn mehr, sich zusammenzuhalten, als es scheine, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens habe ihn zu der passiven Diät bringen können, an der er jetzt so fest hänge. Die Hauptbeschäftigung war seine osteologische Abhandlung und die Arbeit an seiner Oper ‚Scherz, List und Rache‘. Er hatte damals noch nicht den dürren Etat der deutschen Theatermisere, wie ihn Reichards Kalender bot, kennen gelernt und bedauerte deshalb auch noch nicht seine Arbeit wie ein Kind, das von einem Negerweibe in der Sklaverei geboren werden solle. Das Jahr 85 aber trat er mit guten Vorbedeutungen an, war in der Stille fleißig und wurde nur manchmal stutzig über Anschauungen der Zeitgenossen. Als er Leopold Stolbergs Timoleon gelesen, erklärte er

sich so weit verdorben, daß er gar nicht begreifen könne, was diesem guten Manne und Freunde Freiheit heiße, was es in Griechenland und Rom geheißen, begreife er eher. Erfreulicher waren ihm Herders „Ideen‘, die mit den seinigen vielfach zusammentrafen. Er prüfte die mikroskopischen Entdeckungen Gleichen-Rußwurms nach, kehrte wohl noch ein paarmal zu der Fortsetzung der ‚Geheimnisse‘ zurück und tröstete sich mit der Consequenz der Natur über die Inconsequenz der Menschen. Dann erschütterten ihn rasch auf einander folgende Todesfälle. Seckendorf, der in preußische Dienste gegangen, war am 26. April, der Prinz Leopold von Braunschweig am Tage darauf gestorben. Der Tod jenes gab ‚Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen‘, dieser war rührend, da der Prinz, um andere aus den Fluten zu retten, selbst darin untergegangen war. Im Juni wurde mit Fritz Stein, den alles interessierte und der alles auf eine gute Weise sah, eine Reise nach Ilmenau gemacht, Wilhelm Meister gefördert, Spinoza tractiert und Botanik nebst Mineralogie getrieben. In demselben Monat reiste er mit Knebel ins Karlsbad. Der Herzog, ‚der wie bekannt ein großer Freund von Gewissensreinigungen war‘, hatte ihm eine Besoldungszulage von 200 Thalern gemacht und 40 Louisdor auf die Karlsbader Reise geschickt. Es war das erste Mal, daß Goethe die Reise machte. Sie fieng mit Krankheit in Neustadt a. d. Orla an, verlief dann um so angenehmer und dauerte bis über die Mitte des Augustmonats hinaus. Goethe fand dort von Weimar den Herzog und die Herzogin, Herder und Frau, die Gräfin Bernstorff mit Bode, und die ihn vor allen anzog, die Frau v. Stein; außerdem die schöne Tina (Gräfin Brühl) mit ihrem Gemahl, den badischen Minister v. Edelsheim und die schöne Fürstin Lubomirska. Man war den ganzen Tag beschäftigt, ob man gleich eigentlich nichts that. Die Wasser bekamen ihm wohl und auch die Nothwendigkeit, immer unter Menschen zu sein, bekam ihm gut. Manche Rostflecken, die eine zu hartnäckige Einsamkeit ansetzte, schliffen sich da am besten ab. Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles trug bei, ihm den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen. Er gieng über Joachimsthal, Johanngeorgenstadt und Schneeberg, mineralogische Studien machend, wieder zu Haus, mit dem festen Vorsatz, nächstens eine noch weitere Reise zu machen. In Weimar war er wieder gebunden, fühlte aber die Wirkung des Bades sehr heilsam; sein Gemüth war viel freier, er konnte mehr thun und las viel neben seinen Arbeiten. Necker und seine Antagonisten beschäftigten ihn. Er fand viel Vergnügen daran, obgleich dieses Studium wegen der vielen fremden Details beschwerlich und im Ganzen höchst abstract und fein war. Lieber kehrte er zum Wilhelm Meister zurück, von dem die Hälfte des (damaligen) sechsten Buches geschrieben,

die andere geordnet war. Zwischendurch machte er sich einen Spaß. Während Herder in Karlsbad sehr geehrt und deshalb auch sehr gut war, beklagte sich die Frau dort und nach der Rückkehr in sehr hypochondrischer Weise über alles, was ihr in Karlsbad Unangenehmes begegnet war. Goethe ließ sich alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigne Fehler, mit den kleinsten Umständen und Folgen, und zuletzt absolvierte er sie und machte ihr scherzhaft unter dieser Formel begreiflich, daß diese Dinge nun abgethan und in die Tiefe des Meeres geworfen seien. Sie wurde selbst lustig darüber und war wirklich kuriert. — Im September kam Forster auf seiner Reise zur Professur in Wilna durch Weimar und aß bei Goethe mit seinem jungen Weibchen (der bekannten Therese), mit Herders, Wieland und Amalie Seidler, eine Vertraute der Forster von Gotha her. Ihnen folgte Edelsheim, der in Staats- und Wirthschaftssachen zu Hause und in der Stille auch gesprächig und ausführlich war. ‚Sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals; ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgeh. Da er sieht, wie ich die Sache nehme, so ruckt er auch heraus; er ist höchst fein; ich habe aber nur wenig vor ihm zu verbergen und das soll er auch nicht vermuthen!‘ Die Summe dieser Gespräche findet sich im dritten Capitel des fünften Buches im Wilhelm Meister wieder und ist in einen Brief Wilhelms an Werner eingekleidet. Der Rest des Jahres gehörte der Fortsetzung des Romans, der Operette und politischen Negotiationen die ihn im December mit dem Herzog nach Gotha und den letzteren im Januar mit Klinkowström und Wedel nach Berlin führten. ‚Der abgelebte Löwe mag ihn mit seinem letzten Athem segnen.‘

Das Jahr 1786 machte in Goethes Leben eine entschiedene Epoche. Bei einer Prüfung seiner Zustände mußte ihm deutlich werden, daß die zehn Jahre, die er in Weimar verbracht, ihn wohl in vielen menschlichen Dingen, in der Kenntniß und Behandlung der Welt, in Erwerbung innerer Schätze, in der Durchbildung seiner Natur unendlich gefördert hatten, aber nach der Seite seines künstlerischen Wesens ohne sonderlichen Gewinn geblieben waren, ja als fast verlorene gelten konnten. Von seiner Poesie ist bisher nicht viel die Rede gewesen. Für kleine lyrische Productionen, die meistens außerhalb Weimars entstanden, hatte sich Raum und Zeit gefunden. Die Lyrik dieser Periode, vorzugsweise auf das Verhältniß zu Frau v. Stein oder den Herzog bezüglich, steht auf einer hohen Stufe der inneren und äußeren Vollendung, so einfach sie erscheinen mag. Sie gibt das Leben, den Augenblick mit der reinsten Wahrheit wieder, ist ganz individuell und dennoch von der allgemeinsten, umfassendsten Wirkung. Aber ein großer Dichter findet in der Lyrik

allein kein genügendes Gefäß, um seinen Gehalt darzubieten. Goethe griff auch nach andern Formen, aber nichts von allem, was er in diesen zehn Jahren geschaffen, genügte ihm. Von Frankfurt hatte er Faust und Egmont mitgebracht. An jenen wurde nicht gerührt, dieser zwar wieder vorgenommen, aber nicht vollendet; im Arbeiten selbst kam erst das Studium der Quellen, und der Charakter des Ganzen wurde weder damals noch später zur einheitlichen Haltung gebracht. Die für das weimarische Liebhabertheater geschriebenen Stücke, deren schon gedacht wurde, Gelegenheitsstücke, deren Hauptreiz in Lokalbeziehungen lag, konnten Goethe nicht genügen und genügten ihm nicht, wie sein Umarbeiten derselben genugsam anzeigt. Die für Geburtstage und Redouten gedichteten Gelegenheitsstücke würden ohne Goethes Namen und seine anderweitigen früheren und späteren Leistungen sammt jenen Possen, melodramatischen Situationen und Operetten längst vergessen sein, wie sie denn in Weimar selbst rasch vergessen wurden. Man könnte von diesen Hofdichtungen die Vögel ausnehmen wollen; sie sind jedoch bloßes Fragment, bloße Exposition; der Staat, den die gefiederten Bewohner der Luft bilden, ist von Goethe nicht erbaut worden; die wesentliche Aufgabe blieb ungelöst, ja unberührt. Glücklicher schienen zwei andere Arbeiten von Statten zu gehen: Iphigenie und Tasso. Jene wurde wenigstens in sich abgerundet; aber sie war, in einer rhythmischen Prosa, an sich zwar höchst bedeutend und das Bedeutendste, was Goethe in dieser Periode schuf, aber man darf sie nur gegen die vollendete Iphigenie halten, um zu begreifen, wie unzufrieden Goethe mit dieser Schöpfung sein mußte. Tasso blieb gänzlich stecken; nur zwei Akte wurden vollendet, gleichfalls in Prosa, die für den Bühnengebrauch bequem und willkommen sein mag, für den Poeten aber nur ein mangelhafter Ausdruck bleibt. Gern griff Goethe zu der Prosa, in der er Wilhelm Meister ganz charaktergemäß behandelte und behandeln mußte, wenn es auch nicht auf einen Roman abgesehen wäre. Doch auch diese Arbeit genügte nicht und blieb unvollendet. Wieland sagte schon nach dem ersten Jahre über Goethe: ‚Es ist, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte.‘ Das war freilich nicht der Fall, aber tief entschlummert war er und konnte sich im einwiegenden Geräusch der Welt, unter dem Druck der Geschäfte nicht recht ermuntern. Man darf Goethe nur hören, wie er klagt, daß er fast zu viel auf sich lade, daß ihm manchmal die Kniee zusammenbrechen möchten, so schwer werde das Kreuz, das er fast ganz allein trage, daß sein Geist kleinlich werde und an nichts Lust habe, bald Sorgen, bald Unmuth die Oberhand gewinnen; man darf nur die vielen übellaunigen, herben Aeußerungen über die Gesellschaft, den Hof, den Herzog sogar

und über diesen ganz besonders, von Jahr zu Jahr in den Briefen an die Stein verfolgen, um zu erkennen, daß sein Zustand kein glücklicher war. Und wenn die Stimmung einkehrte, die Störung ließ nicht auf sich warten. Die Unruhe, in der er lebte, ließ ihn nicht über der vergnüglichen Arbeit am Tasso bleiben; die ‚Geheimnisse‘ waren ein zu ungeheures Unternehmen für seine Lage; um den ersten Theil des Wilhelm Meister wenigstens zur Probe zu liefern, sehnte er sich nur nach vier ruhigen Wochen; keine Reime konnte er nicht liefern, sein prosaisches Leben verschlang diese Bächlein; ein Jahr in der Welt würde ihn sehr weit führen; seine Seele war durch Akten eingeschnürt; die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit war ihm unangenehm, erschien ihm aber nothwendig. Und daß nicht in ihm, sondern in den Dingen um ihn die Schuld lag, leugnete er sich niemals hinweg. Die Ruhe, die Entfernung von aller gewohnten Plage that ihm wohl, wenn er draußen lebte; er fühlte, daß er noch immer bei sich selbst zu Hause war und daß er von dem Grundstock seines Vermögens nichts zugesetzt hatte. Er tröstete sich wohl mit dem innern täglich wachsenden Gewinn. ‚Wäre es Geld, so wollt' ich bald eine Million zusammen haben. Goldreich werde ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen, Einfluß auf die Gemüther.‘ Das war der Mensch, nicht der Dichter, der Forscher, der Denker, der ohne Wirkung blieb und sein Publikum auf Knebel, Herder, die Stein beschränkt sah. Sein menschlicher Reichthum war groß; aber was ist der Dichter, der von seinem menschlichen Reichthum nichts gibt? Nicht daß er alljährlich Neues hätte schenken sollen; aber er hatte zehn Jahre hingehen lassen, ohne auch nur mit einem einzigen Werke selbstständig an die Oeffentlichkeit zu treten. Und wäre der so widerwärtige Himburg, der Goethes Werke eigenmächtig gesammelt hatte und immer neu auflegte, sammt den Nachdruckern nicht gewesen, Goethe wäre, außerhalb Weimars sicher, beim großen Publikum vergessen worden, da er kein Zeichen des Lebens gab. Und doch bekannte er von sich, er sei eigentlich zum Schriftsteller geboren; es würde ihm viel wohler sein, wenn er, von dem Streite der politischen Elemente abgesondert, in der Nähe der geliebten Freundin, den Wissenschaften und Künsten, für die er geschaffen, seinen Geist zuwenden könne. Aber selbst diese Freundin! Ihr, der er all sein Denken und Empfinden zuwandte, die all seine Liebe zu Mutter, Schwester und den übrigen Frauen allmählich geerbt, was war sie — die Frau eines andern. Auf Augenblicke konnte das vergessen werden, aber der Gedanke, die Frau eines andern zu lieben, von ihr wiedergeliebt zu werden, mußte immer wieder herantreten, und wie wirkte er, wenn er einmal ausgesprochen wurde! So tief die Liebe drang, so tief fand der Schmerz die Wege. In der

gährenden Jugend ließ sich das alles tragen; aber als die Dreißig überschritten waren, als das Leben sich den Vierzigen zuneigte und jeder Jahresabschluß die Rechnung unbefriedigender zeigte, mußte Abhülfe geschehen; um so mehr, da sich, außer den poetischen Anforderungen, auch künstlerische Wünsche und wissenschaftliche Triebe geltend machten. Schon seit frühen Jahren hatte Goethe sich in den zeichnenden Künsten geübt, gezeichnet, getuscht, silhouettiert, in Oel gemalt, radiert und geäzt, in Holz geschnitten und alle diese Uebungen setzte er in Weimar fort, brachte aber keine zu einer seinen Anforderungen entsprechenden Fertigkeit. ‚Ich sehe täglich mehr, bemerkt er im April 1782, wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich uns das Geistige auszudrücken fähig macht, und wo jene nicht ist, bleibt es eine hohle Begierde, dieses im Fluge schießen zu wollen.‘ Da ihm die anhaltende mechanische Uebung nicht gestattet war, gestand er sich dann wohl selbst: ‚Ich werde nie ein Künstler werden‘, schrieb aber den Grund mehr seinen Umständen als seinen Anlagen zu und glaubte, an der Hand bildender Lehrer, in der Nähe großer Muster es dennoch dahin bringen zu können, ein Künstler zu werden. — Auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen fühlte er sich beengt. Eine Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar, zu der er selbst vieles gesammelt und durch jenen räthselhaften Kraft hatte sammeln lassen, gab er zwar nicht aus diesem Grunde auf, sondern wegen der für eine künstlerische Darstellung wenig geeigneten Beschaffenheit des Stoffes; doch hinderte ihn auch hier die Zerstreuung und Zersplitterung. Auch die Gespräche über deutsche Literatur, die ‚er wider des Teufels List und Gewalt‘ durchzusetzen wünschte, mußte er abbrechen und darüber verrauchte die Lust. — Fast eben so schlimm ergieng es ihm mit seinen naturwissenschaftlichen Studien, die er freilich, weil sie ihm neue Gebiete erschlossen und weil seine über dem Ganzen schwebenden Ideen sich leicht entwickelten und aus der Totalität in das Einzelne führen ließen, mit größerer Energie förderte, als die übrigen. Doch mußte ihm auch hier deutlich werden, daß ohne das Studium des Einzelnen, Kleinsten und Geringsten, bis zur mikroskopischen Erforschung der fast unsichtbaren Organismen und zur chemischen Untersuchung der anorganischen Stoffe, die großen Ideen doch immer nur in der Luft schwebten oder, auf fremden Forschungen weiterbauend, eine große Unselbstständigkeit und Unsicherheit behielten. Die Physiognomik hatte ihn auf das Feste im animalischen Bau, auf die Knochen geführt, besonders auf die Schädelbildung und von dieser auf die übrige Structur, der er jedoch immer nur gelegentliche Aufmerksamkeit widmete. Die Straßburger Studien hatten ihm nicht viel genützt, aber doch einige Fingerzeige gegeben, denen er weiter nachgehen konnte. Galen sollte nach Vesalius

nur nach Thier- und nicht nach Menschenkörpern seine Anatomie geschrieben haben, weil er dem Menschen einen Knochen zuschreibe, der nur bei Thieren vorkomme. Darüber hatte sich zwischen Vesalius und J. Sylvius, dem Vertheidiger Galens, ein hitziger Streit entsponnen, aber nichts entschieden. Die Unsicherheit dauerte fort, bis Peter Camper, der berühmteste Anatom zur Zeit Goethes, den wesentlichen osteologischen Unterschied zwischen Menschen und Affen darin aufstellte, daß der Affe jenen Knochen habe, der Mensch aber entbehre. Das mußte Goethe nach seiner Idee über den allgemeinen osteologischen Typus unbegreiflich erscheinen, da der Mensch doch Schneidezähne habe, deren Grundlage und Basis dieser Knochen ist. Er suchte nach Spuren desselben und fand sie gar leicht in frühester Jugend und oft auch noch im höheren Alter. Es wurden Zeichnungen dieses Knochens, des os intermaxillare, beim Menschen und verschiedenen Thieren entworfen, mit Beihülfe Loders eine entsprechende Terminologie angefertigt, eine kurze Beschreibung davon gemacht (durch fremde Hand eine lateinische Uebersetzung geliefert) und an Männer der Wissenschaft und Freunde mitgetheilt. Die ersteren wollten von der Entdeckung nichts wissen; sie war ja von einem unzünftigen Dilettanten ausgegangen. In der Folge haben sich die Gelehrten freilich bequemen müssen, Goethe Recht zu geben, und gegenwärtig zweifelt niemand mehr an der Thatsache, die Goethen, als er sie fand, deshalb so freute, daß ‚sich alle seine Eingeweide bewegten‘, weil sie seine Idee bestätigte, daß ein gemeinsamer Typus aller osteologischen Structur zum Grunde liege und die einzelne kein Muster des Ganzen sei, vielmehr nur aus der Kenntniß und Vergleichung aller vorkommenden, auf allen Stufen der Entwicklung erforschten Bildungen zu verstehen sei. Denn jener Knochen findet sich regelmäßig nur bei Kindern und verwächst im höheren Alter, weshalb die Anatomen ihn da, wo sie ihn gesucht, nicht gefunden oder nicht erkannt hatten. — Die Idee der Einfachheit der Natur leitete ihn auch bei seinen botanischen Studien, die wesentlich erst begannen, als er die Entdeckungen Gleichen-Rußwurms im Frühjahr 1785 mit dem Mikroskope nachzuprüfen begann und im Winter John Hills Abhandlung über die Blumen gelesen hatte, die wieder neue Blumen aus ihrer Mitte hervortreiben. Das Pflanzenwesen ‚raste in seinem Gemüthe, er konnte es nicht einen Augenblick los werden, machte aber auch schöne Fortschritte‘. ‚Es zwingt sich mir alles auf, schreibt er im Juli 1786, ich sinne nicht mehr darüber; es kommt mir alles entgegen und das ungeheure Reich simplificiert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte; es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie, es

ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen.' Hier war also die leitende Idee der Metamorphose der Pflanzen schon ausgesprochen, die, weil die Zersplitterung des Lebens es nicht gestattete, nicht entwickelt und dargelegt werden konnte. — Dasselbe Ungemach beeinträchtigte seine mineralogisch-geologischen Studien, die aus dem Praktischen der Bergbauwissenschaft hervorgiengen, auf dem Harze theoretisch erweitert wurden und sich dann ideell fortentwickelten. Obwohl er wußte, daß er ohne Chemie nicht weiterkomme, wurde er doch immer wieder in das Studium hineingerissen. Schon 1780 hatte er durch Voigt eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena aufsetzen lassen und ein interessantes Cabinet gesammelt. Es war dabei das System Werners in Freiberg das maßgebende gewesen. Die Beschreibung wurde dann ausgedehnt. Voigt, der eine reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details mitgebracht, woran es Goethe gerade fehlte, trieb theils allein, theils mit Goethe, von der Spitze des Inselberges bis ins Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Kursächsische, bis über die Saale hinüber und wieder so weiter bis Saalfeld und Koburg herum seine Ausflüge und brachte die Stein- und Gebirgsarten von allen diesen Gegenden zusammen. Das bischen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefe hineinlockt, war für Goethe, nach seiner Art zu sehen, immer das Geringste. Er hatte (Herbst 1780) die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, ‚wie alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander gekommen ist'. Er hatte die Charpentiersche mineralogische Karte erweitern lassen, so daß sie vom Harze bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön reichte; trug auch große Lust, eine mineralogische Karte von ganz Europa zu veranstalten. Buffons Epochen der Natur, bei denen er sich anfänglich beruhigt hatte, schienen ihm dann nicht mehr ausreichend, obwohl auf seinem Wege fortzugehen sei. Der Granit war ihm die Basis unserer bekannten Oberfläche. Ueber diesen zu schreiben, war schon im Herbst 1783 seine Absicht. Im Januar des folgenden Jahres dictierte er daran. Einige Blätter dieser Zeit haben sich erhalten: ‚Auf einem hohen nackten (Granit) Felsen sitzend, heißt es darin, und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen, hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Vorwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Thälern über

ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diese ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will. Ja er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unseres Daseyns, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel.' Auch diese Arbeit blieb unter dem Drange der Umstände liegen. — Die wissenschaftlichen Ansichten Goethes sollen hier nicht genauer entwickelt werden, es kommt nur darauf an, die Richtungen zu bezeichnen, in denen er sich bewegte, und anzudeuten, wie diese umfassende Gesammtthätigkeit das Maß seiner Kräfte überstieg, besonders aber seine poetische Productivität beeinträchtigte, auf die er sich doch immer wieder zurückverwiesen sah. Als er der Herzogin Amalie zu ihrem Geburtstage, am 24. October 1782, mit dem ersten Heft seiner ungedruckten Sachen ein Geschenk machte, kam ihm der Gedanke, dieselben zu sammeln und mit den bei Himburg nachgedruckten gemeinsam auch dem Publikum vorzulegen. Erst einige Jahre später schloß er mit J. G. Göschen einen Vertrag. Er wollte seine Werke in acht Bänden herausgeben; die ersten vier sollten die gedruckten, die andern ungedruckte Fragmente und die lyrischen Gedichte enthalten. Da er sich an die Revision begab, sah er sich in eine ganz neue Arbeit verwickelt und der alte Gedanke kam ihm lebhaft wieder, sich mit der Flucht zu retten.

Als er sich am 23. Juli 1786 von der Herzogin Louise verabschiedete, um am nächsten Tage nach Karlsbad abzureisen, ‚mußte er unaussprechliche Gewalt anwenden, ein weiteres Vorhaben zu verschweigen'. Vom Herzoge, der den Herzog von Braunschweig eine Strecke begleitet hatte und erst eine Viertelstunde nach Goethes Abreise wieder in Weimar eintraf, nahm er schriftlich Abschied: ‚Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen; stehe mir der gesunde Geist der Welt bei!' Auch in Karlsbad vertraute er ihm nichts von seinem Vorhaben. Doch deutet er am 13. August in einem Briefe an Knebel an,

er werde nach dem Bade noch eine Zeitlang der freien Luft und Welt genießen, sich geistig und leiblich zu stärken. ‚Will's Gott, komme ich nicht zurück, als mit gutem Gewinnst.' An seinen Zögling Fritz Stein schrieb er am 3. September aus Karlsbad, die vier ersten Bände seiner Schriften seien in Ordnung; er wolle, er hätte den jungen Freund bei sich gehabt, ‚auch jetzt, da ich meinen Weg weiter mache'. Am selben Tage reiste er von Karlsbad ab; keiner seiner Freunde kannte das Ziel seiner Reise. Er selbst wußte nicht, was aus ihm werden solle.

Am Tage vor seiner Abreise schrieb er dem Herzog, der ein preußisches Militärcommando erhalten und dem er beim Abschiede von seinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt gesprochen: ‚Sie sind glücklich. Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstellungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitte ich, lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außen bleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer erwarteter wirke.' Dann ‚noch ein freundliches frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit', und wieder ‚Aus der Einsamkeit und Entfernung einen Gruß und gutes Wort', wobei er noch eine kleine Zeit verschweigt, wo er sei. Am 27. October wendet er aus Terni sein Gebet zu seinem lieben Schutzgeist, zu Frau v. Stein: ‚Nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen, in einer fremden Welt zu leben.' Er war in Italien, auf dem Wege nach Rom, das er am 29. October 1786 erreichte. Erst am 18. Juni 1788 traf er wieder, nach zweijähriger Abwesenheit, in Weimar ein.

Die Einzelheiten der italienischen Reise müssen bei Goethe selbst nachgelesen werden. Seine Beschreibung gieng aus den Briefen an

weimarische Freunde, besonders an Frau von Stein, und aus sorgfältig geführten Tagebüchern hervor, auf denen die eingeschobenen Berichte beruhen. In dieser Skizze kann nur leicht angedeutet werden, wie Goethe in Italien lebte, weshalb er äußerlich Erkennbares weniger leistete, als man von einem durchaus unabhängigen anderthalb Jahre fortdauernden Leben und Treiben in dem Lande seiner Sehnsucht vielleicht erwarten möchte, und endlich was er wirklich zu Stande gebracht hatte, als er über die Alpen zurückkehrte.

Seiner alten Neigung zum Verhüllen folgend, lebte er in Italien unter dem Namen Möller. Das Incognito stellte ihn völlig in die Reihe der Privatleute und entband ihn von den politischen und geselligen Verpflichtungen, denen der Minister Goethe sich nicht füglich hätte entziehen können. Uebrigens wurde es damit doch nicht allzu streng genommen, da wenigstens die Künstler ihn alle als Goethe kannten und behandelten und auch der preußische Gesandte, der ihn freilich sehr vernachlässigte, ihn als den Vertrauten Karl Augusts kannte. Mit seinem Gehalte, den er forterhob, und den tausend Thalern Honorar, die er für die vier ersten Bände seiner Schriften erhalten hatte, bestritt er die Reise, und da er selbst wenig bedurfte, auch für Ankäufe nur Geringes ausgab, war er in der Lage, sich gegen Landsleute mit einer gewissen Freigebigkeit hülfreich zu erweisen. Tischbein, dem er schon früher von Gotha aus eine Beisteuer zu den Kosten seiner Ausbildung in Italien verschafft, war sein Hausgenoß. An sie schloß sich Moritz aus Berlin, der einige Tage vor Goethe in Rom angekommen war. Er war durch seinen Roman ‚Anton Reiser‘ und seine ‚Wanderung nach England‘ bekannt geworden, wurde für Goethe aber durch seine prosodischen Theorien von Bedeutung. Sie machten Ausflüge durch Rom und die Umgegend. Bei der Rückkehr von einem Spazierritt nach der Tibermündung bei Fiumicino hatte Moritz das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und den linken Arm zu brechen. Goethe erwies sich ihm als treuer Pfleger und Unterstützer und erhielt von ihm Aufklärungen über das Rhythmisch-Metrische des deutschen Verses, die ihm für seine Arbeiten zu Statten kamen. Ein Dritter im Bunde war Heinrich Meyer aus Stäfa, ein Maler, ganz nach dem Sinne Goethes; an Kunstfertigkeit unter Tischbein, aber an Tüchtigkeit des Charakters ihm gleich, wenn nicht überlegen. Gegen Goethe, der ihn gleich zu sich nahm, bezeugte er große Anhänglichkeit; er nahm an dessen poetischen Productionen lebhaften Antheil und schrieb ihm seine Manuscripte ins Reine. Ein Freund Meyers, der Bildhauer Christen aus der Schweiz, ein derbes naives Naturkind, bewohnte dasselbe Haus mit Goethe und den Seinen, und der früh (am 21. September 1787) verstorbene Maler August Kirsch

verkehrte mit ihnen. Beim späteren Aufenthalt in Rom gesellte sich Fritz Bury, ein junger Maler aus Hanau, zu dem engeren Kreise der Hausgenossen, den Goethe unterstützte; er zeichnete damals nach Michel Angelos Gemälden in der Sixtina. Auch eines Malers Schütz aus Frankfurt wird gedacht, sowie des Bildhauers Trippel und des Componisten Kayser, den Goethe auf Reisen geschickt hatte. Auf Tischbeins Empfehlung nahm Goethe den Maler Heinrich Kniep aus Hildesheim (geb. 1748, gest. 9. Juli 1825 in Neapel) mit nach Sicilien, eine wahre Wohlthat für den Unglücklichen, der einen Gönner nach dem andern verloren hatte und sich damals in trostlos peinlicher Lage sah. Auch für diesen sorgte Goethe. Rechnet man hinzu, daß Goethe außerhalb dieses engeren Kreises fast nur mit Künstlern verkehrte, da er in dem griechischen Kaffeehause in der Strada Condotti, nahe beim spanischen Platze, dem Sammelpunkt der Künstler aller Nationen, aus- und eingieng, daß er Angelika Kaufmann oft besuchte, mit Rath Reifenstein, dem Protektor der Maler und Bildhauer, vielfach zusammenkam, so wird man schon auf seine Lieblingsneigungen schließen können und ihn in Italien etwa in derselben Richtung thätig sehen, die ihn in Deutschland so oft von seiner eigentlichen Bestimmung abgeleitet hatte. Und in der That finden wir den Dichter in Italien hartnäckiger als je bemüht, bildender Künstler zu werden. Schon während seines ersten Aufenthalts in Rom (29. October 1786 bis 22. Februar 1787) nahm er das Zeichnen wieder vor, doch wurde er von dem ungeheuren Eindruck der ewigen Stadt noch zu sehr bewältigt, dachte auch noch zu ernsthaft an seine dichterischen Aufgaben, als daß er sich jenem Triebe ganz hätte überlassen sollen. Auch auf der Reise nach Neapel, wo er am 25. Februar ankam, war die Natur anziehender für ihn, als die Kunst. Auf der Fahrt nach Sicilien, in Palermo, auf den Zügen durch die Insel, wo Kniep für ihn zeichnete, erwachte der poetische Genius wieder; er las Homer, dachte eine Nausikaa aus und beschäftigte sich am Tasso, dem er auch nach seiner Rückkehr nach Neapel (16. Mai 1787) noch einigen Antheil widmete. Als er aber Neapel am 3. Juni verließ (Kniep blieb dort zurück) und seit er am 6. Juni wieder in Rom wie zu Hause war, gab er sich der Kunst mit so ausschließlicher Leidenschaft hin, daß er seine dichterischen Aufgaben als lästige Pflichtarbeiten mehr abzuschütteln suchte, als daß er mit liebevoller Sorge sich ihnen hingegeben hätte. Mit Hackert war er vierzehn Tage in Tivoli, vollendete dann während der heißen Wochen den Egmont, verlebte einige Zeit in Frascati und Castell Gandolfo und kehrte wieder nach Rom zurück, um zu zeichnen, die Perspective zu erlernen, sich über die Baukunst zu unterrichten, sich in der Composition der Landschaft zu üben und die menschliche Gestalt

Stück für Stück zu modellieren. Er faßte gute Vorsätze, zwei Grundfehler seiner Natur zu verbessern, die ihn sein Leben hindurch gepeinigt und gehemmt hatten. Den einen erkannte er darin, daß er das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte oder sollte, nicht erlernen mochte, woher es denn gekommen, daß er bei so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan. Der zweite bestand darin, daß er auf eine Arbeit oder ein Geschäft nie so viel Zeit verwenden mochte, als dazu erfordert wird. Er genoß die Glückseligkeit, in kurzer Zeit sehr viel denken und combinieren zu können; die schrittweise Ausführung wurde ihm unerträglich. Aber jene Grundfehler erkannte er nur für seine künstlerische Natur an, die er jetzt mit allen Kräften auszubilden bemüht war, und deshalb mehr bemüht als genießend. Zwar wollte er nicht Künstler werden, um mit andern zu wetteifern, oder zur Schau zu stellen, aber er glaubte es so weit bringen zu müssen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition oder Name bleibe. Alle Künstler halfen ihm darin. Aber er konnte mitunter die Erkenntniß nicht abweisen, daß seine Wege Irrwege seien, daß ihn die Natur nicht zur Kunst, sondern zur Dichtkunst bestimmt habe. Leider drängten sich auch Gespenster zwischen ihn und die Dichtkunst. Die alten botanischen Grillen wachten wieder auf; er war auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltige entwickelt. Er suchte die Urpflanze zu entdecken, ‚eine solche muß es denn doch geben: worin würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären? Warum sind wir Neueren doch so zerstreut! warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen, noch erfüllen können!'

Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, um den Grund erkennen zu lassen, weshalb der Dichter in Italien so wenig schuf. Denn Neues entstand dort durchaus nichts, nicht einmal die kleinen erotischen Gedichte, die, spätern Ursprungs, bei der Ausarbeitung der Reise zurückdatiert wurden, um ihren Ursprung unkenntlich zu machen. Dagegen hob Goethe die Iphigenie auf Tauris zu einer Stufe classischer Vollendung, die vielleicht nur in dieser schönen Welt des Südens zu erreichen war. Auch gehörte diese Arbeit den ersten Monaten an, als die Kunstbestrebungen sich noch nicht gewaltsam aufgedrängt hatten. Die Umarbeitung der beiden Singspiele, Erwin und Claudine, hatte nicht viel zu bedeuten. Was an Egmont geschehen, läßt sich nur errathen, nicht nachweisen. Das reale Element konnte nicht zerstört werden; aber der Charakter wurde durch den Sprung ins Opernartige am Schlusse wenigstens nicht reiner herausgearbeitet. Für Faust wurde die Hexenküche

gedichtet, deren Ursprung man ohne bestimmte äußere Zeugnisse nicht im Garten der Villa Borghese, eher im Schlosse des Fürsten Pallagonia suchen würde. Von den Plänen, die theils auf der Einfahrt nach Italien entworfen wurden, wie Iphigenie auf Delphi und der ewige Jude, theils, wie Nausikaa, die in Sicilien ausgedacht wurde, gelangte keiner zur vollendeten Ausarbeitung. Dagegen nahm Goethe den Stoff zu Cagliostros Stammbaum und zu dem Römischen Carneval in Italien auf. Der letztere wurde ihm erst bei der Wiederholung interessant. Beim ersten Carneval empfand er mehr Unlust als Freude. Damals konnte er noch schreiben: ‚Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wiederzusehen.‘ Nach seiner Heimkehr lieferte er dann die classische Beschreibung.

Es hatte nicht an Mahnungen aus der Heimat zur Rückkehr gefehlt. Goethe lehnte sie, der Zustimmung des Herzogs sicher, mit Standhaftigkeit ab, bis sich ihm die klare Ueberzeugung aufdrang, daß er den Zweck eines längeren Aufenthaltes, ein Künstler zu werden, nicht erreichen könne. Dazu kam, daß es ihm unbequem erschien, in Begleitung der Herzogin Amalie, die eine Reise nach Italien beabsichtigte, das Land und seine Schätze nochmals zu durchstreichen. Als der Herzog ihm einen derartigen Reisemarschallsdienst in Aussicht stellte, war Goethe zwar bereit, das Amt zu übernehmen, wußte aber das Nachtheilige, Unbequeme und Kostspielige so geschickt hervorzuheben, daß der Herzog selbst davon abstand. Goethes Verhältnisse in Weimar waren seinen auf der Reise mitgetheilten Wünschen gemäß geordnet. Schmidt hatte seine Geschäfte übernommen und war dem Herzoge dadurch näher gebracht. Goethes Wunsch war von jeher kein anderer gewesen, als den Herzog Herrn von dem Seinigen zu wissen, und in diese Art der autokratischen Geschäftsbehandlung gieng Schmidt trefflich ein. Als Goethe endlich im März 1788 mit Ernst an die Rückkehr dachte, widerstrebte ihm der Gedanke, sich wieder in das Geschäftsjoch eingespannt zu sehen. ‚Mein Wunsch, schrieb er dem Herzoge, ist: bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich, sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks, manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften [besonders Tasso und Faust] zu schließen . . . Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein.‘ Der Herzog ernannte

den Assistenzrath Schmidt zum Geheimen Rath und Kammerpräsidenten und in demselben Rescript (vom 11. April 1788) erkannte er Goethe, um in beständiger Connexion mit der Kammer zu bleiben, die Berechtigung zu, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog selbst bestimmten Stuhle zu nehmen. Goethe wäre geneigt gewesen, auch diese ‚vorzügliche Gunst' abzulehnen. Aber er konnte in Wahrheit keine Stellung finden, die seinen Neigungen besser entsprochen hätte, wenn er überhaupt in Weimar bleiben wollte. Er hatte die freie Stellung eines Freundes des Herzogs, ohne andere Pflichten als die, welche er sich selbst auferlegen mochte. So fand er, als er die Reise durch Oberitalien über Florenz und Mailand gemacht und am 18. Juni 1788 beim Vollmond wieder in Weimar eingetroffen war, von dieser Seite ein neues Lebensverhältniß fertig vor und es drängte ihn, sich auch von allen andern Seiten, wenn nicht frei, doch selbstständig zu machen, wobei er sich dann um die kleine Welt in der Nähe sehr wenig kümmerte.

Ueber die jetzt beginnende, wenig erfreuliche Periode ließe sich viel, vielleicht mehr als über eine frühere oder spätere sagen; es wird aber genügen, dieselbe, ohne schrittweise Verfolgung des Einzelnen nach Jahren und Tagen, mit wenigen Strichen abzuthun. Am 13. Juli 1788 schloß Goethe seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius (geb. 6. Juni 1764) und zog sich, seine übrigen Verbindungen einschränkend, verstimmt und verbittert in sein Haus und auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück. Der Hof wurde ihm verdrießlich; des Herzogs Neigung zum Militärwesen hatte er nie gebilligt; indem er sie jetzt gewähren lassen mußte, brachte er Opfer, die ihm nicht angenehm waren, jedoch nicht besonders viel an Theilnahme kosteten. Er folgte dem Fürsten 1790 nach Schlesien, 1792 zu der Campagne in Frankreich und im folgenden Jahre zur Belagerung von Mainz. Die Folgen der französischen Revolution, die ihm mehr widrig als furchtbar war, wie sehr er später auch den Eindruck in gesteigerter Weise darzustellen pflegte, drangen tief in seine geselligen Kreise, so daß er sich um so lieber davon sonderte. Mit Wieland hatte er einst ‚göttlich reine Stunden' verlebt; jetzt existierte derselbe fast nicht mehr für ihn. Für Herder bewahrte er immer Theilnahme und Wohlwollen, aber Herders hypochondrische Weise und die Elektra-Natur seiner Frau gestatteten kein reines Verhältniß auf die Dauer. Bald war, aller äußerlichen Courtoisie ungeachtet, ein Zustand der gegenseitigen Kälte eingetreten, die sich auf Herders Seite bis zum stillen Grimm steigerte. Auch mit Knebel, der während Goethes Abwesenheit in dessen Garten gestatthaltert, drohte sich

die Freundschaft zu trüben, als Goethe einige gespreizte Mittheilungen über lächerliche Beobachtungen der Blumen an gefrornen Fensterscheiben, die Knebel angestellt hatte, im deutschen Merkur mit graziöser Laune abfertigte. Doch wurden die Wolken wieder verscheucht und Knebel blieb bis zum Ende Goethes treuer Verehrer. Frau v. Stein, die noch während der Reise die innigste Vertraute gewesen, fand sich durch Goethes Verhältniß zu dem ‚armen Geschöpf‘, wie er seine Frau nannte, beleidigt und brach mit ihm. Am 7. September 1788 war sie mit ihm noch bei Lengefelds in Rudolstadt, wo Schiller Goethe zum erstenmale begegnete; aber schon im Februar lehnte sie seinen Besuch ab. Es kam zu brieflichem Bruch, der im Juni 1789 stattfand. — In seinem Hause hatte Goethe sich eine kleine Welt nach seinem Sinne geschaffen; er suchte die Alten nachzuahmen, so gut es in Thüringen gehen wollte. Ueber das unerfreuliche Aufsehen, das diese Lebensweise in dem kleinen Weimar machte, tröstete sich Goethe im Verkehr mit seinen neuen Freunden. Auf der Heimkehr nach Italien kam Moritz nach Weimar, an dessen kleiner Schrift ‚Ueber die bildende Nachahmung des Schönen‘ Goethe Antheil hatte, wie er sie denn auch ‚zusammengerückt, mit Köpfchen und Schwänzchen versehen‘ für die Literaturzeitung zurecht machte. Moritz war recht der Prophet der Frauen, denen er die Kunstwerke erschloß, indem er sie lehrte, dieselben vom Mittelpunkt aus zu betrachten, was Herder, der damals in Italien war, weder klar noch erquickend fand: ›Wir sind weiter!‹ — Auch Meyer kam aus Italien zurück und wurde Goethes Hausgenosse und treuer, bis zum Ende aushaltender Freund, mit dem er vorzugsweise seine Ideen über bildende Kunst durcharbeitete, aber auch alle seine sonstigen Unternehmungen durchsprach und zur Reife brachte. — Die Verhältnisse zu den entfernten Freunden gestalteten sich eigenthümlich. Kaum war Goethe wieder in Weimar angelangt, als er für den ältesten seiner Freunde, für Merck in Darmstadt, in peinlichen Verhältnissen thätig werden mußte. Merck war in unangenehme Geldverwicklungen gerathen und wandte sich, Hülfe erflehend, in erschütternden Briefen nach Weimar. Der Herzog, von Goethe gestimmt und ohnehin geneigt zu helfen, sagte für eine bedeutende Summe gut. Nach einiger Zeit gab Merck die Bürgschaft zurück, um des Herzogs Vertrauen für andere wichtigere Fälle nicht wankend zu machen. Er erschoß sich am 17. Juni 1791. Seit dieser Angelegenheit änderte Goethe sein Urtheil über den früheren Freund bis zur Gehässigkeit. — Zu Jacobi hätte Goethe gern das alte Verhältniß befestigt, und in der That gelang es, ein leidliches herzustellen, das sich durch Goethes persönliches Erscheinen in Pempelfort im Jahre 1792 und 1793 ganz erfreulich anließ, aber wegen der Grundverschiedenheiten zwischen beiden doch immer den Todes-

keim in sich trug, immer mehr ein Ausgleichen und Zudecken, als ein gemeinschaftliches resolutes Streben darstellte, woran Goethe allein gelegen sein mußte. Im Grunde stand er ganz einsam, da das Höchste und Tiefste, was ihn bewegte, in keiner Brust einen tönenden Widerhall fand. Denn der einzige Meyer war Goethen gegenüber weder selbstständig, noch productiv anregend. Schiller, der sich aus der Ferne zeigte, stieß Goethen ab, wenn auch schwerlich in dem Grade, wie dieser in den Tages- und Jahresheften die Sache schildert, da er die ältere Literatur Schillers wohl kaum kannte. Peinlich mußte ihm freilich die Schillersche Recension seines Egmont in der Allgemeinen Literaturzeitung sein, welche er angeblich gern gelesen hatte; denn Schiller tadelte vorzugsweise die Schilderung Egmonts (der aus Liebe zu seiner Familie die Flucht verschmähte) als eines Libertins und leichtfertigen Lebemenschen. Goethe hatte damals kürzlich seine Gewissensehe geschlossen und mußte, wenn nicht sich, doch seine Lebensanschauung aus der Person seines Helden heraus verurtheilt sehen. Schiller wurde, doch sicher nicht, um ihn von Weimar zu entfernen, schon im December 1788, durch ein Rescript der Regierung, das Goethe ihm mittheilte, vorläufig angewiesen, sich auf eine ‚Professur der Geschichte in Jena' einzurichten. Bald folgte die förmliche Ernennung, die aktenmäßig auf Goethes Antrieb geschah; Schiller selbst, der hier sehr gute Quellen hatte, versicherte, Goethe habe die Sache mit großer Lebhaftigkeit befördert und ihm Muth gemacht. So wenig diese Zeichen auf eine Abneigung deuten, so wenig Folgerungen auf eine persönliche Neigung sind daraus zu ziehen; denn die Thatsache steht fest, daß ein persönlicher Verkehr in freundschaftlichem Geiste noch mehrere Jahre lang mangelte, weniger zu Schillers Nachtheile, der sich nun selbstständiger ausbilden und Goethe richtiger verstehen lernen konnte; mehr entbehrte jedenfalls Goethe, da während der Entfernung sein poetischer Mensch so zu sagen in ihm auftrocknete. Im ersten Nachklang der italienischen Reise war zwar Tasso als würdiges Seitenstück zu Iphigenie vollendet; aber schon als die Ausarbeitung des Faust beginnen sollte, versagte entweder die Lust oder die Kraft; er entschloß sich ‚aus mehr als einer Ursache', ihn als Fragment zu geben. Künstlers Apotheose wurde im Herbst 1788 in Gotha fertig. Die poetische Hauptbeschäftigung bildeten Erotika, die in solcher Masse zuströmten, daß in einem Briefe vom 20. November 1789 an den Herzog schon von ‚der hundertunderſten Elegie seiner immer wachsenden Büchlein' die Rede war. Die Römischen Elegien sind nur eine Auswahl aus dieser Fülle und nicht in Rom, sondern in Thüringen gedichtet und erlebt. Die entschiedene Sinnlichkeit derselben mit der allerdings hohen künstlerischen Vollendung bilden zugleich Seiten- und Gegenstück zu Iphigenie und

Tasso. Die rücksichtslose Offenheit dieser sinnlichen Richtung, die sich auch in andern gleichzeitigen Gedichten kund gibt, ist weder zu verdammen noch zu beschönigen. Es war Goethe einmal Lebensbedürfniß, jede Stufe und Phase seines Lebens dichterisch festzuhalten, und die Elegien sind neben den Epigrammen aus Venedig, die auf und nach der Reise entstanden, welche Goethe zur Einholung der aus Italien wiederkehrenden Herzogin-Mutter nach Venedig machte, später aber mit anderartigen als erotischen Bestandtheilen durchmischt wurden, jedenfalls die am meisten poetischen Erzeugnisse dieser Periode, wogegen die übrigen gegen die französische Revolution und deren Wirkungen in Deutschland geschriebenen Sachen nicht verrathen, daß Goethe vor Kurzem auf classischem Boden ein neuer Mensch geworden. Der Groß-Cophta war ursprünglich auf eine Oper ‚die Mystificierten' angelegt. Goethe hatte an der Halsbandgeschichte, wie es scheint, nur ein ästhetisches Interesse genommen, und als der Betrug aufgeklärt war, sie ziemlich reizlos gefunden. Dieselben Ansichten zeigen sich auch im Cophta, Cagliostro, da der Reiz des Stücks nicht in dem Tragisch-Politischen des Stoffes gesucht ist, sondern in dem Mysteriösen und Abenteuerlichen. Ganz von der possenhaften Seite wird die Wirkung der französischen Revolution im Bürgergeneràl und in den Aufgeregten aufgefaßt; wogegen allerdings in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten ernstere Betrachtungen zu Worte kommen. Die auf denselben Stoff gebauten Entwürfe eines Romans (die Reisen der Söhne Megaprazons) und die spätere Novelle (das Kind mit dem Löwen) zeigen die beginnende Neigung, sich mit großen die Zeit bewegenden Dingen in der Form des Symbolischen und Allegorischen abzufinden, die Sachen also in einer Wolke oder hinter Schleiern zu verhüllen, während die Aufgabe der Poesie nur sein kann, die in Schleier gehüllten Schicksale in echten und rechten Menschengestalten dem Auge und Herzen entschleiert vorzuführen oder die Welt in den menschlich gebildeten Geschicken, Ränken, Listen, Freuden und Leiden der Thiergestalten abzuspiegeln, wie Goethe es in der Bearbeitung des Reineke Fuchs, dem heitern Abglanz dieser verdüsterten Periode, gethan hat. — Damit war der Kreis seiner poetischen Productionen durchmessen. Im Uebrigen trieb es ihn mehr als jemals zur Naturwissenschaft. Es war ihm sehr Ernst in allem, was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft. Er wunderte sich, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über seinem Scheitel schweben blieb; ja er gieng so weit, seine dichterischen Beschäftigungen für ein Verderben des Lebens und der Kunst im schlechtesten Stoff, der deutschen Sprache, zu nennen.

Von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten kam zuerst die ‚Metamorphose der Pflanzen' ans Licht (1790), womit er eine neue Laufbahn

anfieng, ‚in welcher er nicht ohne Beschwerlichkeit wandeln werde‘. Für lange Stunden sparte er sich das zweite Stück über denselben Gegenstand und einen Versuch über die Gestalt der Thiere auf, mit denen er zur Ostermesse 1791 aufzutreten wünschte. Die letzte Arbeit begann er im August 1790 in Schlesien, war im October noch damit beschäftigt und hielt sie dann noch längere Zeit zurück. Im nächsten Jahre veröffentlichte er das erste Stück seiner Beiträge zur Optik, dem im Jahre 1792 der zweite folgte, beide kurz, um das Publikum erst mit diesem Pensum bekannt zu machen, ehe er weiter spreche. Aus diesen Studien gieng die Farbenlehre hervor, die ihn fortan bis zur Leidenschaftlichkeit beschäftigte. Diese Arbeiten machten ihm mehr Freude als die Einrichtung des Schauspiels, dessen Direction er am 1. Mai 1791 übernommen hatte, da er hoffen konnte dort etwas Reelles und Bleibendes zu liefern, während die vorübergehende Theatererscheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick äußerte, für den sie bestimmt war. Bald wurde ihm die ‚Theaterqual‘ lästig und drückend und doch widmete er sich ihr mit der löblichen Anstrengung eines Directors, der für das Vergnügen des Hofes, das Behagen des Publikums und den Vortheil der Kasse zu sorgen hat. ‚Er pflegte, was Weber ganz naturgemäß findet, zuerst die Oper und zwar die komische und Zauberoper, gewöhnte dadurch das Publikum wie die Schauspieler an das Rhythmische, indem er durch Vulpius italienischen und französischen Opern einen deutschen, geschmackvollen Text unterlegen, die Musik durch den Capellmeister Kranz durchsehen und auf diese Weise singbar gemachte Stücke auf die Bühne bringen ließ.‘ Wie sehr er sich damit dem allgemeinen Geschmack entgegenkommend bewies, zeigte sich darin, daß andere Theater die ‚so verbesserten Singspiele‘ verlangten. Von höheren Kunstabsichten war nicht die Rede und konnte es nicht füglich sein, da der reine Geschmack, wie er sich in Goethes Iphigenie gezeigt hatte, in Weimar beim Publikum wie bei den Schauspielern unter das langweilige Genre gerechnet wurde und die charakteristische Kunst Shakespeares selbst Goethe zu fremdartig erschien, als daß es über einige Versuche damit hinausgekommen wäre. Es blieb die liebe Mittelmäßigkeit herrschend.

Zu der Zeit, ‚wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftliche Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftliche Verbindungen zu zerstören drohte‘, ‚bot sich ihm die angenehme Aussicht dar, daß er mit Schiller in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen könne, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten‘. Es entstand nun, seit dem Sommer 1794, ein aufrichtiges, nie getrübtes Verhältniß, auch voll menschlicher Theilnahme, zwischen beiden Dichtern und Denkern, in welchem Jeder dem Andern

etwas geben konnte, was ihm fehlte, und etwas dagegen empfangen. Für Goethe besonders war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorgieng. Der reiche Briefwechsel giebt davon wenigstens ein ungefähres Bild und bildet, da die zwischenliegenden mündlichen Unterhaltungen, die vieles ergänzten, fast nirgends nachklingen, die Hauptquelle für die Kenntniß dieser Periode bis zu Schillers Tode. Manches läßt sich aus Schillers Briefen an Körner entnehmen, mit dem Goethe wie mit Wilhelm v. Humboldt durch Schiller bekannt und befreundet wurde. ‚Wenn man Goethes und Schillers Gespräche hörte, bemerkt des letzteren Frau, so bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur, an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen.‘ Goethe, der auswärts immer aufgelegter, theilnehmender, mittheilender war, als in Weimar, wo ihn seine ‚elenden häuslichen Verhältnisse‘ bedrückten, war bald in Jena bei Schiller, bald Schiller auf längere Zeit Goethes Gast in Weimar, bis Schiller am 4. December 1799 ganz nach Weimar übersiedelte, so daß von da an bis zum verhängnißvollen Mai 1805 der Verkehr zwischen beiden ein fast täglicher wurde. Es ist beispiellos in der Geschichte, daß zwei so verschiedenartige Genien, beide mit dem Streben nach dem Höchsten die größte Kraft verbindend, mit gleicher Aufrichtigkeit, mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Fähigkeit, sich anzuschließen, ohne sich aufzugeben, vereint gewirkt hätten. Auf beiden Seiten dieselbe entschiedene Fassungsgabe für die Eigenthümlichkeit des Andern, dieselbe Hingebung an die Interessen des Andern, dieselbe unbefangene Freude über den Erfolg des Andern und derselbe Wetteifer, es dem Andern auf seinem eigenthümlich erweiterten Gebiete gleichzuthun. Und selbst in den Fällen, wo der Eine hinter den Erwartungen des Andern zurückblieb, waltete eine Schonung und Besonnenheit des Urtheils, zugleich mit einer Billigkeit im Nachgeben, daß sie, wo bei andern Naturen sich Anlässe der Entfremdung geboten hätten, hier das gemeinsame Streben nur enger verband. Beide betrachteten Alles aus hohen, freien großen Gesichtspunkten, ohne die Sorge für das Kleine und Geringe bei Seite zu setzen; keiner hatte einen Zug von Empfindlichkeit, weil Jeder bei dem Andern dasselbe Streben nach wahrer Erkenntniß, nach echter Kunst wie bei sich selbst voraussetzen durfte und ebenso bei den in zweiter Linie stehenden Freunden Humboldt und Körner.

Schiller war der stets Fordernde und Fördernde. Seine literarische Betriebsamkeit, immer geschäftig und doch stets in großem Stil den höchsten Aufgaben nachringend, versammelte zur gemeinsamen Herausgabe einer großen periodischen Schrift die namhaftesten Talente der Zeit.

Goethe konnte also weder bei den Horen noch bei dem Musenalmanach, die Schiller seit 1795 redigierte, entbehrt werden. Er durfte sich der Gesellschaft nicht schämen, in der neben Herder und Knebel, Fichte, Humboldt, Körner, Woltmann, Engel, Garve, Jacobi und Andere genannt wurden. Goethe selbst hätte wohl schwerlich fehlen mögen, da die Horen eine Art von Kriterium des Gültigen waren und deshalb von der lieben Mittelmäßigkeit oder arroganten Impotenz um so heftiger angefeindet wurden. Goethe legte darin zunächst die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten mit dem Märchen nieder. Schiller täuschte sich über den Werth der Gabe nicht und erklärte es für ein Unglück, daß er gerade mit diesen Dingen den Anfang machen müsse. Um so willkommener war die Abhandlung über den literarischen Sansculottismus, und auch die Elegien (1—20), von denen einige, ‚um die Decenz zu wahren', willig ausgeschieden wurden. Auch der Hymnus auf die Geburt Apollons, der in die Werke erst neuerlich aufgenommen wurde, war von Goethe beigesteuert. Der nächste Jahrgang brachte einen ‚Versuch über die Dichtung' aus dem Französischen der Frau von Staël übertragen, dem ‚Bemerkungen' folgen sollten, die aber weder Goethe noch Schiller geliefert hat. Mit der Bearbeitung der Autobiographie Cellinis, die vollständig in den Horen erschien, hatte Goethe einen glücklichen Griff gethan. Die unendliche Fülle eines naiven Künstlerlebens aus der Blüthezeit hatte ungemeinen Reiz und hielt die Aufmerksamkeit der Leser fest, obgleich sich dieser Beitrag durch viele Hefte hinzog. Ebenso lebendige Theilnahme erweckten die Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt, die Goethe gleich nach seiner Fahrt mit dem Herzoge, im Herbst 1799, ausgearbeitet hatte. Ueberblickt man diese Gaben in den Horen, so wird man, da die Episteln und Elegien u. s. w. älterer Zeit angehörten, die übrigen aber theils Uebersetzungen waren, theils auch wohl von Andern hätten erwartet werden können, freilich keine Wirkung des ‚neuen Frühlings' sehen. In dem Musenalmanach, der seit dem Herbste 1795 erschien, wird derselbe dagegen schon eher sichtbar. Der erste Jahrgang brachte noch ältere Lieder, Prologe und die Epigramme aus Venedig; aber schon der zweite zeigte in der Idylle Alexis und Dora den jugendlich auflebenden Dichter, der in den Epigrammen, den Musen und Grazien in der Mark, den Votivtafeln und besonders den Xenien mit dem Freunde das Amt der Gerechtigkeit an der selbstgefälligen Mittelmäßigkeit ausübte und sich mit den von ihrer Vergangenheit zehrenden Berühmtheiten ein für allemal auseinandersetzte. Den Sturm, den die Xenien erregten, mag Boas umfangreiches Werk näher kennen lehren. Beide Autoren waren übereingekommen, ihr Eigenthum an den Xenien niemals zu sondern und die-

elben, wenn der Eine oder der Andere seine Gedichte sammeln werde, sämmtlich aufzunehmen; später nahmen sie nur das heraus, wozu sie sich bekennen wollten, ohne damit eine Bürgschaft für ihre Autorschaft zu bieten, die sich bei der Art zu arbeiten, wo bald die Idee, bald die Form Goethe oder Schiller gehörte, bald der Eine den Pentameter zu des Andern Hexameter hinzufügte, überhaupt auch nicht feststellen läßt, auch nicht herausgefunden zu werden braucht, da beide für die Gesammtheit verantwortlich, das heißt beide um die ganze Xeniensammlung gleichmäßig verdient sind und in diesem kritisch-poetischen Jüngsten Gericht eine der sprechendsten Thaten ihres Zusammenwirkens und innigen Einverständnisses zu erkennen gaben. Beide stimmten dahin überein, daß nach dieser Statuierung eines Exempels keine zweite folgen dürfe, daß es vielmehr ihre Aufgabe sei, den vorausgesetzten höheren Standpunkt ihrer Kunst nun durch Leistungen zu bewähren und sich um das Geschrei der Getroffenen nicht zu kümmern. Der nächste Jahrgang des Musenalmanachs brachte deshalb die Balladen und Romanzen, den Zauberlehrling, den Schatzgräber, die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere und, außer einigen Liedern, die Legende (vom Hufeisen) und den neuen Pausias. In den Balladen stellten beide Dichter Muster für die Gattung auf, die bis dahin, selbst Bürgers Leonore nicht ausgenommen, über Aeußerlichkeit nicht hinausgekommen war oder den Stoff ins Komische, Platte und Vulgäre niedergezogen hatte. Wer konnte Stolbergs Büßerin mit ihrem läppischen Schluß oder Bürgers wilden Jäger und dergleichen gut gemeinte, aber schlecht musicierte Kunststücke noch mit Antheil lesen, der den Gott und die Bajadere oder Schillers Ibykus verstanden und empfunden hatte, und wer kehrte von den Balladen der Nachahmer und Nachkommen nicht gern und mit Genuß zu denen der beiden Meister zurück? Im Jahrgange für 1799 erschienen von Goethe, außer einigen älteren lyrischen Gedichten, die Elegien Euphrosyne, die Metamorphose der Pflanzen, Amyntas und die Müller-Romanzen, in denen wiederum eine neue Art aufgestellt wurde. Ueber Quellen, Anlässe, Gehalt, Darstellung und literarische Wirkung der Balladen sowohl als der Elegien, wird hier keine Erörterung erwartet werden, da es nur darum zu thun ist, die Früchte, die bei Goethe während der Verbindung mit Schiller reiften, im Allgemeinen zu bezeichnen. Mit den genannten Dichtungen und sonstigen Arbeiten ist aber auch die Summe dessen erschöpft, was Goethe dem Freunde zu dessen Unternehmungen beisteuerte. Schiller ließ die Horen fallen, da das Publikum sich untheilnehmend erwies, nicht sowohl daß dem Journal die Abnehmer gefehlt hätten, als vielmehr daß die sichtliche Wirkung ausblieb und die Mittelmäßigkeit und das Erbärmliche wie Unkraut neben dem Weizen

üppig fortwucherte. Der Musenalmanach wurde ihm lästig, da er seiner eigenen Produktion seine Zeit besser glaubte widmen zu können, als dem Einsammeln und Redigieren. Derselbe Grund hielt ihn auch ab, sich an den von Goethe im Verein mit H. Meyer begründeten Propyläen mehr als vorübergehend zu betheiligen. Diese Zeitschrift war vorzugsweise der Kunst im Sinne der ‚Weimarischen Kunstfreunde' gewidmet und blieb auf die Zeitgenossen fast ‚ohne alle Einwirkung'. Von Goethe erschienen darin ein Aufsatz über Laokoon, der durch eine Abhandlung von Hirt veranlaßt wurde, ferner über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, eine Uebersetzung von Diderots Versuch über die Malerei und der schöne Aufsatz: Der Sammler und die Seinigen. Die Zeit des Erscheinens dieser periodischen Schrift (1799 ff.) begünstigte diese strengen abstracten Kunstabhandlungen wenig und selbst die Nachlebenden sind wenig darauf zurückgegangen, dann aber selten ohne reichen Gewinn, wenn nicht an Kenntniß und richtiger Anschauung der Sachen, doch bereichert durch Kenntniß der Methode, den Gegenstand unter bestimmten Gesichtspunkten zu behandeln.

Auch an den Arbeiten, die Goethe weder für eine Schillersche noch eine eigene Zeitschrift hergab, nahm Schiller den lebhaftesten gleichsam mitschaffenden Antheil. Wilhelm Meister war beim Beginn der freundschaftlichen Verbindung gerade in der Umarbeitung; die drei ersten Bücher waren 1794 vollendet; die fünf letzten sah Schiller neu erstehen und war von der Arbeit so tief erfüllt, daß ein Haupttheil seiner Briefe aus den Jahren 1795 und 1796 sich mit der Besprechung dieses Romanes beschäftigt. Goethe war gewöhnt, ‚sich seine Träume von ihm deuten zu lassen', und Schiller deutete sie so vortrefflich, mit einer solchen Tiefe und Klarheit, zeigte neben dem Gehalt des Gegebenen auch den Mangel des Zurückgebliebenen so energisch, daß Goethe von der Wärme der Hingabe ebenso gerührt war, wie er von der Strenge der Forderung sich nicht selten verlegen gemacht sah. Dem Mangel des religiösen Elements im Meister war nicht gründlich mehr abzuhelfen, da Goethe von seinem Standpunkte aus diesem Ferment menschlicher Bildung da, wo es passend eingeflochten werden konnte, die Beachtung versagen mußte. Er holte erst später in seiner Selbstbiographie, zu der Wilhelm als eine Art von Vorläufer im romantischen Gewande gelten konnte, diesen Theil einer Bildung nach und dort, in den Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon, den kindlichen Altardienst mit Kerzchen und Opferdüften nicht weniger romantisch und deshalb vielleicht weniger an der rechten Stelle als im Meister. Was er auf Schillers Erinnerungen noch thun konnte, war, daß er die Bekenntnisse der schönen Seele einflocht und mit den folgenden Abschnitten ‚verzahnte'. Wie diese im Jahr 1795

aus den Papieren der Klettenberg ausgearbeitete Partie zu nehmen sei, ist bei Wilhelm Meister zu erörtern versucht. Eine andere Forderung Schillers, den Helden auch durch das speculative Element zu führen, mußte Goethe unerfüllt lassen, da seine Speculation in den Dingen ruhte und er die philosophische Speculation, schon ihrer Sprache wegen, ziemlich gering achtete und die Erfahrung seit den Studentenjahren bis zum Ende für die einzig wahre Wissenschaft hielt.

Gleichen Antheil nahm Schiller an Hermann und Dorothea, ein Gedicht, in dem er den Gipfel der Goetheschen und der ganzen neueren Kunst erkannte. ‚Ich hab' es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen.‘

Interessant ist es, das Verhalten Schillers zu der Fortsetzung des Faust zu verfolgen. Er hatte Goethe oft, doch vergeblich, dazu aufgefordert. Endlich entschloß sich dieser am 22. Juni 1797, um sich in seinem damaligen unruhigen Zustande, während der Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien, etwas zu thun zu geben, den Faust wieder anzugreifen und ihn wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen. Er löste das, was gedruckt war, wieder auf, disponierte es mit dem, was schon fertig oder erfunden war, in große Massen und bereitete die Ausführung des Plans, ‚der eigentlich nur eine Idee‘ war, näher vor. Er war mit sich selbst ziemlich einig, wünschte aber, daß Schiller die Sache einmal in schlafloser Nacht durchdenken und ihm die Forderungen, die der Freund an das Ganze machen würde, vorlegen und so ihm seine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, erzählen und deuten möge. Er vermöge in einzelnen Momenten daran zu arbeiten, da die verschiedenen Theile des Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden könnten, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinierten, und da die ganze Arbeit subjectiv sei. Schiller fand, in seiner Antwort vom nächsten Tage, die Aufforderung nicht leicht zu erfüllen, wollte aber, so viel er könne, den Faden Goethes aufzufinden suchen und, wenn auch das nicht gehe, sich einbilden, als ob er die Fragmente von Faust zufällig finde und auszuführen habe. ‚So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den

Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung, in dem was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen.' Goethe erwiedert am 24. Juni: ‚Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werks nicht variieren, doch giebt's gleich einen ganz andern Muth zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht.' Er wollte nun vorerst die großen erfundenen und halbbearbeiteten Massen zu enden und mit dem Gedruckten zusammenzustellen suchen und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpfe. Inzwischen hatte Schiller den Faust wieder gelesen und, wie er am 26. Juni schrieb, ihm schwindelte ordentlich vor der Auflösung; denn ein so reicher Stoff müsse in Verlegenheit setzen, so lange man die Anschauung nicht habe, auf der die Sache beruhe. Was ihn daran ängstigte, war, daß ihm der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern schien, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen solle. Für eine so hoch aufquellende Masse finde er keinen Reif, der sie zusammenhalte. ‚Zum Beispiel, es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern. In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stück auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Faust fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstande, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird.' Am 1. Juli berichtet Goethe: ‚Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Uebersicht, in der

Geschwindigkeit recht vorgeschoben, doch hat die deutsche Baukunst (die er damals vor der beabsichtigten Reise nach Italien und des Schloßbaues wegen studierte), die Luftphantome bald wieder verscheucht. Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt.' — Ueberblickt man diese briefliche Unterhaltung, so ist es, als habe Schiller Goethen die Wege gewiesen, dieser die Richtigkeit derselben eingesehen und sich dann, da er den Anforderungen, wie sie gestellt waren, nachzukommen außer Stande war, durch die bekannte symbolisch-allegorische Behandlung des Stoffes damit abzufinden gesucht. Auch später, als Goethe die Helena einführte und der schöne Stoff ihm ein selbstständiges Interesse abgewann, nahm Schiller an dieser Phase des Gedichts lebhaften Antheil: ‚Lassen Sie sich ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es Schade sey, sie zu verbarbarisieren (aus der griechischen Welt in die nordische zu führen). Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Faust noch öfter vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificieren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werke einen eigenen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreine zu gehen, anstatt einen Aufschwung von dem Unreinen ins Reine zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist.' Goethe antwortet drei Tage später, am 13. September 1800: ‚Der Trost, den Sie mir in Ihrem Briefe geben, daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer entstehen könne, hat sich durch die Erfahrung schon an mir bestätigt, indem aus dieser Amalgamation seltsame Erscheinungen, an denen ich selbst einiges Gefallen habe, hervortreten; mich verlangt zu erfahren, wie es in vierzehn Tagen aussehen wird. Leider haben diese Erscheinungen eine so große Breite und Tiefe, und sie würden mich eigentlich glücklich machen, wenn ich ein ruhiges halbes Jahr vor mir sehen könnte.' Zehn Tage später schreibt Schiller, nachdem er den Monolog der Helena von Goethe hatte vorlesen hören: ‚Der edle hohe Geist der alten Tragödie weht einem daraus entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er

ruhig mächtig das Tiefste aufregt. Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen also nicht schwer fallen, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen: denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.' Auch hier wieder weist Schiller die Wege und Goethe folgt der Weisung, aber schwerlich im Sinne Schillers, der natürlich damals so wenig als Goethe selbst eine Ahnung davon haben konnte, daß Helena derartig zum Schattensymbol könne gestaltet werden, um mit Faust, sie der hellenische, er der nordische Geist der Poesie, den Euphorion-Byron, in dem sich beide wie die Eltern im geliebten Kinde wieder erkennen, zu erzeugen. Schiller hatte bei all seinen symbolischen und philosophischen Forderungen doch immer die höhere poetische in den Gedanken, daß der Dichter idealische Menschengestalten schaffen und in den zum Ausdruck des allgemein Menschlichen erweiterten Individuen wirkliche und wahre Menschengeschicke enthüllen solle. Eine solche symbolisch-allegorische Verflüchtigung konnte er dem Lyriker allenfalls, dem Dramatiker unter keinen Umständen nachsehen. Leider erlebte er die Zeit nicht mehr, in der Goethe mit größerem Ernst an die Vollendung des Faust gieng.

Dies ausführlicher behandelte Beispiel mag genügen, um die lebendige mitschaffende Theilnahme kennen zu lehren, die Schiller den Arbeiten des Freundes zuwandte. Er war immer bereit, den Dichter in seinen Entwürfen zu bestätigen und zu bestärken. Indem er sich selbst darin zu orientieren schien, legte er seine Gedanken über das Charakteristische des Stoffs, die Oekonomie des Planes, das Angemessene der Form dem Freunde dar. Es ist gewiß nicht Schillers Schuld, wenn so manche Entwürfe Goethes, das große Lehrgedicht über die Natur, die Jagd, Tell, die Befreiung des Prometheus nicht weiter geführt wurden, da Goethe wiederum seine Ueberbürdung, seine Zersplitterung, seinen Mangel an Sammlung mehr als einmal beklagt. ‚Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen, schreibt er an Friedrich v. Stein, ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bischen gar zu bunt werden.' Dabei gewöhnte er sich, alles was er früher leicht und frisch von der Hand geschlagen, mit einer gravitätischen actenmäßigen Breite und Umständlichkeit zu behandeln, zu ‚schematisieren' und eine Masse von Papieren zusammenzubringen, als sei dies der Zweck seines Daseins. Er fiel durch dies steife wichtige Wesen auf; der Herzog spöttelte in einem Briefe an Knebel (23. September 1797): ‚Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal

könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird.' Das bezieht sich zunächst auf einen Brief Goethes vom 11. September aus Tübingen, der einen halben Druckbogen füllt und eine Art von Musterbrief ist, sich über alles mit vergnüglichen Redewendungen verbreitet und den Charakter des Briefs in den einer Relation verwandelt. Auf dieser Reise, die nach Italien gehen sollte, aber nur bis in die Schweiz kam, schrieb Goethe auch an Schiller ähnliche Relationen, und der Ton derselben mußte dem Freunde so bedenklich erscheinen wie die Reise nach Italien unnütz, ja für Goethes Poesie gefährlich. Er schrieb deshalb an Meyer, mit dem Goethe die Reise machen wollte, nach Stäfa, und zwar in der sichern Voraussetzung, daß Meyer den Brief Goethe mittheilen werde: ‚Sie werden mir darin beipflichten, daß Goethe auf dem Gipfel, auf dem er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoff auszugehen, kurz daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beßres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längeren Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren sein würde.' Doch hat Schiller auch an Goethes Liebhabereien, besonders seinen naturwissenschaftlichen Studien, immer förderlichen Antheil genommen und nicht selten die kleinen Fehlschlüsse seines ideell-empirischen Schaffens berichtigt.

Aber Goethe war nicht bloß der empfangende Theil; er gab auch. Zwar hatte er nicht im gleichen Maße die Fähigkeit, auf die Ideen des Freundes einzugehen, wie dieser auf die seinigen; er blieb deshalb auch ohne tiefgreifenden unmittelbaren Einfluß auf die Dichtungen Schillers, der sich überhaupt unabhängiger halten mußte, da er alles aus sich zu schöpfen und das reflective Element in sich eher zu mindern als zu mehren hatte. Nur auf Einzelnheiten sonst fertiger Dichtungen wirkte Goethe berathend ein; er veranlaßte die breitere Einführung des astrologischen Elements im Wallenstein, lieferte für Wallensteins Lager ein Soldatenlied, dem Schiller noch einige Strophen ‚anflickte', gab das Motiv von den Erbwürfeln und theilte eine Schrift Abrahams a Santa Clara für die Kapuzinerpredigt mit. Bei den Kranichen des Ibykus nahm Schiller auf Goethes Rath wesentliche Veränderungen vor, machte die Exposition reicher, den Helden der Ballade interessanter und füllte die Einbildungskraft mehr mit den Kranichen, mußte aber bei dem Aus-

rufe des Mörders Goethes Vorschläge unbenutzt lassen (Briefe vom 7. September 1797). Den ganzen Stoff hatte Goethe an Schiller abgetreten, wie er auch durch seinen Tell Schiller vielleicht zuerst auf den Stoff gelenkt hatte. Doch ist die Insinuation, als habe er das Detail und die Localtöne geliefert, durchaus unbegründet, da Goethe einer solchen Darstellung gar nicht mächtig war, wie seine Schweizerbriefe und seine Operette Jery und Bätely genugsam zu erkennen geben. Auch Hero und Leander wollte Goethe (1796) bearbeiten, wie es scheint von der lustigen Seite; vielleicht nahm Schiller später daher Veranlassung, den Stoff, doch von der pathetischen, zu bearbeiten, den er übrigens auch durch Ahlwardts Uebersetzung des Musäos kennen lernte.

Beide wirkten, als Schiller sich dauernd in Weimar niederließ, für das dortige Theater, das im Sommer 1798 in einen neuen Saal verlegt wurde, mehr Zuschauer faßte als bisher und sich am 12. October 1798 dem Publikum öffnete. Aus ihrem vereinten Streben gieng die classische Periode des weimarischen Theaters hervor, deren Wesen darin bestand, dem Schlendrian entgegen ein Kunstwerk als solches hervortreten zu lassen und dem Zuschauer eine höhere Welt zu erschließen, ohne die alltägliche ganz zu beseitigen. Dieses Streben, das bei Schiller auf eine Art von Musterrepertoire aller classischen Bühnenstücke hinausgieng, veranlaßte Goethen, sich der dramatischen Production wieder mehr zu nähern. Er bearbeitete den Mahomet und Tancred und entwarf eine große Trilogie, deren Gegenstand die französische Revolution sein sollte. Nur deren erster Theil, die natürliche Tochter, gelangte zur Ausführung, während die beiden andern Theile, die den Gegenstand recht in seiner Mitte darzustellen bestimmt waren, ‚zu ungeheuer für seine Umstände‘ erschienen und deshalb nicht über die Schematisierung hinaus gediehen. Die eingehende Abhandlung E. W. Webers ‚zur Geschichte des weimarischen Theaters‘ stellt Goethes und Schillers verbundene Thätigkeit aus den Quellen sehr gut dar. Neben dieser vorzüglichen Arbeit muß sich, wer nähere Kenntniß von Goethes geschäftlicher Theaterleitung zu erlangen wünscht, an Pasques Geschichte des weimarischen Theaters halten.

Nachdem Schiller sich, hauptsächlich um mit Goethe näher verkehren zu können, dauernd in Weimar niedergelassen, drohte Gefahr, Goethen ganz zu verlieren. Letzterer hatte aus Jena, wohin er im December 1800 gegangen war, um Tancred zu vollenden, eine Erkältung mitgebracht, die, durch gewaltsame Mittel ungeschickt zurückgeworfen, bald nach seiner Rückkehr in Weimar am 3. Januar 1801 in eine ‚ungeheure Krankheit‘ ausartete. Er schwankte lange zwischen Leben und Tod; einige

Tage hatte er die Besinnung verloren; die allgemeinste Bestürzung herrschte; die Seinigen waren rathlos; sein Sohn August nahm seine Zuflucht zu Frau v. Stein, deren Theilnahme lebhaft wieder erwachte. Gegen Mitte des Monats gieng es besser; Goethe war sehr erschüttert und traurig, er weinte, wenn er seinen eilfjährigen Sohn sah. Schiller besuchte ihn, auch in den schlimmsten Tagen. Er schrieb am 13., mit einem Gruße Goethes, an Körner, daß seit drei Tagen alles wieder auf gutem Wege sei. Am 29. schrieb Goethe selbst, es gehe ihm leidlich. Er hatte schon wieder eine Rolle aus Tancred mit einer Schauspielerin durchgenommen. Die einsamen Abende verbrachte mit ihm meistens Schiller, der am 9. Februar selbst Gefahr lief, krank zu werden. Am 11. machte der bewährte Arzt Starke eine schmerzliche Operation am Auge; am 20. war Goethe wieder hergestellt und hielt eine Probe des Tancred ab. Zur Kräftigung seiner Gesundheit war ihm der Besuch des Pyrmonter Bades verordnet, das er im Sommer 1801 besuchte. Auf der Hin- und Rückreise hielt er sich einige Zeit in Göttingen auf, um die Schätze der dortigen Bibliothek für seine naturwissenschaftlichen Studien zu nutzen. Hier knüpfte er eine dauernde Freundschaft mit dem Historiker und Politiker G. Sartorius. Der zahlreiche Briefwechsel ist bis auf wenige Stücke leider verloren. Nach der Heimkehr — sein Sohn hatte ihn begleitet — begann Goethe die Ausarbeitung der Natürlichen Tochter, die zuerst am 2. April 1803 auf die Bühne kam. Ihr folgte eine Darstellung der Iphigenie in fast unveränderter Gestalt, da sich das Stück, Schillers Einwendungen gegenüber, daß das sinnlich-sichtbare Element fehle, durchaus probehaltig erwies. Tiefgreifend waren die Umänderungen, die mit Götz vorgenommen wurden (1803). Stella erfuhr gleichfalls eine Ueberarbeitung; aus dem Schauspiel sollte eine Tragödie werden; zu diesem Ende mußte sich Fernando erschießen. Das Publikum war damit wenig zufrieden. Das ganze Stück war nicht darauf angelegt und es war ihm in keiner Weise aufzuhelfen. Schon früher hatte Goethe zur Eröffnung des Theaters in Lauchstedt (26. Juni 1802), wo die weimarischen Schauspieler Sommervorstellungen gaben, das Vorspiel ‚Was wir bringen‘ geschrieben, nicht in der besten Stimmung und wieder im Gedränge, das fertig zu werden nöthigte und sich mit der Allegorie zu behelfen rathsam machte.

Goethe, der außer Schiller und dem Herzoge eigentlich keinen Freund in Weimar besaß und im Jahre 1799 die Mauer um seine Existenz noch um einige Schuh erhöht hatte, war durch die Theilnahme an seiner Krankheit überrascht und milder gestimmt worden. Im Winter 1802 vereinigte er eine Anzahl verschiedenartig gesinnter Männer und Frauen zu einem Kränzchen, das sich alle vierzehn Tage, Mittwochs, versammelte,

soupierte, poculierte und mit Musik und Tanz sich vergnügte. Für diesen Kreis dichtete Goethe die der Geselligkeit gewidmeten Lieder, denen er auch einige ältere beigesellte. Schiller nannte sie platt, gab aber selbst einige zum Besten, die in den Ton der Geselligkeit einstimmten. Jene Abendcirkel galten in Weimar, wie sie es in der That auch waren, für eine Repräsentation der höheren Gesellschaft, so daß Kotzebue, der sich damals in Weimar aufhielt, aufgenommen zu werden wünschte. Die Frauen stimmten, wenigstens theilweise, in diesen Wunsch ein. Goethe aber wies das Ansinnen entschieden zurück. Darüber verfiel die Gesellschaft und Kotzebue, ränkesüchtig wie er war, spielte seine Intriguen, um Schiller auf Goethes Kosten zu glorificieren. Doch liefen diese Ränke beschämend genug für ihn ab. Der schlechte Erfolg machte einige Zeit in Weimar üble Stimmung und dann wurde die Sache vergessen. Sie dient hier nur dazu, um das Verhältniß der verbundenen Freunde zu den jüngeren Zeitgenossen zu erwähnen. In der gründlichen Verachtung Kotzebues waren beide einig, weniger in Bezug auf die romantische Schule, die ihr Hauptquartier in Jena aufgeschlagen hatte. Schiller verachtete die anmaßliche Leerheit von ganzem Herzen. Goethe war schonender und rücksichtsvoller. Zwar widerte ihn die Bewegung an, welche die neuen Halbchristen und Renegaten, die Bekenntnisse eines Klosterbruders und Sternbalds Wanderungen, die Nazarener und Wiedererwecker des mittelalterlichen Wesens, welches sich in ihnen fratzenhaft abspiegelte, auf den Gebieten des Lebens, der Literatur und der Kunst hervorbrachten. Sein und seiner Freunde Bestreben schien ein verlorner Schlag ins Wasser, der keine Spuren zurückläßt. Aber er verachtete das Schlegelsche Ingrediens in der Olla potrida des deutschen Journalwesens nicht. Die allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, die Augendienerei, die Katzenbuckelgeberden, die Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte sich verlieren, habe an einem solchen Wespennest, wie die Fragmente im Schlegelschen Athenäum es seien, einen fürchterlichen Gegner. Man könne, bei allem, was Schiller mit Recht mißfalle, einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität der Verfasser nicht ableugnen. Uebrigens war Goethes Verhältniß zu der ganzen Schule durchaus nur ein literarisches, kein freundschaftliches, wie man es aus der Ferne beurtheilte. Schiller berichtet ‚aus Goethes eigenem Munde‘ an die Gräfin Schimmelmann, die wie der ganze holsteinische Kreis seit Wilhelm Meister gegen Goethe verstimmt war und durch Voß, wie es scheint, darin bestärkt wurde: ‚Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger

die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen; darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegel Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig; er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst sehr wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eitlen Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde, und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu thun. Insofern aber diese Menschen und ihr Anhang sich dem einreißenden Philosophie-Haß und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, ob sie gleich in ein anderes Extrem verfallen; insofern kann man sie gegen die andere Partei, die noch schädlicher ist, nicht ganz sinken lassen, und die Klugheit befiehlt zum Nutzen der Wissenschaft ein gewisses Gleichgewicht zwischen den idealistischen Philosophen und den Unphilosophen zu beobachten.' Goethe gab dem älteren Schlegel seine Elegien und Epigramme zur metrischen Correctur (die später wieder getilgt wurde), ließ dessen Jon und den Alarcos des Bruders aufführen und stand mit ihnen übrigens, einige gesellige Aufmerksamkeiten abgerechnet, so wenig in genauerem Verkehr wie mit Tieck, Brentano, Hardenberg (Novalis) und dem übrigen Anhange, der sich in Jena niedergelassen.

Der dortigen Universität, die schon durch Fichtes schleunige und harte Entfernung gelitten hatte und die neuere Philosophie mehr duldete als hegte, drohte eine gründliche Erschütterung. Im Herbst verließen Loder, Schütz, Paulus, Hufeland und Schelling gleichzeitig die Universität; schlimm war es, daß man nicht einen einzigen brauchbaren Mann für sie angeschafft hatte; fast schlimmer noch, daß Schütz, der nach Halle gieng, die Allgemeine Literaturzeitung dorthin mitnahm. ‚Die Tücke der abscheidenden Unternehmer konnte nicht ungestraft und Jena nicht ohne Anstalt bleiben, die ihm von jeher ein gewisses Ansehen unter den Akademien gegeben.' Goethe entschloß sich rasch, eine neue, die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung', zu gründen und wußte sie in den Stand zu setzen, daß sie der älteren eine sehr bedenkliche und empfindliche Concurrenz machte. Er selbst war in den ersten Jahren, wie aus den Briefen an Eichstädt hervorgeht, sehr thätig für das Unternehmen, lieferte zahlreiche Beiträge und ward Mitarbeiter. Der glückliche Anfang versprach einen gleichen Fortgang und das Institut wurde ein Anker, woran sich die Akademie im Sturm eine Weile hielt, bis günstigere Witterung eintrat und die übrigen Schäden nach und nach repariert werden konnten.

Am 14. December 1803 kam Frau v. Staël, die Tochter Neckers, nach Weimar, ein französischer Spiegel der weimarischen Gesellschaft. Alle Briefe der Weimarer sind von diesem Phänomen voll. Sie blieb bis zum 1. März 1804, war jeden Mittag an der Hoftafel und fehlte auch Abends nicht. Ihre Gestalt glich der der Mara, kurz, dick, allwege rund von Fleisch, schöne geistreiche Augen blitzten aus einem etwas mohrenartigen Gesicht. Sie sprach sehr lebhaft, gut und viel, außerordentlich geschwind, daß Wieland, den sie besonders auszeichnete, sie bitten mußte, weniger rasch zu denken. Mit ihren schönen Redekünsten riß sie besonders die Frauen hin, die sie auch cultivierter fand als die Männer. Von den Herren des Hofes sagte sie: ‚Sie haben alle ein Benehmen, als ob sie noch nicht geboren seien.' Die Albernheiten ihrer Auffassung hat uns der Augen- und Ohrenzeuge Crabb Robinson kennen gelehrt. Goethe war, als sie ankam, in Jena und wäre lieber ans Ende der Welt geflohen, als ihretwegen gekommen. Der Herzog sandte ihm einen Eilboten, aber er schützte Geschäfte vor und hoffte, das Phänomen werde verschwinden. Indessen mußte er, da sie nicht bei Jean Paul in die Schule gegangen und nicht wie dieser sehr bald zu scheiden gelernt hatte, endlich doch, am 24. December, auf den Platz, wo Schiller die ersten Stürme hatte aushalten müssen. Goethe fand an dieser beweglichen Halbmännin wenig Geschmack und erklärte es für eine Sünde gegen den heiligen Geist, ihr auch nur im mindesten nach dem Maule zu reden. Er kam auch nicht an den Hof, um nicht vor diesem lebendigen Feuerwerk verstummen zu müssen und den Höflingen, die auf eine derartige Arena-Scene lauerten, ein Schauspiel zu geben wie Schiller, der sich mit ihr über Kantische Philosophie herumgezankt hatte, natürlich in französischer Sprache, also auf einem Boden, der auch einem Gewandteren unsicher erscheinen mußte. Man nahm Goethe seine Zurückhaltung übel, aber selbst Henriette v. Knebel konnte ihm darum nicht verdenken: ‚sich alle Tage mit ihr am Hofe zu präsentieren, ist keinem unserer Männer zuzumuthen'. Sie besuchte Goethe öfters und sagte von ihm, daß er liebenswürdig sein könne, wenn er ernst sei, aber scherzen müsse er niemals. Mit derlei Phrasen füllte sie den leeren Seckel der Hofherren und Hofdamen, die endlich froh waren, als sie Weimar verließ. Goethe gab ihr auf ihren Wunsch einige empfehlende Zeilen an A. W. Schlegel mit, den sie als Hofmeister ihres Sohnes annahm. Als sie in Berlin Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters erhielt, kam sie im April noch einige Tage wieder nach Weimar, wo sie die Todesnachricht empfieng, eine verzweifelnde Leidtragende; sie war im eigentlichen Sinne des Worts zum Rasendwerden traurig, hatte Krämpfe, schrie unter Thränen. Herders Sohn, der Arzt, wurde zugezogen, hatte

aber nie dergleichen gesehen. Als sie sich einigermaßen gefaßt, reiste sie nach der Schweiz weiter. „Ihre Erbschaft, berichtet Henriette v. Knebel, beträgt zwei Millionen mehr als sie wußte'.

Vielleicht hatte die Anwesenheit der Französin wieder näher auf die französische Literatur geführt, die Goethe in den Anmerkungen zur Uebersetzung eines ungedruckten Werkes von Diderot heller beleuchtete. Rameau's Neffe, eine fingierte Persönlichkeit, wird im Gespräch mit Diderot eingeführt und macht, indem er schildert, zugleich die Satire der Societät und der Welt, in der er lebt und gedeiht. Diderot hatte darin auf eine recht leichtfertige Art die Feinde der Encyklopädisten durchgehechelt, besonders Palissot, und alle guten Schriftsteller seiner Zeit an dem Gesindel der Winkelkritiker gerächt. Dabei trug er über den großen Streit der Musiker zu seiner Zeit seine Herzensmeinung vor und sagte sehr viel Vortreffliches darüber. Goethe hatte das Manuskript durch Schiller erhalten und diesem war es von seinem Schwager Wolzogen in einer Abschrift mitgetheilt, die nach dem Original in Petersburg genommen war. Als man in Paris später Diderots Werke sammelte, fand sich eine andere Copie, die, als sie herausgegeben war, von ein paar französischen Schriftstellern, die Goethes treue Uebersetzung ins Französische zurückübertragen hatten, für untergeschoben erklärt wurde, so daß Goethe darüber als Schiedsrichter angerufen wurde. — Außer dieser Uebersetzung ließ Goethe auch die Briefe Winckelmanns drucken, die derselbe an seinen Freund Berendis, Schatullverwalter der Herzogin Amalia, gerichtet und die Goethe nach dem Tode Berendis (1783) aus dessen Nachlasse erhalten hatte. In den begleitenden Aufsätzen faßte Goethe noch einmal mit Vorliebe alles zusammen, was er mit Moritz in Italien, dann mit Meyer und auch mit Schiller über Antikes und Heidnisches und Schönheit durchgesprochen und durchgedacht hatte. Während der Arbeit, die in der Ostermesse 1805 erschien, war er wieder sehr krank, wie Schiller am 25. April 1805 berichtete, doch damals so weit hergestellt, daß er ausgehen und schon an eine Sommerreise denken konnte. Am 29. April fand Goethe den Freund eben im Begriff, ins Theater zu gehen, wo Clara von Hoheneichen gegeben wurde. Vor Schillers Hausthür schieden sie. Sie sahen sich nicht wieder. Aus dem Schauspielhause brachte Schiller eine Erkältung mit, an deren Folgen er am 9. Mai starb. Als die Todeskunde in Goethes Haus kam, war Meyer bei ihm und wurde hinausgerufen. Er kam nicht wieder. Goethe bemerkte an seinen Hausgenossen Unruhe. „Ich merke es, sagte er, Schiller muß sehr krank sein.' Er erhielt keine Auskunft. Am nächsten Morgen sagte er zu seiner Freundin: ‚Nicht wahr, Schiller ist gestern sehr krank gewesen?' Sie brach in Weinen aus. ‚Er ist todt?' fragte

Goethe. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen‘, antwortete sie. ‚Er ist todt!‘ wiederholte Goethe und barg das Gesicht in den Händen. An dem traurigen Leichenbegängniß nahm er keinen Theil; für die Familie des Verstorbenen zeigte er keine Sorge, die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wohl begründet, um sie gänzlich abzuweisen. So fand am 10. August auf der Bühne in Lauchstedt eine Todtenfeier statt. Schillers Glocke wurde dramatisch und mit theatralischem Pomp aufgeführt und mit Goethes Epilog geschlossen, dem vollkommensten dichterischen Denkmale, das dem Dichter bereitet worden.

Nach Schillers Tode stand Goethe vereinsamt. Mit der jungen Schule konnte eine nähere förderliche Verbindung nicht geschlossen werden. Auswärtige gaben nur geringen Ersatz. Zu ihnen gehörten der Philologe Wolf, der Maurermeister und Musikdirector Zelter, der französische Gesandte Reinhard, der Staatsrath Schultz und ganz besonders Sulpiz Boisserée. Der Briefwechsel mit diesen und den älteren Freunden, Knebel, Karl August, Meyer und Andern bildet fortan die Hauptquelle für Goethes Leben, das während des Krieges in wissenschaftlichen Beschäftigungen und einigen poetischen Productionen, sowie in den Vorstudien der beschaulichen westöstlichen Poesie verläuft, und nach dem Kriege das behaglich geschäftige Ausruhen des Alters darstellt. Da die äußeren Verbindungen sich immer weiter und zersplitterter gestalten, das innere sich fortentwickelnde Leben sich in den größeren Werken darlegt, jene aber zu umfangreich für eine bloße Skizze erscheinen, auch in den Tages- und Jahresheften genugsam angezeigt sind; die größeren Werke hingegen in den Einleitungen zu denselben besprochen wurden; so genügt es hier, auf beides zu verweisen und nur einzelne hervorspringende Momente zu berühren, in denen sich Goethes Leben und seine Wirkung auf die Welt und der Welt auf ihn charakterisiert.

Auf einem Sommerausfluge im Jahre 1805 machte er in Halle die Bekanntschaft des bekannten Joseph Gall, der dann auch in Jena, Weimar und Wilhelmsthal seinen Cursus der Schädel- und Gehirnlehre vor zahlreichen und glänzenden Auditorien fortsetzte. Von Halle trat Goethe mit F. A. Wolf eine Reise nach Helmstedt an, um Beireis kennen zu lernen, seit langer Zeit dadurch merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zusammengebracht hatte und zwar von solchem Umfange und solcher Kostbarkeit, daß sie das Vermögen eines Privatmanns zu überschreiten schienen. Goethe schildert den Besuch sehr heiter. Der wunderliche Mann holte seinen angeblichen Diamant von fabelhafter Größe gelegentlich aus der Hosentasche und steckte ihn, nachdem er ihn aus der

Entfernung vorgezeigt, gemächlich wieder ein, als sei dieser Schatz etwas ganz Alltägliches, wie er es denn auch war. Nach seiner Rückkehr hielt Goethe im Spätjahr den Damen wöchentlich Vorlesungen über naturhistorische Gegenstände, die nach Bericht der Göchhausen ‚wirklich sehr lehrreich und unterhaltend' waren. Doch nöthigte ihn seine alle drei bis vier Wochen wiederkehrende periodische Krankheit mehrfach zu Unterbrechungen. Im nächsten Jahre beschäftigte ihn vorzugsweise die Ausarbeitung der Farbenlehre und die Redaction seiner gesammelten Werke, die von 1806 bis 1808 in zwölf Bänden bei Cotta erschienen und besonders in dem vollendeten ersten Theil des Faust (im 8. Band 1808) den Reiz der Neuheit hatten, auch selbst während der alles übrige Interesse fast ertödtenden Kriegsereignisse sich Bahn brachen. Denn die friedliche Zeit, deren sich Thüringen bis dahin zu erfreuen gehabt, machte einer wildbewegten Platz. Nachdem Goethe von einer Reise nach Karlsbad, wo er sich in geologische Studien vertieft, heimgekehrt war, sammelten sich die Wetterwolken dicht um Weimar und entluden sich am 14. October 1806 in der unglücklichen Schlacht von Jena, die dem preußischen Staate vorläufig ein Ende machte und das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, dessen Fürst sich in militärische Abhängigkeit von Preußen begeben, in Frage stellte. Nur die feste hochherzige Entschlossenheit der Herzogin Louise, die während der Unglückstage Weimars nicht von der Stelle wich und durch ihre großartige Haltung selbst dem Kaiser Napoleon Achtung abgewann, rettete Weimar von größerem Verderben. Auch hierüber giebt Crabb Robinson treffliche Auskunft. Eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand vermochte Louise freilich nicht abzuwenden. Goethe war in diesen furchtbaren Tagen durch die Einquartierung eines Marschalls in seinem Hause anscheinend geschützt. Am 15. October wohnte Ney bei ihm, wie Ludecus und Riemer bezeugen; Frau v. Stein nennt Augereau, Knebel den Marschall Lannes. Von diesem erwähnt Goethe, daß er demselben seine ‚in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung verdanke' (sämmtliche Werke in sechs Bänden 1863, 5, 454). Ein paar Gamins, von der s. g. Löffelgarde, hatten sich gewaltsam bei ihm einquartiert und sich an seinem Wein berauscht. Sie drangen in sein Zimmer und bedrohten sein Leben. Der Geistesgegenwart seiner Freundin Christiane Vulpius verdankte er seine Befreiung und dem bald eintreffenden Marschall den Schutz gegen fernere Bedrückung. Aus Dankbarkeit ließ sich Goethe am 19. October 1806 mit seiner Freundin in der Hof- oder Jacobskirche in Gegenwart seines (am 25. December 1789 geborenen) Sohnes August und seines Secretärs Riemer ehelich verbinden. Der Oberconsistorialrath Günther verrichtete die Trauung. In der Kirche hatten Tags vorher noch Todte

und Verwundete gelegen. Der Eindruck dieser Aussöhnung mit der bürgerlichen Ordnung war, selbst bei Schillers Witwe, kein wohlthuender. ‚Es war etwas Unberechnetes in diesem Schritt, und ich fürchte, es liegt ein panischer Schrecken zum Grunde, der mir des Gemüths wegen wehe thut, das sich durch seine eigne große Kraft über die Welt hätte erheben sollen.‘ Und im Allgemeinen bemerkt sie über den Freund ihres verstorbenen Gatten: ‚Er hat sich seiner selbst nicht so würdig gezeigt, und es hat mein Gefühl verwundet, ihn in einer schmerzlichen Anschauung zu sehen. Er wollte sich zusammennehmen, wollte heiter scheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten. Man fühlte auch, daß es nicht aus der rechten Quelle kam, und deßwegen blieb auch der Eindruck verloren.‘ Die Geheimräthin Goethe war nach wie vor der Trauung ein Gegenstand der Geringschätzung und der härtesten Bezeichnungen. Wenn sie einmal den ihr gebührenden Platz im Theater von einer eigenmächtigen Besitzergreiferin geräumt zu sehen verlangte, war sie ‚grob wie ein Bauer‘. Doch erregte ihr Tod, der nach langen epileptischen Leiden am 6. Juni 1816 eintrat, einiges Mitgefühl. Die Schopenhauer schrieb allerlei Details in die Welt umher, niemand sei bei ihr gewesen, Mann und Sohn hätten den Anblick ihrer Zufälle nicht ertragen können, die Wartefrauen hätten sie ohne Beistand liegen lassen. Sie starb an ihrem Geburtstage, 52 Jahre alt, nach achtundzwanzigjähriger Verbindung mit Goethe, dem sie viele Sorgen gemacht, aber viel mehr fern gehalten hatte.

Am 10. April 1807 starb die Herzogin Anna Amalia, im achtundsechzigsten Lebensjahre. Vielleicht war kein Haus in Weimar, wo der edlen Fürstin nicht Thränen flossen. Obgleich sie das Gute, zu dem sie sich berufen fühlte, längst vollbracht hatte, verlor Weimar doch sehr viel. ‚Sie wußte, wie Fernow sagt, den Fürsten mit dem Menschen in sich zu vereinigen und zog die besseren Geister an, wo sie sie fand. Eine bessere Fürstin durfte Weimar nicht wieder zu sehen hoffen, auch ihresgleichen nicht.‘ Manche ihrer schönen Thaten kam jetzt erst ans Licht, so bei der Uebernahme ihres Nachlasses erfuhr Karl August, daß sie im Jahr 1792 ihren Perlenschmuck verkauft hatte, um Herder eine Badereise nach Aachen möglich zu machen. Im Auftrage des Herzogs setzte Goethe die Personalien auf, die laut landesherrlichen Erlasses vom 13. April nach der Gedächtnißpredigt von den Kanzeln abgelesen wurden und dann in Goethes Werke Aufnahme fanden. — Der Herzogin folgte schon am 7. September 1807 ihre alte treue Hofdame Louise v. Göchhausen; sie hatte den Wechsel ihrer Existenz nicht ertragen können. ‚Sie schlich sich still und unverändert ab und blieb bis zuletzt dieselbe‘, ‚sie starb mit aller Besonnenheit und Fassung, die eine so gründliche Hofdame auch in der Todesstunde nicht verleugnet‘. So riefen ihr die

Weimarer Freunde und Freundinnen nach, die ihren Verlust fühlten und den Ausfall ihrer ‚Freundschaftstage‘, wie die freundlichen Versammlungen in ihrem Mansardenzimmer genannt wurden, als Lücke der Geselligkeit empfanden. Auch Goethe hatte zu ihr in sehr heiterm freundlichen Verhältniß gestanden und ihr oft seine launigen Dichtungen in die Feder dictiert. — Näher traf Goethe ein Jahr später der Verlust seiner Mutter, die am 13. September 1808, im 78. Lebensjahre starb, eine treue praktische Freundin ihrer Freunde in allen guten und bösen Tagen. Die Erbschaftsangelegenheiten ordnete Goethes Frau, die sich anderthalb Jahre früher ihrer Schwiegermutter in Frankfurt persönlich bekannt gemacht hatte und von ihr sehr herzlich aufgenommen war. — Um die Reihe der Todesfälle gleich hier weiter zu verfolgen, sei erwähnt, daß am 15. September 1809 Herders Witwe starb, der Goethe auch über den Tod des Mannes hinaus und ungeachtet sie die letzten Jahre nicht mehr in Weimar gelebt hatte, ein treuer hülfreicher Freund geblieben war. Ihr folgte am 17. December 1809 Wilhelm v. Wolzogen, der nach langen Leiden in Wiesbaden starb. Er hatte zu dem Goetheschen Kränzchen gehört und war, als Schillers Schwager, auch sonst vielfach mit Goethe in Verkehr gewesen. Dem Andenken Wielands, der am 20. Januar 1813 in Oßmannstedt, dem Asyl seines heitern Alters, starb, widmete Goethe, als am 18. Februar in Gegenwart des Hofes eine Trauerloge gehalten wurde, eine Rede, die auf das reiche Leben des reizbaren und beweglichen Mannes, der gern mit seinen Meinungen, nie mit seinen Gesinnungen spielte, mild und voll freudiger Anerkennung seines Charakters und seiner Verdienste um die Literatur zurückblickte. Je mehr von den Größen Weimars den Schauplatz verließen, desto mehr richteten sich die Blicke der Zeitgenossen auf den Ueberlebenden, der eigentlich einsam dastand und die Welt umher immer mehr als nicht vorhanden ansah, je lauter sie an ihn herantrat. Er führte sein thätiges Leben in engeren Kreisen und immer ausgedehnterer Wirkung fort und wie er seine Briefe gleichsam als Tagebücher für die Nachlebenden schrieb, behandelte er seine Werke als Bekenntnisse für Mit- und Nachwelt, denen er mit bestimmter Absicht zu rathen aufgeben wollte. Er gewann neue Freunde, theils auf seinen fast alljährlich wiederholten Reisen ins Karlsbad, theils in Weimar, wohin sein Name mehr und mehr die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit anzog. Die Verbindung mit dem braven, derben, unumwundenen Zelter, mit dem er das Meiste, was ihn interessierte, brieflich abhandelte, brachte ihm vorzugsweise die Musik näher, die er immer geschätzt, aber kaum mit dem Genuß gepflegt hatte, den ihm Zelters Einsicht, Geschmack und Rührigkeit nun erschloß. — In Karlsbad lernte Goethe

1807 den französischen Residenten Reinhard kennen, dessen Schicksal ihn zunächst interessiert haben mag. Reinhard war ein Predigersohn aus Württemberg, hatte sich lange in Frankreich aufgehalten, war Minister, dann in Hamburg angestellt gewesen und darauf nach Jassy gesandt, wo ihn die Russen mit Frau und Kindern gefangen nahmen, über den Dnieper, Bog und Dniester führten und zuletzt wieder losließen, da er denn durch Polen und Galizien wieder ins westliche Europa unter die Menschen zurückkehrte. Goethe rühmt ihn als einen sehr tüchtigen, erfahrenen, theilnehmenden Mann, mit dem er sehr erfreuliche Unterhaltungen habe. Aber diese waren wohl weniger politischer als literarischer Art. Denn Goethe war der Aufenthalt in Karlsbad deshalb so schätzbar, weil derselbe außer seinem natürlichen Guten noch das politische Gute hatte, in einem friedlichen Kreise zu liegen, wohin kaum der Nachklang äußerer Widerwärtigkeiten gelangte. Freilich kamen ihm auch dort Jeremiaden genug entgegen, die, ob sie gleich von großen Uebeln veranlaßt wurden, doch, wie er sie in der Gesellschaft hörte, ihm nur als hohle Phrasen erschienen: ‚Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Carriere schmerzlich empfindet, so wär' es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich miteinstimmen.' So hören wir ihn denn auch weder über den Untergang Preußens, noch des deutschen Reiches, noch über ein anderes schweres Weltgeschick klagen oder nur ein Wort verlieren, und sehen ihn weder an der Furcht vor künftigen Schicksalen der Welt und des Vaterlandes, noch an den still wirkenden Kräften des Volkes, das seine Befreiung vom fremden Joche mit der Befreiung seiner Fürsten für identisch hielt, den geringsten Antheil nehmen. Dagegen interessierte ihn eine französische Reisebibliothek, die Reinhard ihm schenkte, so sehr, daß er sich dem Studium französischer Dichter, besonders Lafontaines, recht mit Vorliebe ergab und in dieser ‚ganz eigenen Welt sehr viel Vergnügliches und Erfreuliches fand'. Daneben las er die Satiren und Komödien des Ariost, zeichnete, vertiefte sich in die Geologie und bereitete aus Hackerts Papieren dessen Biographie, sowie allerlei kleine romantische Erzählungen vor, aus denen später die Wanderjahre hervorgiengen. Eine dieser Erzählungen

wuchs über den Rahmen hinaus und wurde zu dem umfangreichen Romane ‚die Wahlverwandtschaften' ausgearbeitet. Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß dies Bild eines aus der sittlichen Gebundenheit zur sittenwidrigen Freiheit strebenden Triebes, der sich selbst in der Darstellung des Dichters verurtheilt, ein Bild, zu dem die zeitgleiche Geschichte und besonders das Treiben der romantischen Schule mit ihren Versuchsehen einen breiten unsaubern Commentar liefert, gerade in die nächste Zeit nach Goethes bürgerlich-kirchlicher Eheschließung und in eine Epoche fällt, wo er durch die Neigung zu Minna Herzlieb, einer Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena, die in den Sonetten gefeiert wird, sich wundersam erregt sah. Aus dieser Epoche stammt auch ein Gedicht (das Tagebuch 1810), das im strengsten Sinne ein objectiv gehaltenes Gegenstück zu den Wahlverwandtschaften bildet, da hier der alte Glaube des Nestelknüpfens mitten in einer unsittlichen Situation sittlich aufgelöst erscheint. Das Studium Lafontaines mußte in Goethes Dichtung ganz andere Früchte tragen, als auf den wohlgedüngten Beeten der Franzosen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Jene Sonette an Minna Herzlieb hat Bettina, eine Tochter der Maximiliane Brentano, Enkelin der La Roche, auf sich bezogen und einzelne derselben, mit leichtsinniger Beibehaltung oder erkennbar absichtlicher Vermeidung der Reime und ihrer Folge in Prosa aufgelöst, zum Körper ihrer fingierten Briefe an Goethe gemacht, um den Schein zu erwecken, als habe Goethe ihre Briefe in Sonettenform gebracht. Aus diesen und einer phantastischen, weder mit der Chronologie, noch den übrigen Thatsachen übereinstimmenden Umschreibung von Goethes Dichtung und Wahrheit hat sie dann ihren Roman ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' geschaffen, der seltsamerweise hie und da noch als eine wenigstens beachtenswerthe Quelle für Goethes Leben angesehen wird. Bettina war bereits im April 1807 durch einen Empfehlungsbrief Wielands bei Goethe eingeführt, kam dann im November mit ihrer Schwester, der Frau v. Savigny, wieder nach Weimar und trat im August 1811, damals mit Achim von Arnim bereits verheirathet, nochmals in Weimar auf, wurde sehr artig und freundlich von Goethe behandelt, dann aber plötzlich, als sie sich in übermüthiger Grobheit gegen Goethes Frau vergieng, nach etwa vierwöchigem Aufenthalt wieder heimgesandt. Die Briefe, in denen sie sowohl als Arnim um Verzeihung bitten, sind noch vorhanden. Damals nahm Weimar, aus althergebrachtem Haß gegen Goethes Frau, für Bettina Partei, nur Schillers Witwe hielt treu an dem Glauben zum ‚Meister' fest, während ihre Schwester, Karoline von Wolzogen, sich leidenschaftlich gegen die ‚Lieb-

losigkeit' desselben erhitzte. — Viel glücklicher als mit Bettina war Goethe auch mit ihrem Manne nicht, wenigstens in Beziehung auf seine dramatischen Arbeiten, die er sowie Brentanos, Tiecks, Fouqués und Oehlenschlägers Lust- und Trauerspiele vergeblich versuchte auf die Bühne zu bringen. Auch an Zacharias Werners Erzeugnissen verlor er bald den Geschmack. Werner hatte sich ihm im Spätjahr 1807 in Jena bekannt gemacht, hielt sich dann einige Zeit zu Anfang des Jahres 1808 in Weimar auf, wo seine ‚Wanda' gegeben und er selbst wie ein Wunder gefeiert wurde. Goethe nannte ihn einen genialischen Mann, der einem Neigung abgewinne, wodurch man in seine Productionen, die zuerst einigermaßen widerstehend seien, nach und nach eingeleitet werde. Aber schon im Herbste schrieb er an Zelter: ‚Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immer fort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die einzige und höchste Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen.' Erfreulicher und wirkungsreicher war für Goethe die Kenntniß einer der Hauptquellen der Romantiker, die Bekanntschaft mit dem von A. W. Schlegel so zu sagen entdeckten Calderon, dessen standhafter Prinz 1811 mit großem Beifall, dessen Zenobia 1815 ohne zu gefallen auf die Bühne gebracht wurden. Diese blumige Poesie führte Goethen lebendiger in die Welt des Morgenlandes, dem Calderon wie die ganze spanische Literatur so viel schuldet, und ihre Dichtungen ein, als die hölzernen Uebersetzungen orientalischer Dichter, die man damals in Deutschland (von Hammer) besaß. Auch die französischen Bearbeitungen, nach denen dann wieder deutsche angefertigt wurden, führten nicht tiefer in den Geist des Orients ein, da sie die Form ebenso wie die deutschen Uebersetzer verwischten und keine entsprechend wirksame an die Stelle setzten. Wer kann sich den Hafis noch in Hexametern denken? Petrarka würde sich in der Strophe der Nibelungen kaum schlechter ausnehmen oder Homer in den Reimpaaren Hartmanns von der Aue. Auch diese Dichtungen, die von den Romantikern gleichsam wiederbelebt wurden, erregten Goethes Aufmerksamkeit. Während Hartmanns armer Heinrich, dies anatomisch-klinische Cabinetsstück, ihm physisch-ästhetischen Schmerz verursachte, konnte er sich dem gewaltigen Eindruck des Nibelungenliedes nicht entziehen, das er mühsam durcharbeitete und den Damen seines Kreises durch Vorträge näher brachte. Zur genaueren Kenntniß mochte auch der nordische Antiquarius Arendt, der Goethe zu Anfang des

Jahres 1809 besuchte, manches beitragen. Er hielt Vorträge über die nordischen Sagas; zu dem Publikum gehörte selbst der Hof, der sich für alles interessierte, was Goethes Interesse erregte.

Als Napoleon 1806 zum erstenmale in Weimar war, soll er Goethe eine Audienz abgeschlagen habe, wie Ludecus berichtet. Um so weniger mochte er geneigt sein, den Herzog im September 1808 nach Erfurt zu begleiten, wo Kaiser Alexander, der Schwager des Herzogs, mit Napoleon zusammenkam, um über die Geschicke der kleinen Staaten unter äußerem Pomp und Geräusch still zu verhandeln. Indeß ließ ihn der Herzog holen. Er kam und erbaute sich an den Mustervorstellungen der französischen Schauspieler, in deren getragener Declamation und genauem Ensemble er sein Ideal einer Bühnendarstellung erblicken konnte. Doch mußte er selbst hier die Erfahrung bestätigt sehen, daß auch bei der bestgeschulten Gesellschaft ein großer Schauspieler alles Interesse von den übrigen und vom Dichter auf sich allein zu lenken pflegt. Er sah Talma in Racines Andromache und im Britannicus, dann auch in Voltaires Oedipus und wußte in seiner enthusiastischen Bewunderung kaum Maß und Ziel zu finden. In einer Abendgesellschaft bei der Präsidentin v. d. Recke, am 30. September, lernte er den französischen Minister Maret kennen, auf den er großen Eindruck machte und der dem Kaiser von ihm erzählte. Napoleon befahl ihn darauf zur Audienz, die am 2. October stattfand. Sie währte fast eine Stunde. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren zugegen; bald kam auch Daru dazu, der sich mit dem frühstückenden Kaiser über preußische Contributionsangelegenheiten unterhielt. Der Kaiser winkte Goethen heran, betrachtete ihn aufmerksam, und erkundigte sich nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung über sein frisches Aussehen, und fragte dann nach seinen Trauerspielen, wobei der Generalintendant Daru sich näher über sie ausließ und Goethes Uebersetzung des Mahomet lobte. Der Kaiser erklärte ihn für kein gutes Stück, da es unschicklich sei, den Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung machen zu lassen. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und gab zum Beweise eine Analyse des Romans, wobei er der Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe erwähnte. ‚Dies ist nicht naturgemäß, sagte er, und schwächt beim Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse, den die Liebe auf Werther gehabt.‘ Goethe war viel zu sehr Hofmann, um dem Kaiser bemerklich zu machen, daß schon Herder denselben Einwurf gemacht, und daß derselbe seit zwanzig Jahren so gut wie beseitigt sei, gab vielmehr dem Kennerblick des Kaisers, der ihm übrigens wie ein Schneider vorkam, dessen scharfer Blick eine fein-

versteckte Naht an einem angeblich ohne Naht verfertigten Aermel ausfindig macht, die gebührende Ehre und folgte ihm dann wieder auf das Gebiet der französischen Tragödie, die der Kaiser wie ein Kriminalrichter betrachtete und deren Abweichen von Natur und Wahrheit er tief empfunden und bemerklich gemacht haben soll. Die Schicksalsstücke mißbilligte er höchlich: ‚sie haben einer dunkeln Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal.‘ Dann sprach er mit Daru über Contributionen. Soult trat herein und scherzte mit dem Kaiser über einige unangenehme Ereignisse in Polen, dann stand Napoleon auf, gieng auf Goethe zu und fragte mit leiserer Stimme nach seiner Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten übersetzte er sich nach seiner Weise in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkehrend, sagte er: ‚Es sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars würdiger und großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden. Qu'en dit Monsieur Goet?‘ Goethe trat wieder zurück und fragte den Kammerdiener durch eine Geberde, ob er sich entfernen dürfe, und als dies gestattet war, empfahl er sich. Der Kaiser sagte zu Berthier und Daru: Voilà un homme! — Dieser vom Kanzler v. Müller herrührende Bericht stimmt mit den sonstigen Angaben überein. Goethe war von der Audienz tief erfüllt. Jene dem Kaiser übliche Phrase, wenn er jemand gewinnen wollte, soll nach Goethes Brief an Reinhard der Kaiser beim Empfang gesprochen haben: ‚Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu sein.‘ Er kam als entschiedenster Bewunderer des Kaisers zurück und gieng am 4. October, um die Festlichkeiten zum Empfange der nach Weimar eingeladenen Kaiser und Könige vorzubereiten. Sie kamen am 6. zur Hirschjagd nach Ettersburg und zogen Abends unter Glockengeläut in Weimar ein. Die lateinische Inschrift, die Goethe über die Thür des für Napoleon bestimmten Zimmers setzen wollte, mußte wegen übertriebener Schmeichelei gegen den Kaiser, der doch wahrlich kein Befreier war, wegbleiben. Die Herzogin Louise, der dies Veto zugeschrieben wird, wurde, als der

Kaiser nach Erfurt zurückgekehrt war, dorthin zu Tafel eingeladen und vor und bei Tisch von ihm und der übrigen Sippschaft sehr freundlich behandelt; im Theater, wo Mahomet gegeben wurde (wie vorher in Weimar Cäsar), mußte sie auf einem Bänkchen neben der hochmüthigen Königin von Westphalen sitzen, die kein Wort mit ihr sprach. In den nächsten Tagen berief Napoleon Goethe und Wieland nochmals nach Erfurt, wo der Fürst Primas (Dalberg) den alten Freunden mit Talleyrand ein Diner gab. Am 12. erhielten beide den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden wenige Tage später.

Goethe konnte leider von den dramaturgischen Winken des Kaisers keinen Gebrauch machen. Seine poetische Thätigkeit war wieder auf den Punkt gekommen, wo sie vor der Bekanntschaft mit Schiller gestanden. Zwar schuf er keine Bürgergenerale, aber theatralische Gelegenheitsstücke voll Allegorien wie das Vorspiel zum 19. September 1807, zur Eröffnung des Theaters, in dem er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorführte. Vieles war auf sinnlichen Effect berechnet und wurde in der beliebten Manier, die wir schon aus Lila kennen, vom Maschinisten ergänzt. ‚Der furchtbare bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß, indem eine heitere Sternerscheinung jeden erfreulich erinnerte, was man der Herzogin vorm Jahr schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an; und die hülfreich ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede stellt sich dem Ernst anmuthig entgegen; und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen vorgestellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußeren und inneren Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin-Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit sanfter Rührung entließ.‘ So commentierte bei der Uebersendung an Knebel Goethe seine Arbeit selbst, die er in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt und die durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht hatte. Zu den Hofdichtungen gehörte auch der Maskenzug, die romantische Poesie darstellend, zum 30. Januar 1810 und die ‚Völkerwanderung‘ zum 16. Februar, wie denn auch am 6. Juni die Kaiserin von Oesterreich zur ‚höchst beglückenden Ankunft‘ in Karlsbad mit Gedichten begrüßt, am 6. August des nächsten Jahres das Theater zu Halle mit einem Prolog eröffnet, die Erbgroßherzogin am 16. Februar 1812 beglückwünscht und ‚Ihro des Kaisers Majestät am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad‘ am 2. Juli 1812

mit ‚allerunterthänigst von der Karlsbader Bürgerschaft gestreuten Blumen‘ (drei Blättern in Folio) empfangen wurde. Auch die für den Prinzen Friedrich von Gotha, der seine Tenorstimme zu producieren wünschte, im Jahre 1811 gedichtete Cantate Rinaldo gehört in diese Gruppe; sie hatte die Tonmalerei zur Absicht, befriedigte den Prinzen und erfüllte ihren Zweck. — Erfreulicher waren einige andere Dichtungen, besonders Johanna Sebus, ein Gedicht, zu dem er vom Unterrhein aufgefordert war; die kindlich treue Liebe und Todesmuthigkeit des braven Mädchens wirkt in dem einfach großen Wachsen der naturgewaltigen Gefahr ergreifend. — Ein größeres Werk begann Goethe 1807 für die Zeitschrift Prometheus des befreundeten Leo v. Seckendorf, für dessen Neujahrstaschenbuch auf 1801 Goethe ehemals seinen Paläophron und Neoterpe mitgetheilt. Er sagte auf den Wunsch des Herausgebers einen Beitrag zu und wählte Pandoras Wiederkunft, wiederum wie das Vorspiel in antiken Trimetern, die ihm so viel Mühe machten, daß er nicht über Pandorens Abschied hinauskam. ‚Wenn es mir so viel Mühe macht, scherzt er in einem Briefe an Frau v. Stein, sie wieder herbeizuholen, als es mir verursachte, sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir sie wiedersehen werden.‘ So war es. Die Gestalten selbst traten ihm in die Ferne und er verwunderte sich über das Titanische, wenn er später wieder hinein sah. Ausgedacht und schematisiert war alles.

Der Stellung Goethes zu der Zeitgeschichte ist schon gedacht worden. Mit vielen andern seines Kreises hatte er sich in der Bewunderung Napoleons vertieft. Er glaubte an keinen Umschwung. ‚Ja schüttelt nur an euren Ketten!‘ rief er auf der Reise nach Karlsbad in Dresden 1813 gegen Körner aus: ‚Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!‘ Nach seiner Heimkehr versenkte er sich lieber in das Studium des Chinesischen, als daß er seine Theilnahme dem ungeduldig drängenden Geiste des deutschen Volkes, an das er nicht glaubte, hätte zuwenden mögen. In diesen Studien störte ihn eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex (18. October 1813). Um der Schauspielerin Wolff ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, schrieb er, ‚gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig‘ den Epilog zum Essex, in welchem ‚die merkwürdigen prophetischen Worte vorkamen‘, daß jeder Mensch ein letztes Glück und einen letzten Tag erfahre, Worte, die ganz bestimmt ohne einen andern Gedanken als den der Königin Elisabeth an ihren eignen durch Essex Tod bedingten Gemüthszustand geschrieben wurden, während ihre verachtenden Worte über die Völker, die nur gaffen, reden, wähnen und nichts anderes als ein Spiel wollen, wohl

eher als eine allgemeine Ansicht Goethes gelten können. Aber die gaffenden Völker hatten doch in den Siegen bei Leipzig etwas mehr gethan, als geredet, gewähnt und gespielt. Die Rückwirkung auf Goethe blieb nicht aus. Er versicherte nun, wenn Luden über ein mit ihm im November 1813 geführtes Gespräch treu berichtet, daß er nicht gleichgültig sei gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland, die in uns seien, ein Theil unseres Wesens, und die niemand von sich zu werfen vermöge. ‚Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft, den ich so fest halte wie Sie. Ja das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft.‘ Nach solchen Erfolgen waren solche Zugeständnisse allerdings nur sehr geringe und wurden im weiteren Verlauf der Unterredung noch mehr beschränkt, eigentlich auf das Maß zurückgeführt, das er auch in Tischgesprächen (24. November 1813) aufstellte: ‚Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatze mit dem Laufe der Welt, und so suche ich auch nach außen die Freunde der Wissenschaft, der Kunst, die nicht in den Krieg ziehen, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Asche, erhalten möge.‘ Denn er wußte mit Beaumarchais, daß ihm nichts angehöre, als der Gedanke, der ungestört aus seiner Seele floß, und jeder günstige Augenblick, den ihn ein liebendes Schicksal von Grund aus genießen ließ. In Berlin hielt man indessen Goethe für geeignet, ein theatralisches Spiel zur Feier der großen Ereignisse und Thaten zu dichten. Am 6. Mai 1814 fragte Iffland bei dem Hofrath Kirms in Weimar, der die Theaterangelegenheiten unter Goethe leitete, brieflich an, ob Goethe sich entschließen werde, ein solches Spiel zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten. Goethe gieng auf den Antrag ein und schickte unterm 24. Mai einen Entwurf zum Vorspiel ‚Epimenides Erwachen‘, das ihm dann als eine aufgebürdete ‚ungeheure Last‘ erschien, deren er sich aber schon am 9. Juni so gut wie

entledigt nannte. Nach einer Bestimmung des Königs sollte die beabsichtigte Aufführung bis nach dem Wiener Congreß ausgesetzt bleiben, kam aber, nachdem Iffland am 22. September 1814 gestorben war, schon am 30. März 1815 mit der Musik von B. A. Weber zu Stande. Der Beifall war nach Zelters Bericht ‚wüthend‘, wenigstens bei der Wiederholung am 31., wo die Beziehungen auf den König, die von diesem bei der ersten Vorstellung verboten waren, gesprochen wurden. In Berlin muß Vieles anders aufgetreten sein, als in der Fassung, die in die Werke aufgenommen wurde, da nach gleichzeitigen Berichten (Morgenblatt 1815 Nr. 106) ‚Orientalen, Griechen, Römer, der Cardidinal Mazarin, Ninon de l'Enclos, Maintenon, als Gefolge der List‘, auftraten, so daß die Mehrheit der Schaulustigen, da sie die tiefere Bedeutsamkeit sich aus der Dichtung nicht zuvor hervorgelesen, mehrere Theile für Maskerade genommen haben soll und erst lebendig wurde, als die Cürassiere, Uhlanen, Kosacken u. s. w. auf der Bühne heranzogen. Einige Stellen wurden mit lautem Jubel begrüßt, am meisten die zweite Strophe des vierten Auftritts gegen den dem Abgrunde kühn Entstiegenen, der nun, vielleicht nur im Sinne der Menge, mit seinem ganzen Anhange wiederum zum Abgrunde verwiesen wurde! Den Gang der Handlung, wenn dieser Begriff hier überhaupt anwendbar ist, darf man an dieser Stelle nicht erwarten dargelegt zu sehen; wohl aber ist zu constatieren, daß im Epimenides wie in dem ‚Vorspiele‘ derselbe Gebrauch der Symbolik und Allegorie stattfindet, denen man in vielen Stellen des zweiten Theiles von Faust begegnet und daß auch von diesem um die Zeit der Völkerschlachten schon Vieles fertig war. Schon in der natürlichen Tochter, ja schon in Paläophron waren die Individualitäten äußerlich mit allgemeinen Charakteren vertauscht; je weiter dieser Stil der Darstellung fortschritt, desto mehr wurden die Charaktere zu bloßen Begriffen verknöchert und dabei den Lesern überlassen, zu errathen, wohin diese Begriffe zu stellen und die Geheimnisse der Einkleidung zu deuten seien. Dem Verehrer Goethes ist das Studium dieser Eigenheiten des Alters, das die Dinge nicht beim rechten Namen nennen mag und deshalb umgeht oder umschreibt, immer interessant, wenn auch wenig lohnend gewesen, dagegen hat der Dichter für die Schöpfungen aus dieser Periode, mit Ausnahme von Dichtung und Wahrheit und allenfalls der Wahlverwandtschaften, zwei Werke, bei denen das allegorische Versteckenspielen durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, bei dem größeren Publikum weder Theilnahme vorausgesetzt noch gefunden. Der Leserkreis seiner einzeln neu erscheinenden Schriften wurde immer zerstreuter und enger, während die gesammelten Werke in immer weitere Kreise drangen. Die Gesammterscheinung trat bedeu-

tungsvoller, Ehrfurcht gebietend hervor; die wissenschaftlichen Richtungen und die Liebhabereien an sich konnten nur beschränkt wirken. Goethe selbst wollte nur als Gesammterscheinung gelten. Als er 1815 seine Werke neu herausgab, schlugen ihm seine Gehülfen vor, dieselben nach dem Muster der von Körner herausgegebenen Werke Schillers chronologisch zu ordnen. Er wies die Forderung zurück; die werdende Erscheinung sollte hinter der gewordenen zurückweichen. Hatte er doch zu verschiedenen Zeiten ältere Dichtungen durch Umarbeitung auf die Stufe einer späteren Entwicklung zu heben gesucht, um die Spuren einer früheren unkenntlich zu machen. Dennoch vermochte er sich der Berechtigung jenes Ansinnens nicht ganz zu entziehen. Er schrieb sein Leben in Dichtung und Wahrheit, gab in den Tages- und Jahresheften, die im Allgemeinen zuverlässiger sind, als jenes biographische Werk, über die späteren Jahre kurze Auskunft, und noch zu seinen Lebzeiten gaben seine Gehülfen ein nicht überall irrthumfreies Verzeichniß seiner Schöpfungen nach chronologischer Folge seinen Werken bei. Nun der Bann gebrochen ist, den er gegen eine Abänderung der von ihm getroffenen Anordnung erlassen hat, kann auch in dieser Beziehung die geschichtliche Entwicklung ihr Recht finden und das Bild Goethes, das jetzt die Züge der Jugend und des Alters dicht zusammenrückt, seiner nicht unwürdiger erscheinen. Die bekannte Sammlung ‚Der junge Goethe‘, Dichtungen, Abhandlungen und Briefe bis zur Uebersiedlung Goethes nach Weimar enthaltend, hat hier den Weg gewiesen; für das Weiterschreiten auf demselben wäre noch zu viel zu thun.

Die Jahre des Alters, die Goethe nach dem Kriege noch gegönnt waren, lassen sich, da auf die Einzelheiten, ohne ihnen eine unverhältnißmäßige Bedeutsamkeit beizulegen, genauere Rücksicht nicht genommen werden kann, sehr kurz fassen. Die äußeren Schicksale verliefen einfach; die Ruhe, deren das Alter selbst bei aller scheinbaren Geschäftigkeit bedarf, kehrte sich, eine Weltliteratur vorahnend, gegen die Zeit mit Widerwillen und gieng, nach niederschlagenden und erhebenden Erfahrungen, bald in die ewige Ruhe über. Die große und immer ausgedehntere Wirksamkeit dieses eminenten universellen Geistes über die Grenzen des körperlichen Lebens hinaus, kann hier nicht einmal erwähnt werden, da fast aus jeder seiner Schöpfungen eine besondere Literatur aufschießt und seine Gedanken und Empfindungen sich durch das ganze Geistesleben der nachgeborenen Geschlechter verzweigen.

An Sulpiz Boisserée, der im Mai 1811 nach Weimar gekommen war, um seinen Kölner Dom durch Goethe empfohlen zu sehen, und ihn mit Federzeichnungen von P. Cornelius zum Faust beschenkte,

hatte Goethe einen jungen anziehenden tüchtigen Freund gewonnen, und obwohl er ihm beim ersten Besuche in frostiger Vornehmheit ein Gesicht machte, ‚als ob er den Besucher fressen wollte‘, und ihm beim Abschiede kaum ein zwei Finger gab, so kam es doch bald zur ganzen Hand, wie man das in Boisserées anmuthigen Tagebüchern und dem reichen Briefwechsel zwischen beiden (Stuttgart. Cotta 1862. 2 Bde) mit dem größten Vergnügen nachlesen kann. ‚Ist es ein Wunder, bemerkt Sulpiz nach der ersten Begegnung, wenn der Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt und von Klein und Groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm jemand gegenüber steht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eignen Werth aber nicht alles vergiebt.‘ ‚Es geht mit ihm, wie mit allen eigenthümlichen Menschen, so viel man auch von ihnen weiß und hört, sieht man doch immer noch viel Neues, wenn man mit ihnen selbst zusammenkommt. Diese Bekanntschaft giebt mir einen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen können und seine eigne Lebensbeschreibung nie liefern kann.‘ Goethe gefiel der Besuch sehr wohl und er kam mit ihm auch sehr gut zurecht. ‚Ein bedeutendes Individuum, schrieb er an Reinhard, der Boisserée empfohlen hatte, weiß immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Regungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider; denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. Ueberhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben.‘ Dies Geltenlassen wurde bald zum aufrichtigsten Schätzen eines wackeren Strebens, die Denkmäler alter deutscher Kunst zu erforschen und soweit es thunlich vor dem Untergange zu bewahren. Goethe, der sich mit seinem Meyer so zu sagen in seine griechischen Ideale verstockt hatte, wurde durch Boisserée, den einsichtigen und begeisterten Kenner nationaler Kunst, mit dieser gleichsam zum erstenmale bekannt gemacht, und die Wirkung war so bedeutend und nachhaltig, daß er jene propyläischen Ideen fast ganz fallen ließ und von vorn zu lernen begann. Selbst die Reisen, die er in die

Rhein- und Maingegenden machte (1814 und 1815), ja, wie es scheint, bis Straßburg ausdehnte, galten vorzugsweise diesem Studium und dem engeren Verkehr mit Boisserée, dessen Bruder und Freunden, die es denn auch an äußeren sichtbaren Beweisen der Verehrung so wenig fehlen ließen, wie an steten Anregungen für die 1816 begonnene Zeitschrift „Kunst und Alterthum‘, die neben den bedeutenden Briefen an Sulpiz, an Reinhard und an Zelter sein Leben innerlich und äußerlich klar und deutlich darlegt; nur der politische Theil, soweit er über die bloße Gesinnung hinausgeht, fehlt in diesen Quellen. Leider ist dies der am wenigsten erfreuliche Theil in Goethes-Leben. Am 15. Mai 1816 war die weimarische Verfassung vollzogen und in ihr die Preßfreiheit gewährleistet. Während die übrigen Staaten zögerten, ihre Versprechungen wahr zu machen, war Karl August fast der einzige worttreue Fürst der Zeit, dem es entschiedener Ernst mit den Verheißungen der Bundesacte war. Im Weimarischen konnte gedruckt werden und wurde gedruckt, was sonst nirgend ans Licht zu gelangen vermochte. Luden hatte seine Nemesis gegründet, Brans Minerva gewann größere Bedeutung und Oken eröffnete in der Isis ein neues Oppositionsblatt. Er kritisierte, kraft der Preßfreiheit, das weimarische Grundgesetz wie ein gänzlich verfehltes Werk, weil es von den Rechten des Volks, deren er 24 aufzählte, nur die Preßfreiheit darbiete und den Adel- und Gelehrtenstand gegen die Juristen und Bauern völlig hintansetze. Diese ungewohnte Freimüthigkeit, die übrigens höchst unschädlich war und durchaus nicht demokratisch, wurde sehr übel vermerkt. Karl August ließ sich die Acten geben und überwies sie Goethe zur Begutachtung. Goethe wußte (5. October 1816) kein anderes Mittel anzurathen, als die Isis polizeilich zu unterdrücken, während doch die Zurücknahme der Preßfreiheit, worauf dieser Rath hinauslief, nur dem übereinstimmenden Willen der Regierung und der Stände gestattet war. Karl August dachte und handelte verfassungsmäßig, ließ die Isis und die Preßfreiheit fortbestehen, bis dieselbe durch die Karlsbader Beschlüsse unterdrückt wurde; wie denn überhaupt das edle Streben und die freie Gesinnung Karl Augusts nur in den diplomatischen Anmaßungen Oesterreichs, Preußens und Rußland Widerstand und Lähmung finden konnte. — Es ist noch von Goethes bekannter Weigerung zur Rechnungsablage dem Landtage gegenüber zu reden, eine Sache, die freilich erst ins Ende seines Lebens fiel. Er wendete alles an, um von der Befolgung des ihm nach 53jähriger rühmlichster Dienstzeit und im einundachtzigsten Jahre zum erstenmale ernstlicher gestellten Ansinnens, dem Landtage verfassungsmäßig die Rechnungen der Oberaufsicht, die er über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst führte, vorzulegen, entbunden zu

werden. Dabei ist indessen zu bemerken, daß alle darüber gepflogenen Verhandlungen nicht förmlich geführt wurden und daß Goethe auch hier, wie früher immer, einem ausdrücklichen Befehle seines Fürsten Folge geleistet haben würde. Sein Tod machte solchen überflüssig, und das Anerkenntniß, welches der Landtag, nach Einsicht der Rechnungen, der Dienstführung des Verstorbenen officiell und öffentlich angedeihen ließ, zeigte, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwillig dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen. Anfechtungen dieser Art, wie eigensinnig und hartnäckig er sie auch abschlug, konnten ihn wenig rühren, da er sich keines Argen bewußt war. Tiefer drangen ältere Erfahrungen, da sie sein Verhältniß zu Karl August selbst betrafen. Er führte die Oberdirection des Theaters seit 1791 ununterbrochen fort und hatte sich, um nicht jedesmal persönlich überlaufen zu werden, seinen Sohn 1815 beiordnen lassen, ignorierte dagegen den in die Intendanz eingeschobenen Grafen Edeling, der sich dafür zu rächen und die Schauspielerin Jagemann-Heygendorf, die Maitresse Karl Augusts, in sein Interesse zu ziehen suchte. Er setzte es gegen Goethes Willen durch, daß der Schauspieler Karsten mit seinem abgerichteten Pudel zur Aufführung des Melodramas ‚der Hund des Aubry' nach Weimar verschrieben wurde. Am Tage der ersten Theaterprobe erklärte Goethe, daß er mit einer Bühne, auf der ein Hund spiele, nichts mehr zu thun haben könne, und fuhr nach Jena. Dorthin sandte ihm der Großherzog die officielle Entlassung von der Intendanz mit einem verbindlichen, aber die Wunde nicht schließenden Briefe vom 13. April 1817 (Nr. 369) nach. Goethe antwortete, daß seinen Wünschen entgegen, ja zuvor gekommen sei, deutete, den Brief des Herzogs umschreibend, an, daß es ihm vergönnt sein möge, auch in der Folge auf denjenigen Theil des Geschäfts einigen Einfluß zu haben, von welchem er sich Kenntniß und Uebung zutrauen dürfe, bat aber gleichzeitig, seinen Sohn ebenfalls von dem Geschäfte zu entbinden, und bekümmerte sich fortan weder um das weimarische Theater, noch (mit Ausnahme eines Prologs zur Eröffnung des Berliner Theaters 1821 und eines für dasselbe Theater geschriebenen Prologs zu Hans Sachs poetischer Sendung, 1828) um die dramatische Literatur überhaupt. Aeußerlich störte dieser Zwischenfall das Verhältniß zwischen Goethe und seinem Fürsten nicht. Der Geschäftsmann zog sich in Bibliotheksarbeiten zurück und der Dichter versenkte sich recht mit hingebender Liebe in die Weltliteratur. Er hatte seit 1814 den weströstlichen Divan gegründet, dessen Druck im März 1818 begann, begleitete die orientalischen, besonders die Studien der indischen Literatur mit großer Theilnahme und richtete seine Aufmerksamkeit, je mehr er sich der deutschen zeitgenössischen

Literatur entfremdete, desto mehr auf die auswärtige, trat zu Manzoni, Scott und Byron in Beziehungen und glaubte vorzüglich auf letzteren, der ihm seine Trauerspiele Sardanapal und Werner widmete, einen bedeutenden Einfluß geübt und durch seinen Faust dessen Manfred veranlaßt zu haben. In diesem Glauben bestärkte ihn seine Umgebung, während Byron wohl schwerlich ein Werk Goethes gelesen hat, weder im Original noch in Uebersetzung; Goethe dagegen las Einiges von ihm, was ihm seine Schwiegertochter zuführte, und hätte gern besser von dem Briten gedacht, wenn er gekonnt hätte. Allein es waren immer dieselben Gegenstände, und die ewige Wiederholung ermüdete den Antheil und zuletzt auch die Bewunderung. Indessen machte das Ende des Dichters doch wieder einen gewaltigen Eindruck, und Goethe nahm ihn in den zweiten Theil des Faust (als Euphorion in Helena) auf. — Neben diesen Kunstdichtungen widmete er sein Interesse auch der Volkspoesie und besonders den serbischen Liedern, die ihm durch Gerhard, die Talvj (Jacob) und J. Grimm näher gebracht wurden. Für die genauere Kenntniß des Orients waren Iken und Kosegarten behülflich. Als schönste Blüte dieser Studien ist die Indische Parialegende übrig geblieben, deren Stoff aus Sonnerats Reisen (I, 205) entnommen wurde.

Goethe bildete sich, bei der steigenden Theilnahme des Auslandes an seinen dichterischen und sonstigen Leistungen und bei seiner Theilnahme an den Schöpfungen und Forschungen des Auslandes, einen Begriff der Weltliteratur, die vorzüglich dadurch entstehen werde, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen würden. Eine solche Ausgleichung in Sachen des Wissens war aber nicht neu, da sie immer stattgefunden hat; in Dingen des Geschmacks, der Poesie, der Kunst, die immer national bedingt bleiben werden, kann jene Ausgleichung auch immer nur eine individuelle bleiben und nach dem Maße dessen, was der Einzelne am Fremden gelernt und geltend zu machen versteht, von Wirksamkeit sein, unterscheidet sich also auch von der früher stets bestandenen Wechselwirkung der Nationen nur dadurch, daß dieselbe bei den rascheren Verkehrsmitteln schneller eintritt, als in früheren Zeiten. Aber Goethe verband auch noch einen andern Begriff mit jenem Ausdruck, indem er die Literatur der Welt in ihrer zeitlichen Folge nahm, und während ihm alle übrige nur historischen Werth hatte, erklärte er allein die Griechen für absolute Vorbilder, als ob selbst die höchsten Schöpfungen derselben nicht ebenso wie die geringsten bedingte Erzeugnisse des Raumes und der Zeit gewesen seien.

Die Beschleunigung der Verkehrsmittel, das größere Interesse, das

die Völker an einander nehmen und das in Folge des Umhertastens der romantischen Schule gesteigerte Studium der fremden Literatur, das neben der ästhetischen auch die historische und nationale Bedeutung zu erkennen bemüht ist, haben von Jahr zu Jahr mehr dazu beigetragen, eine Weltliteratur zu schaffen, in welcher die deutsche den wahren Mittler bildet. Nicht daß die Werke unserer Forscher, Denker und Dichter gerade vorzugsweise in fremde Sprachen übertragen und fremden Nationen bequem zugänglich gemacht würden, wenngleich auch hierin die wachsende Wirkung der deutschen Literatur unverkennbar ist; aber da wir die guten und geringeren Werke aller Zeiten und fast aller Völker, von China bis Portugal, von dem einfach kunstlosen Gesange der Wilden bis zu den tiefsinnigsten, dunkelsten und kunstreichsten Schöpfungen der am meisten vorgeschrittenen Culturvölker im engsten Anschluß an die ursprünglichen Formen in deutscher Sprache nachgebildet haben; so finden alle fremde Völker in der Erlernung der deutschen Sprache den Schlüssel zum Verständniß der gesammten Literatur der Welt von den ältesten Vedas bis zu den neuesten Ephemeren. Diesen Vortheil des vereinfachten Studiums der Weltliteratur lernen die Völker allmählich mehr und mehr begreifen und ausnutzen. Die Mittel dazu haben uns die Dichter gegeben, die unsere Sprache auf die Höhe der bildsamen Kraft gehoben haben, die ihr das Anschmiegen an jede leise Wallung des Gefühls, an jede Feinheit des Gedankens, an jede Kraft und Gewalt des Ausdrucks gegeben. Und daß unter diesen Schöpfern der Macht und des Reichthums der Sprache, unbeschadet der Verdienste der Uebrigen, Goethe den höchsten Rang einnimmt und in diesem Sinne der eigentliche Begründer der so gestalteten Weltliteratur ist, sagen uns die Grammatiken, die Wörterbücher und sagt uns unmittelbar das Gefühl, wenn wir von der Lesung älterer Schriftsteller zu Goethe übergehen.

Die kunstgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Beschäftigungen Goethes giengen ununterbrochen fort und die Resultate oder die Bemühungen nach denselben wurden in den periodischen Schriften ‚Kunst und Alterthum‘ und ‚zur Morphologie‘ mitgetheilt. Daneben wurde der Briefwechsel mit Schiller zum Druck redigiert und der mit Zelter geführte dazu durchgesehen und dann, wie für die Oeffentlichkeit bestimmt, fortgesetzt. Diesen schätzbaren Vermächtnissen gesellte Goethe das wahre Vermächtniß einer neuen Sammlung seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand bei. Riemer, Eckermann und Göttling leisteten ihm in der Redaction die wesentlichsten Dienste. Schon 1823, als der Verlagscontract mit der Cotta'schen Buchhandlung abgelaufen war, hatte er denselben zu erneuern versucht; da sich aber Cotta nicht sofort bereit

erklärte, ließ sich der Dichter von den Seinigen bestimmen, eine Art von Concurrenz zu eröffnen, an der F. A. Brockhaus in Leipzig mit einem Gebot von 70,000 Thalern, Brönner in Frankfurt angeblich mit 80,000 Thalern, Georg Fr. Fleischer in Leipzig, Gebrüder Hahn in Hannover, Jos. Max in Breslau und andere sich betheiligten. Doch gelang es der ‚so klugen als tüchtigen, so edlen als grandiosen‘ Vermittlung Boisserées, die Einflüsse, die Goethe bestimmt hatten, zu überwinden, die Verstimmung zu beseitigen und das gute Vernehmen mit Cotta, der ohnehin ein Vorzugsrecht besaß, sich nun aber nicht einmal die Angebote vorlegen ließ, wiederherzustellen. Da inzwischen auch die ‚schützenden‘ Privilegien des Bundestages den Nachdruck wenigstens auf einige Jahre verhinderten, konnten Goethe Bedingungen gewährt werden, die ihm vortheilhafter waren, als die gebotenen. Bei wohlgeordneten Rechtsverhältnissen über literarisches Eigenthum hätte es jenes ‚Schutzes‘ damals so wenig wie in der Folge bedurft, da das schriftstellerische Eigenthum ebensogut wie jedes andere ein dauernd vererbliches ist und alle Privilegien auf Zeit eine wahre Rechtsberaubung sind nicht des Publikums, das kein Recht auf fremdes Eigenthum besitzen kann, sondern des Autors, dessen Recht sie auf eine gewisse Zeit beschränken, während es seiner Natur nach unbeschränkt ist, soweit er es nicht selbst beschränkt. Hätten der Bundestag und die einzelnen Bundesregierungen sich in der Gerechtigkeit gegen Goethe zu ehren verstanden, so hätten sie um dieses höchsten Stolzes der Nation willen den Nachdruck ein für allemal beseitigen und die ewige Dauer des literarischen Eigenthums anerkennen müssen. Denn nur ihm und seinen Nachkommen wären sie gerecht geworden, nicht diesem oder jenem Verleger, da dieser kein Interesse dabei haben kann, sich durch ungeheuere Honorarzahlungen den Gewinn aus einer Sache zu erschweren, die, wenn sie jeder ausbeuten kann, worauf schließlich alle Vorwände hinauslaufen, auch ihm nicht verwehrt sein kann, in seiner Weise für sich nutzbar zu machen. Seitdem die enormen Leistungen und die contractlichen Beschränkungen weggefallen, die früher das willkürliche Schalten und Walten mit Goethes Eigenthum verboten, konnte es dem ursprünglichen Verleger nicht schwer fallen, mit den Nachdruckern zu concurriren, bei deren Unternehmungen die Ehre des Autors vorgeschoben wird, der sicher erwartete Gewinn aber die wahre Triebfeder bleibt. Betrachtungen dieser Art können an dieser Stelle, wo von Goethes literarischer Erbschaft die Rede sein mußte, in der Gegenwart nicht befremden, da die von allen Seiten rege gewordenen Bemühungen um seine und seines Freundes Werke nur aus der Ueberzeugung hervorgehen, daß in Schillers und Goethes Hinterlassenschaft der wahre literarische Schatz Deutschlands

enthalten ist. Und dieses Zeugniß durfte nicht unerwähnt bleiben, um auch die materielle Seite von der Bedeutsamkeit beider hervorzuheben. Im Uebrigen haben weder die Nachkommen, noch die Zeitgenossen beider daran gezweifelt, besonders die Zeitgenossen des alternden Goethe. Denn wie mannigfach auch die sectiererischen Anfeindungen der Kirchlichen, der Politischen, der Philosophen, der Aesthetiker und wer weiß welcher Gattungen sonst noch sein mochten; die deutsche Nation erkannte in ihm ihre höchste Zierde, ihren größten Mann. Selbst die höchsten Stände wetteiferten in den Zeichen der Achtung. Die Fürsten besuchten den Alten, der Großfürst Nikolaus, der Kronprinz von Preußen, der König von Württemberg betraten sein Haus. Karl August erkannte, als Goethe am 7. November 1825 seinen goldenen Jubeltag unter allseitig zuströmenden Ehrenbezeugungen feierte, in seinem ersten Staatsdiener ‚den Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe, dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung er den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, er als eine der schönsten Zierden seiner Regierung achte‘. Eine schöne ehrenvolle Auszeichnung, wie sie noch kein Dichter erfahren, kein König erwiesen hatte, bereitete König Ludwig von Bayern dem Greise, zu dessen Geburtstag er im Jahr 1827 ausdrücklich nach Weimar kam, wo er ihn unter den Seinigen aufsuchte und ihm das Großkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone überreichte. In gleichlautendem Bericht an Zelter und Boisserée sprach Goethe seine innige Rührung über diesen königlichen Besuch aus und fügte hinzu: ‚Die Gegenwart des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung.‘ Dieses ältesten und treuesten Freundes sollte sich Goethe jedoch nicht lange mehr zu erfreuen haben. Es kam die Zeit des Scheidens für die, welche so lange mit einander an der reich geschmückten Tafel des Lebens gesessen. Am frühesten hatte sich Frau v. Stein entfernt, der Goethe in den letzten Jahren wieder freundlich nahe getreten war, wenn auch nicht mit dem alten Vertrauen des Herzens, das ihn bis zur Heimkehr aus Italien beglückt hatte. Im Frühjahr 1828 war der Großherzog einer Einladung nach Berlin gefolgt, Sohn und Schwiegertochter reisten nach Petersburg, die Großherzogin war mit ihrem Enkel Alexander in Wilhelmsthal, als die Kunde nach Weimar kam, der Großherzog sei auf der Rückreise von Berlin in Gradiß bei Torgau am 14. Juni gestorben. Der Leichnam wurde mit allen fürstlichen und militärischen Ehren in das verödete Weimar zurückgebracht. ‚Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoff-

nung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.' Goethe zog sich auf das Schloß Dornburg zurück. Der Regierungsnachfolger bewies ihm die wohlwollendsten Gesinnungen und gönnte ihm, da sein ganzes Verhältniß im Weimarischen nur ein persönliches zu Karl August gewesen war, das bald diese, bald jene Form angenommen hatte, den vollen Genuß seiner Altersruhe. Bald nach dem Herzoge, am 9. Juli, starb der achtundsiebenzigjährige Hildebrand v. Einsiedel in Jena, einst Genosse der sogenannten lustigen Zeit in Weimar, seit Jahren verdüstert und zurückgezogen. Am 14. Februar 1830 starb die Großherzogin Louise, im eben angetretenen vierundsiebenzigsten Lebensjahre. Aber nicht bloß unter den Gealterten lichtete der Tod die Reihen, er führte auch Jüngere hinweg und darunter Einen, der Goethe näher stand als alle Uebrigen. Sein Sohn August war mit Eckermann im Frühjahr 1830 nach Italien gereist. Er kehrte nicht wieder. Er starb in Rom am 27. October 1830 und wurde neben der Pyramide des Cestius begraben, wo Goethe vor Jahren in einer traurigen Stunde für sich selbst ein Grab gezeichnet hatte. Die Trauerkunde erschütterte ihn tief. Eine plötzliche heftige Krankheit folgte im November, die aber ebenso rasch, wie sie gekommen war, überwunden wurde. Geistig war ihm nichts anzuhaben. Die größten Ereignisse giengen spurlos an ihm vorüber; die französische Julirevolution berührte ihn nicht. Mehr, als um die Verwirrung der Welt, war er um das ‚Chaos' bemüht, das seine Schwiegertochter für einen geheimen Kreis von Lesern, die zugleich Mitarbeiter sein mußten, redigierte; den Kampf der politischen Elemente, der in Folge jener Umwälzung auch in Deutschland begann, ignorierte er, während die im Kreise der französischen Akademie zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier ausgebrochene Streitigkeit ihn lebhaft beschäftigte, da er sie für die Naturwissenschaften von großer Bedeutung erachtete. Er suchte (Juli 1830) in einem Aufsatze für sich und seine Nächsten diese Angelegenheit, die sich aufs widerwärtigste zu verwirren drohe, ins Klare zu setzen und darin zu erhalten. Es handelte sich um die Principien einer Art von Philosophie der Zoologie. Jener Aufsatz war das Letzte, was Goethe veröffentlichte. Sein Eifer in dieser Sache erregte Verwunderung. Allein es handelte sich um Principien, mit denen er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hatte. Während Cuvier aus dem Einzelnen zur höheren Gesammtheit aufstrebte, erkannte St. Hilaire die sämmtlichen Thiere als ein gemeinsames Thier und ließ die Anatomie als Abtheilungsprincip desselben in die einzelnen Gruppen und Individuen gelten. Eine gewisse Anzahl von organischen Elementen sei zur

Zusammensetzung eines jeden Thieres unabänderlich nothwendig; ebenso unabänderlich nothwendig sei aber auch bei jedem Thiere die Aneinandergruppierung jener Elemente dieselbe. Zahl und Aneinandergruppierung waren demnach für St. Hilaire auch die Hauptprincipe der Einheit und Analogie; nach Form aber und Umfang variieren die Elemente und hierauf beruhe das Princip der Verschiedenheit. Wie Cuvier nach den einzelnen Theilen den Plan, suchte St. Hilaire nach dem Plane die einzelnen Theile. Es konnte keine Frage sein, daß Goethe sich auf die Seite des letzteren stellen mußte, da er sein eignes Princip nun auch in Frankreich geistreich ausgesprochen und entwickelt und demselben Widerspruche begegnen sah, den er als beginnender Naturforscher in Deutschland erfahren hatte. Das Ausland meinte freilich, er habe ‚vor St. Hilaires philosophischen Ansichten seinen goldnen Scepter gesenkt', da es ihn viel zu wenig kannte, um zu wissen, daß er immer aus einer Gesammtidee ins Einzelne gegangen war, niemals aus der Empirie herausgeschaffen hatte.

Neben der Redaction seiner Werke, die im Jahre 1830 in vierzig Bänden erschienen, beschäftigte sich der Dichter mit der Fortsetzung von Wahrheit und Dichtung und mit dem Abschluß seiner Lebensaufgabe, dem Faust. Als er diesen endlich im Sommer 1831 eingesiegelt, bestimmte er seinen Secretär Eckermann zum Herausgeber seines Nachlasses. Er hatte nichts mehr zu ordnen und durfte nicht hoffen, Neues zu beginnen. Er stand im dreiundachtzigsten Lebensjahre. Auf einer Spazierfahrt am 15. März 1832 zog er sich eine Erkältung zu. Anfänglich litt er nur an einem leichten Fieber, das am 20. einen gefährlichen Charakter annahm, so daß der Arzt einen Nervenschlag befürchtete. Das Uebel warf sich auf die Brust. Der Kranke hatte nicht Kräfte genug, es zu überwinden, doch sprach er noch von den bevorstehenden guten Tagen des April, wo er sich durch häufige Spazierfahrten vollkommen zu erholen hoffe. Noch am Donnerstag, 22. März, früh sprach er freundlich und heiter. Seine Schwiegertochter und seine beiden Enkel waren um ihn. Seine letzten verständlichen Worte waren: Mehr Licht! Um 10 Uhr verlor er die Sprache. Er schrieb Zeichen in die Luft, dann, als die ermatteten Arme sanken, auf die Kniee. Man bemerkte keine Spuren von Beklemmung oder Schmerz an ihm. Völlig angekleidet im Lehnstuhl sitzend, drückte er sich um 11 Uhr in die Ecke des Sessels und schlummerte nach und nach ein. Er wachte nicht wieder auf. Man legte den schönen Körper, an dem gar kein Verfall zu spüren war, in Eis, um ihn bis zur Beisetzung frisch zu erhalten. Am Montag, 26. März, wurde der Sarg mit unermeßlichem Trauergefolge nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Friedhofe geführt und

in der fürstlichen Gruft neben dem Sarge Schillers beigesetzt. Ihm folgten noch in demselben Jahre seine beiden alten Freunde Zelter und H. Meyer, beide in hohem Alter. Sein ältester Freund, Knebel, überlebte ihn fast zwei Jahre; er starb am 23. Februar 1834 zu Jena im neunzigsten Lebensjahre.

Göttingen, Juli 1880.

K. Goedeke.

Gedichte.

Die deutsche Lyrik, wie sie der junge Goethe vorfand, bot den beschämenden Anblick einer unendlichen Menge von Nachahmungen fremder Muster, die weder zum Geist des Volkes, noch zu den Lebensgewohnheiten der Dichtenden stimmen wollten. Die Parnasse um Halle und Halberstadt, Berlin und Leipzig wimmelten von Anakreonten und Horazen, von Tyrtäen und Pindaren, wie bald darauf, als Klopstock den vaterländischen Geist zu wecken gesucht und gleichzeitig zu neuen Mummereien Veranlassung gegeben hatte, sich die Höhlen, Felsen und Wälder mit den Barden Ringulph und Telynhard und mit andern Skalden anfüllten. Zwar hatte Klopstock in seinen Oden der Welt eine Ahnung gegeben, daß die Poesie sich nicht wie ein Handwerk erlernen lasse, daß der Dichter den Werth seines Gedichtes bedinge und daß alle Kunst nichts sei, wenn der Dichter nicht einen großen Lebensgehalt mitbringe; aber er selbst mußte den Mangel eines solchen Gehalts selbst sehr lebhaft empfinden und zur Verdeckung desselben eine priesterlich-feierliche Miene annehmen, wenn er sich zu seinen Oden wie zu einem Staatsgeschäfte rüstete. Das deutsche Volkslied, das seinem Ursprunge nach freilich auch das Product einzelner höher oder geringer begabter Dichter war, aber seinem Wesen nach die Empfindung des Einzelnen ins Allgemeine erhob, so daß alle daran Theil nehmen konnten, das Volkslied irrte damals noch ungekannt mit Wandrern und Schiffern auf Pfaden und Strömen, fuhr mit dem Bergmann in die Tiefe oder jubelte und klagte mit Bürgern und Bauern. Herder bemerkte sein Dasein; Goethe gewann es lieb wie seine Seele. Seine Lyrik, die sich während seiner Studienzeit in Leipzig angeschickt hatte, am Clavier zierlich zu scherzen, streifte den gesellschaftlichen Tand von sich und kehrte zur unbefangenen Natur zurück. Goethes Gedichte wurden fortan zum reinsten einfachen Erguß der Seele, die nie mehr ausdrücken will, als sie fühlt, aber das was sie fühlt, voll und ganz ausdrückt, wie sie es fühlt. Er eignete sich nichts fremdher an, suchte nicht nach Stoffen, mied die üblichen und war, bei dem Reichthum seines inneren Lebens, nie um Anläße und, bei der willigen Folgsamkeit seiner Sprache, nie um den Ausdruck verlegen. Sein geistiger Blick sah das Poetische, über das die Andern hinwegsahen, wie ein festes klares Bild vor ihm

aufsteigen, und er hatte das Vermögen, dies Bild von dem Zufälligen gereinigt so wieder zu geben, daß jeder es für ein Bild des eignen Seelenzustandes zu erkennen vermochte. Dabei versagte ihm kein Ton auf der unendlichen Leiter der Töne, in denen sich das bewegte Menschenherz ausspricht; ihm standen alle zu Gebote, vom schmeichelnden Hauch bis zum ingrimmigsten Titanentrotz; alle waren sein eigen und kamen ihm ungesucht mit den Gegenständen, die ihn erfüllten, untrennbar verbunden wie Naturlaute. Dies Vermögen verließ ihn von der brausenden Jugend bis zum beschaulichen Alter nicht, nur daß sich mit den Jahren und den naturgemäßen Wandlungen der Individualität auch der Charakter der Dichtweise verändern mußte. Zwar hat sich Goethe gegen eine Unterscheidung der Art bestimmt ausgesprochen, indem er bei der Anordnung seiner kleinen Gedichte wie bei der Anordnung seiner Werke Erzeugnisse der frühesten und der spätesten Zeit durch einander schob und jedes Einzelne als Ausfluß seiner dichterischen Gesammterscheinung, nicht als Denkmal dieser oder jener Lebensepoche angesehen wissen wollte, aber da jedes seiner Gedichte, auch das kleinste und das scheinbar unabhängigste, aus bestimmten Anlässen entstanden ist und die Umstände, unter denen es entstanden, stets in sich selbst fühlbar macht; so drängt das Bedürfniß eines tieferen Verständnisses auf die geschichtliche Betrachtung der Gedichte hin, nicht, um das aus dem Stoff erwachsene Bild wiederum zum Stoff zu erniedrigen, was Goethe vermieden wissen wollte, sondern um aus dem klarer erkannten Anlaß das aufgestellte Bild selbst klarer zu erkennen. Bei derartigen Betrachtungen hat Goethe immer nur gewonnen, da nicht nur die Wahrheit seiner Gedichte dabei stets heller hervortritt, sondern auch die unvergleichliche Kunst sichtbar wird, das Augenblickliche zum Dauernden, das individuelle Gefühl zum Gefühl Aller zu machen, ohne dem Einen etwas zu nehmen, oder für das Andere etwas vorauszusetzen. Dies im Einzelnen deutlich zu machen, gehört nicht an diesen Ort und ist mit mehr oder minder glücklichem Erfolge von zahlreichen Erklärern versucht worden, Versuche, die, je mehr die Kenntniß der gleichzeitigen Quellen, namentlich der Briefe Goethes, sich erweitert hat, immer mehr eingedrungen sind und immer mehr eindringen werden, je mehr die bloß ästhetische Betrachtung vor der historischen zurücktritt. Denn nur diese vermag die Gewißheit zu geben, daß alles, was der Dichter geschaffen hat, auf der eigensten Lebenserfahrung beruht und daß jeder Zug eines jeden Bildes, einer jeden poetischen Handlung nichts als die ideal gestaltete Wirklichkeit, nichts als Wahrheit ist, so sehr, daß jeder Zug einer dichterischen Gestalt, jede Anlehnung an die wechselnden Erscheinungen der Natur, jeder Name, der hie und da genannt wird, sich

in der Lebenslage, in welcher der Dichter sein Gedicht schuf, genau wieder erkennen läßt und Leben und Dichtung hier in einen solchen Einklang gehoben sind, wie bei keinem andern deutschen Dichter vor Goethe und bei wenigen nach ihm. Dies ist, soweit das Lyrische in Frage kommt, die strenge Realistik Goethes, die seine Gedichte (neben seinen jugendlichen Briefen) zu den treuesten Urkunden für die Geschichte seines Lebens macht und beide gegenseitig aufhellt.

Manche dieser kleineren Dichtungen, die ursprünglich nur Theile eines größeren Ganzen waren, sind ihres Charakters zum Theil entkleidet, um ihnen das Fragmentarische zu nehmen. Bruchstücke aus begonnenen Dramen, die nur im Munde der redenden Personen ihre rechte Bedeutung gewinnen konnten, wie ‚Prometheus‘ unter den ‚vermischten Gedichten‘ (und wohl auch Ganymed) stehen außerhalb dieses Zusammenhanges fremdartiger da, als sie sonst erscheinen würden. Andere, wie Mahomets Gesang, haben ihren ursprünglichen wahren Charakter völlig verwandelt; was hier als ein Gesang Mahomets, den Goethe 1773 dramatisch darzustellen beabsichtigte, gleichsam wie eine Selbstbespiegelung des erobernden Religionsstifters dargeboten wird, bildete ursprünglich einen Preisgesang zur Verherrlichung Mahomets und zwar zwischen Ali und Fatema so vertheilt, daß der letzteren die sanften idyllischen, dem ersteren die heroischen Anschauungen und Gefühle zugetheilt waren und dann, wo beide Stimmungen zusammenschmolzen, wie in den letzten beiden Versen, Beide zugleich sprachen. Daß auch manche andere Gedichte, z. B. das an Lottchen (Charlotte Jacobi), an Lida (Charlotte von Stein), Einschränkung, an den Mond, durch kleinere oder bedeutendere Aenderungen reiner ins Allgemeine gehoben wurden, beeinträchtigte ihren wahren Charakter nicht, da alle wesentlichen Bestandtheile der veranlassenden Situation beibehalten sind. Einige Gedichte, wie Harzreise im Winter, die dunkel erschienen, waren es nur deshalb, weil die Umstände, aus denen sie hervorgiengen, an sich verwickelt, nicht bekannt sein konnten; seit dem Erscheinen des Briefwechsels mit Frau v. Stein sind alle Dunkelheiten dieses Gedichtes entschiedener verscheucht, als durch die Erläuterungen, die Goethe später selbst gegeben hatte, und die vollendete Realistik dieses herrlichen Gedichtes wie des am 6. September 1780 entstandenen Nachtliedes (Ueber allen Gipfeln) zeigt sich erst seit dem Bekanntwerden jener Briefe in ihrer ganzen bewunderungswürdigen Größe und Wahrheit.

Obwohl sich ohne Weitläufigkeit ein ohnehin leicht ermüdender Nachweis über die Reihenfolge der einzelnen Gedichte hier nicht geben läßt, können doch einzelne größere charakteristische Gruppen leicht kenntlich gemacht werden, um die Entwicklung des Dichters und Menschen

auch äußerlich zu bezeichnen. Das älteste Gedicht, die Höllenfahrt Christi, zeigt den Verfasser, wenn Goethe es ist, in seinem sechzehnten Jahre, als vollkommenen Meister des Stils, wie er in Cramers und J. A. Schlegels geistlichen Oden damals waltete. Aus der Leipziger Zeit stammen die Gedichte an Behrisch, Zachariä und Gellerts Monument. Die Epistel an Mademoiselle Oeser wirft einen Rückblick auf das Leipziger Leben, aus dem auch die meisten Motive zu den im Frühjahr 1769 gedichteten, im October erschienenen Neuen Liedern (‚die schöne Nacht‘ bis ‚Scheintod‘, ‚die Freuden‘, ‚Wechsel‘) entlehnt wurden. Das anakreontische Element, die jugendliche Hand und der etwas altklug-ironische Ton geben diesen Gedichten einen nur relativen Werth, doch läßt sich das Fundament der Wirklichkeit darin so wenig verkennen, wie in den leichten Geselligkeitsliedern aus der ersten Frankfurter Zeit nach der Rückkehr von Leipzig (Rettung, Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, Blindekuh, Mit einem selbstgemalten Bande, Abschied, An die Erwählte). Tiefere Seelenbewegung offenbaren die Lieder aus der Straßburg-Sesenheimer Zeit (Willkomm und Abschied, Neue Liebe neues Leben, Auf einen Baum, Friederike, Nach Sesenheim), Lieder voll solcher Liebesfülle, solcher Anschaulichkeit und Seele, wie sie die deutsche Lyrik bis dahin noch nicht gekannt hatte. Der ersten Frankfurter Zeit nach der Heimkehr gehören, außer dem Gedichte ‚Mit einem goldnen Halskettchen‘ (an Lisette Runkel), die drei schönen Bilder der Wirklichkeit: ‚Elysium, an Uranien‘ (Frl. v. Roussillon), ‚Pilgers Morgenlied, an Lila‘ (Frl. v. Ziegler) und ‚Felsweihe an Psyche‘ (Karoline Flachsland, Herders Braut), sowie auch ‚Wandrers Sturmlied‘, diese ärgerlich-feierliche Rhapsodie, dieser ‚Halbunsinn‘, wie Goethe das Gedicht später nannte, sich dieser Zeit anschließt. ‚Das garstige Gesicht‘ ist ein Scherz aus dem Leben in Wetzlar, dessen tiefere Bewegung und Empfindung sich in dem ‚Wandrer‘, wie sich Goethe damals gern nannte und nennen ließ, zusammendrängt. Von Wetzlar nach Frankfurt zurückgekehrt beschäftigte sich Goethe fleißig mit künstlerischen Studien und damals entsprangen die meisten Gedichte unter der Abtheilung ‚Kunst‘ (Künstlers Morgenlied, Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog eines Liebhabers, Sendschreiben, Künstlers Fug und Recht, Autoren, Recensent, Dilettant und Kritiker, Sprache, Catechisation). In allen diesen kleinen Gedichten regt sich die Lust zum Schaffen, das mit der Technik ringt und den Tadel der Welt unwillig abweist. Neben größeren Werken entstanden und Theile derselben sind das Zigeunerlied, das Veilchen (in Erwin und Elmire), der untreue Knabe (in Claudine), der König von Thule (in Faust), Mahomets Gesang, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, der ewige Jude und vielleicht auch

‚Das Göttliche'; sicher auch Adler und Taube, An Gotter. Auf der Rheinreise nach Coblenz, Ems, Köln und Düsseldorf entstanden die Gedichte: Geistesgruß, An Lottchen (‚Mitten im Getümmel'); bald darauf: Diner zu Coblenz, An Hieronymus Schlosser, Schwager Kronos und In Reyniers Stammbuch. Aus dem Verhältniß zu Elisabeth Schönemann entsprangen die Lieder An Belinden, Mailied (Zwischen Weizen und Korn), Jägers Abendlied, Lilis Park, An ein goldnes Herz, Auf dem See, Vom Berge, Ihr verblühet süße Rosen. Dem Passavant-Schüblerischen Brautpaare wurde zum 24. Juli 1774 ein Hochzeitsgedicht und ein gleiches dem befreundeten Prediger Ewald zum 10. September 1775 gewidmet, das sich als ‚Bundeslied' unter den ‚Geselligen Liedern' befindet. In diese Zeit fällt auch der ‚aus dem Morlackischen' entlehnte ‚Klaggesang der edlen Frauen Asan Agas', den Goethe aus dem Französischen der Reisen des Abbate Fortis, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals übertrug. Herder nahm ihn in die ‚Volkslieder' auf. — Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar. Die meisten der dort vor der Reise nach Italien entstandenen Gedichte beziehen sich auf Frau v. Stein (Rastlose Liebe, Wandrers Nachtlied, Ein gleiches, Liebesbedürfniß, Der Becher, Nachtgedanken, Ferne, An Lida, Versuchung, Warnung; eine große Anzahl der Epigramme unter Abtheilung ‚Antiker Form sich nähernd'), wie ihr denn auch die meisten der sonst entstehenden Gedichte gleich mitgetheilt wurden und die ‚Zueignung', mit welcher ursprünglich ‚die Geheimnisse' eingeleitet werden sollten, direct an sie gerichtet ist (August 1784). Die Gedichte ‚Einschränkung (1776), Hoffnung, Sorge, Eigenthum, Seefahrt (1776), Ilmenau 1783' erklären sich trotz der zum Theil verallgemeinerten Form, aus dem Weimarer Leben und dem Verhältniß zu Karl August. Der Harzreise (December 1777) ist schon gedacht; die Balladen: Der Fischer, Das Blümlein Wunderschön fallen ins Jahr 1778; auf der Schweizerreise des folgenden Jahres entstand (October) am Staubbach der ‚Gesang der Geister über den Wassern'; auf einer Reise am 15. September 1780 der Hymnus an die Phantasie ‚Meine Göttin'. In die früheste weimarische Zeit gehören die Gedichte: ‚Muth', ‚An den Mond', letzteres durch den Tod veranlaßt, den Frl. v. Laßberg im Januar 1778 in der ausgetretenen Ilm gesucht und gefunden hatte. — Diese Gedichte der weimarischen Zeit zeigen den Uebergang von der selig-unseligen Herzensunruhe zu der stillen glücklichen Befriedigung einer stets reiner und heiterer sich erschließenden Seele, die es wagen konnte jenes große Gedicht ‚Die Geheimnisse' wenigstens zu versuchen. — Nach der italienischen Reise trat in Goethes Gedichten das sinnliche Element naiv und unbefangen hervor. Dieser

Epoche gehören die ‚Morgenklagen‘, ‚Besuch‘, ‚Amor ein Landschaftsmaler‘, die römischen Elegien, Gefunden, Nähe, Novemberlied und aus späterer Zeit das ‚Wiedersehen‘ und die Elegie ‚Metamorphose der Pflanzen‘ an. Auch die ‚Venetianischen Epigramme‘ (1790), unter die sich mancherlei ältere haben verstecken müssen, bekennen sich, bei aller sonstigen Weite des Blicks und Ideenkreises, zu diesem Elemente. — Die Gedichte aus Wilhelm Meister, die erst in den neunziger Jahren erschienen, gehören einer viel früheren Zeit an, ehe Goethe mit Schiller in nähere Verbindung trat. Aus dieser erblühte dann, nach Goethes eignem Bekenntniß, ein neuer Lebensfrühling. Diesem schönen, auf wechselseitiger Herausbildung der eigensten Natur beruhenden Bunde verdanken wir die Episteln, die vier Jahreszeiten (zum Theil aus den Xenien), die Idyllen: ‚Alexis und Dora‘, ‚Der neue Pausias‘, die Elegien ‚Hermann und Dorothea‘ 1796, ‚Euphrosyne‘ (auf den Tod der früh gestorbenen Schauspielerin Neumann) und ‚Amyntas‘, beide aus dem Herbst 1797. Auch die schönsten Balladen entstanden in dieser Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller (1797: die Müllerballaden, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere). Aus der Geselligkeit in Weimar im Jahre 1802 giengen die meisten jener derselben gewidmeten Lieder hervor, von denen manche volksthümlich geworden sind. — Den Vorgängen der romantischen Schule folgend, ergriff Goethe (1807) die Form des Sonettes, eine Form, in der er eine Reihe von Herzensergießungen an Minna Herzlieb in Jena (Ottilie) richtete, die nach Goethes Tode Bettina, als ob sie von ihr inspiriert seien, in die Prosa ihrer Briefe auflöste. Die Verbindung mit Zelter und dessen Liedertafel veranlaßte 1809 und in den folgenden Jahren mehrere für die Composition bestimmte Lieder (Rechenschaft, Vanitas, Johanna Sebus), wie denn auch diese musikalische Neigung andere Gedichte nach sich zog. — Während der Befreiungskriege widmete sich Goethe orientalischen Studien, aus denen dann der westöstliche Divan hervorgieng, und seitdem blieb seinen Gedichten ein beschaulicher Zug, der sich in Ernst und Scherz fortan selten verleugnete und seine schönste Blüte in dem Gebet des Paria, der Legende und dem Dank des Paria gefunden hat (1821). In den Zahmen Xenien und den Sprüchen in Reimen streute Goethe, immer aus bestimmten Anlässen, einen unendlichen Reichthum anmuthig eingekleideter Weisheit aus, der, man mag ihn erfassen wo man will, immer aufs Neue anzieht und fesselt. K. G.

Inhalt.

Inhalt.

Gesellige Lieder.

Aus Wilhelm Meister.

Balladen.

Antiker Form sich nähernd.

Elegien.

Episteln.

Epigramme.

Weissagungen des Bakis.

Vier Jahreszeiten.

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß,
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt:
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte: sie sprach: du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut;
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt;
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Lieder.

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch,
Und sollte sich's nicht widersprechen?

An die Günstigen.

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja seyn!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;

Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie im Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Himmelsbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern;
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze:
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden:
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!
Die Augen zugebunden,
Hast du mich schnell gefunden,
Und warum fingst du eben mich?

Du faßtest mich aufs beste,
Und hieltest mich so feste,
Ich sank in deinen Schooß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben,
So geh' ich stets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen, hin.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier,
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!

Und wenn ich sie denn fassen darf
Im lust'gen deutschen Tanz,

Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm,
Da wieg ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
's ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und büße meine Lust;
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!

Die Spröde.

An dem reinsten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla 2c.

Thyrsis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort.

Schalkhaft blickte sie ein Weilchen;
Doch sie sang und lachte fort,
So la la! le ralla ꝛc.

Und ein andrer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la, le ralla ꝛc.

Die Bekehrte.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So la la ꝛc.

Und er zog mich, ach, an sich nieder,
Küßte mich so hold, so süß.
Und ich sagte: blase wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la ꝛc.

Meine Ruhe ist nun verloren.
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla ꝛc.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;

Da lief ich an ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

Da stand ich nun, verzweifelnd, stumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Fast wär' ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! der Fluß ist tief."

Da lief mir was durchs ganze Blut;
Ich seh', so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Käthchen!" —
„O schönes Käthchen! Du bist gut.

Du hältst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sey auch meines Lebens Glück!"

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Der Musensohn.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,

Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus,

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Gleich und Gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander seyn.

Wechsellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze:
Tanzen gehöret zum festlichen Tag.

Bist du mein Schatz nicht, so kannst du es werden,
Wirst du es nimmer, so tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den festlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärst du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen,
Bleibst du es immer, ist Leben ein Fest.
Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß sie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß sie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.
Amor, der nahe, der höret sie spotten,
Rächet sich einmal, und rächet sich bald.
Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.

Selbstbetrug.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin;
Gewiß, sie lauschet überquer,
Ob ich zu Hause bin,

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das schöne **Kind**
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch so schön wär',
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit rosenrothem Band.

Glauben, daß man schön sey,
Dächt' ich, ist erlaubt.
In der Stadt, ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling, ach! ist's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Veränd'r' ich zur Stund;
Das Leibchen ist länger,
Das Röckchen ist rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee,
Und sichle mit andern
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas zierliches aus:
Der lüsterne Knabe,
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verschämt,
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und sieht mein Gesicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber
in allen Gestalten.

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätst du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu;
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreisen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlich und kalt;
Thätst du mir's versagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlich und kalt.

Wär' ich Affe sogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdrossen,
So macht' ich dir Possen.
Wär' ich Affe sogleich
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav;
Hätt' Augen wie's Lüchschen,
Und Listen wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr;
Mit fürstlichen Gaben,
Du solltest mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr.

Doch bin ich wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willst du beßre besitzen,
So laß dir sie schnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldschmiedsgesell.

Es ist doch meine Nachbarin
Ein allerliebstes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkstatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drähtchen.
Ach, denk' ich, wann, und wieder, wann
Ist solch ein Ring für Käthchen?

Und thut sie erst die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilscht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Drähtchen.
Der Meister brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel still,
Gleich greift sie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was sie spinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Wädchen,

Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen,
O wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Lust und Qual.

Knabe saß ich, Fischerknabe,
Auf dem schwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falsche Gabe,
Sang ich, lauschend rings umher, —
Angel schwebte lockend nieder;
Gleich ein Fischlein streift und schnappt —
Schadenfrohe Schelmenlieder,
Und das Fischlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Geklüfte tief zum Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke sinken, Worte stocken! —
Wie ein Taschenmesser schnappt,
Faßte sie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott, mit welchem Hirten
Sie aufs neue sich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es sauset, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein,
Immer möcht' ich noch umklammert,
Noch von ihren Armen seyn!

März.

Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich ist der Sommer da.

Antworten
bei einem gesellschaftlichen Fragespiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein= und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,

Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Der lustige Rath.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Verschiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat sie verlegen
Und schamroth zurück.
Ist's Hoffnung, sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich stille zurück!
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück;
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir singen,
Und seht die schönen Vögel!
Sie stehen zum Verkauf.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen!
Er will bedächtig scheinen,
Und doch ist er der lose,
So gut als wie der große.

Er zeiget meist im Stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

O seht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich;
Sie mag sich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf!

Der Misanthrop.

Erst sitzt er eine Weile,
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bei.
Ihr fraget, was das sey?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, sie sind's alle zwei!

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen miteinander,
Und die sind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Umsonst, daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß dir schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh und gieb dich selbst dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt, wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling! dieses heißt genießen,
Sey klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

Der Schäfer.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav.

Nun da sie ihn genommen,
Ist alles wieder kommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

Die schöne Nacht.

Nun verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald;
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieser schönen Sommernacht!
O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt sich kaum die Wonne fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Glück und Traum.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh, wie die Zeit, mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Angedenken.

Der Liebsten Band und Schleife rauben,
Halb mag sie zürnen, halb erlauben,
Euch ist es viel, ich will es glauben,
Und gönn' euch solchen Selbstbetrug:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wahrlich keine kleinen Dinge;
Allein mir sind sie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leisem Widerstreben
Die Allerliebste mir gegeben,
Und jene Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie schenkte mir die schönen Haare,
Den Schmuck des schönsten Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen,
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen:

Zu schaun, zu tändeln und zu küssen,
Bleibt die Reliquie von dir. —
Gleich ist des Haars und mein Geschicke;
Sonst buhlten wir mit Einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen;
Wir streichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein süß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Brust.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du süß Geschenk, du schöne Beute,
Erinnre mich an Glück und Lust!

Glück der Entfernung.

Trink' o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten seyn.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen;
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude;
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

An Luna.

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht;
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschloßnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.
Hebe mich an deine Seite,
Gieb der Schwärmerei dieß Glück!
Und in wollustvoller Ruh
Säh' der weitverschlagne Ritter
Durch das gläserne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beschauens holdes Glück
Mildert solcher Ferne Qualen;
Und ich sammle deine Strahlen
Und ich schärfe meinen Blick.
Hell und heller wird es schon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht sie mich hernieder,
Wie dich einst Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt!
Du eilst, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird, wie ein Nachtlicht, still und klein.

Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Gestalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar;
Von des schönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen schau' ich nieder;
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen,
Springt sie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding.“

Unschuld.

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich schwaches Licht;
Dich fühlt nur, wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradiese
Lebtest du mit uns vereint;
Noch erscheinst du mancher Wiese
Morgens, eh die Sonne scheint.

Nur der sanfte Dichter siehet
Dich im Nebelkleide ziehn:
Phöbus kommt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel bist du hin.

Scheintod.

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe! hier
Sank er von nichts, von ungefähr darnieder.
Doch ist er wirklich todt? Ich schwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ungefähr erweckt ihn öfters wieder.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, so fremde bist,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Novemberlied.

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht;

Dem Knaben sey dieß Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an soll sein schönes Bild
Am Sternenhimmel stehn,
Und er soll ewig hold und mild
Uns auf und unter gehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.

Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir; du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärst du da!

Gegenwart.

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär' es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sey du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ist's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Flusse.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!
Kein Knabe sing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr sanget nur von meiner Lieben;
Nun spricht sie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Wasser eingeschrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon!

Wehmuth.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd,
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Abschied.

Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht.
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt' ich's entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was ich gesollt, hab ich vollendet;
Durch mich sey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein, verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet,
Und still in sich zurücke kehrt.

Wechsel.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleifst du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteste Mädchen vergißt!
O ruf' sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Ein Gleiches.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn,
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reichbebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen! wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin giebt.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Mailied.

Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,

Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag' mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim!
Muß das Goldchen
Draußen seyn.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felsen beim Fluß,
Wo sie reichte den Kuß,
Jenen ersten im Gras,
Seh' ich etwas!
Ist sie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Blauliche Frische,
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain:
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück;
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Herbstgefühl.

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,

Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen:
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar so weh.

Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Nachtgesang.

O gieb vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug,
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umfittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Verguldet die Höhn;
Die sinnende Schöne,
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und so fern?"
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt:
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen,
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen
Tief im Herzen
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt;
Und ich fühle dieser Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt.

Bergschloß.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn,

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte, statt der Menge,
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Credenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
„Dieß Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!"

An ein goldnes Herz, das er am Halse trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger, als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens, nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!

Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einschränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.

O wäre doch das rechte Maaß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Claviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Gesellige Lieder.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke;
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut;
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere schauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar:
So durch des Lebens,
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Stiftungslied.

Was gehst du, schöne Nachbarin,
Im Garten so allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegst,
Will ich dein Diener seyn.

Mein Bruder schlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh;
Sie gab ihm einen frischen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter ist ein kluger Wicht,
Er ist der Köchin hold;
Den Braten dreht er für und für
Um süßen Minnesold.

Die sechse, die verzehrten dann
Zusammen ein gutes Mahl,
Und singend kam ein viertes Paar
Gesprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geschicht' und Neuigkeit
Und frischer Schwänke war.

Noch blieb für Räthsel, Witz und Geist
Und feine Spiele Platz:
Ein sechstes Pärchen kam heran —
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das beste thut.
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut.

Gesellig feiert fort und fort
Das ungestörte Mahl,
Und eins im andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlingsorakel.

Du prophet'scher Vogel du,
Blüthensänger o, Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der schönsten Zeit des Jahres
Höre, liebster Vogel du;
Kann es hoffen, ruf ihm zu
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörst du! ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar;
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Ist die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten soll!
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer stille. Nichts hinzu.

Ist es doch nicht unsre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wisse, daß du uns erfreust,
Wenn du viele prophezeist.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst du wohl, wie lang wir leben?
Freilich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Cou, Coucou, Cou, Coucou, :|:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

Die glücklichen Gatten.

Nach diesem Frühlingsregen,
Den wir so warm erfleht,
Weibchen, o sieh den Segen,
Der unsre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert sich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo um besonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen sah,

Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders war's beschieden,
Und sieh! wir waren drei.
Und vier' und fünf' und sechse,
Sie saßen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich sieht's heraus.
Wer schaffte wohl da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich schäumend aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muß:

Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel schwankend ab;
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Er gleichet unserm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus.

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeste
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder sich herbei;
Da schmückest du mit Kränzen
Der jüngsten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst im Reihen
Als junges Paar gefreut;

Und in des Jahres Laufe —
Die Wonne fühl' ich schon! —
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin,
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn?
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Dauer im Wechsel.

Hielte diesen frühen Segen
Ach, nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten erst verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;

Gleich, mit jedem Regengusse,
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun, so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen,
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen!

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erst recht!
Erst war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erst war ich der Diener von Allen;
Nun fesselt mich diese scharmante Person,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Ich habe gespeiset; nun speis' ich erst gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Ist alles an Tafel vergessen.
Die Jugend verschlingt nur, dann sauset sie fort;
Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
Ich kost' und ich schmecke beim Essen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erst gern,
Der Wein, er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löset die sklavischen Zungen.
Ja, schonet nur nicht das erquickende Naß:
Denn schwindet der älteste Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt;
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein sittiges Tänzchen.
Und wer sich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum frisch nur aufs neue! Bedenke dich nicht:
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Generalbeichte.

Lasset heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch schelten.

Reue soll man doch einmal
In der Welt empfinden;
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch und sucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang

Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unablässlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben;

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen.

Cophtisches Lied.

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch seyn!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:

Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Und auf den Höhen der Indischen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ein anderes.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn.
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt,
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Camerade seyn,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Auf Weiber stellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falsche sucht' sich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil,
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt' mein Sach auf Reis' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht.
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr,
Juchhe!
Und sieh! gleich hatt' ein andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich setzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang so mancher Sieg;
Juchhe!

Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde sollt's nicht viel besser sein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts gestellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus;
Nur trinkt mir alle Neigen aus,
Die letzte muß heraus!

Frech und froh.

Mit Mädchen sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt.

Mit vielem läßt sich schmausen,
Mit wenig läßt sich hausen;
Daß wenig vieles sey,
Schafft nur die Lust herbei.

Will sie sich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen;
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seyd von Herzen froh:
Das ist das A und O.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten!
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Kriegsglück.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht blessirt zu seyn.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Cantoniren an,
Dem Bauer eine Last,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sey höflich, man bedient dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Ißt man Profoßen-Brod.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert 'sklein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man sich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine sich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn gesellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emsiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sey voll Kampfes-Lust;
Da kommt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas Beßres giebt!
Und unter Thränen scheidet man,
Geehrt, so wie geliebt.

Offne Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh und sieh dich um!
  Sieh mir, ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was hübsches sey,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie all,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh und sieh dich um!
  Sieh mir, ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh und sieh dich um!
  Sieh mir, ob sie kommen!

Junge Herrn berief ich auch,
Nicht im mindsten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel;
Diese bat ich sonderlich,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh und sieh dich um!
  Sieh mir, ob sie kommen!

Männer lud ich mit Respekt,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
    Hänschen, geh und sieh dich um!
    Sieh mir, ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unsre Lust zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied,
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
    Hänschen, geh und sieh dich um!
    Sieh mir, ob sie kommen!

Doch ich sehe niemand gehn,
Sehe niemand rennen!
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
    Hänschen, sag', was meinst du wohl?
    Es wird niemand kommen.

Hänschen, lauf und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme, wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
    Hänschen, mach' die Thüren auf:
    Sieh nur, wie sie kommen!

Rechenschaft.

Der Meister.

Frisch! der Wein soll reichlich fließen!
Nichts Verdrießlichs weh' uns an!
Sage, willst du mitgenießen,
Hast du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten sich nur gar zu sehr;
Gestern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr;
Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerrauft' Er sich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geschicke,
Und sie sind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Warum weinst du, junge Waise?
„Gott! ich wünschte mir das Grab!
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab."
Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht,
Streng und brav sind unsre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der sich nicht besonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob sich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannsen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hansen
Gleich die Schmarre durchs Gesicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu sagen:
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthschaft an;
Doch ich habe nichts vergessen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten sie zu essen,
Und an Essen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es schlecht: Verzeih' mir Gott!
Achselzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.

Ich verfluchte das Gewäsche,
Rannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, so lösche,
Hat's gebrannt, bau' wieder auf!

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Meister.

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal;
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal,
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Chor.

Niemand soll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun,
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläser, sie klingen, Gespräche, sie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort;
Es passet zum Ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn,
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich freundlich; da ließ sie mich stehn;
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn sie versöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küssen vermißt,
So bleibet nur, bis ihr was Besseres wißt,
Beim tröstlichen Ergo bibamus.

Mich ruft mein Geschick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen! Ergo bibamus.
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer gesorgt,
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt;
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag!
  Ich dächte nur: Ergo bibamus.
Er ist nun einmal von besonderem Schlag;
  Drum immer aufs neue: Bibamus.
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
  Wir klingen und singen: Bibamus.

Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist:
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark;
Liebes Mädchen, laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!

Zu dem Dörfchen laß uns schleichen
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brod und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.

Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Epiphanias.

Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heil'gen drei König' sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heil'ger drei König mehr.

Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Specerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Specerein,
Da werd' ich überall willkommen seyn.

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein',
Und mag auch wohl einmal recht lustig seyn.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Die heil'gen drei König' sind wohl gesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

Die Lustigen von Weimar.

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!
Samstag ist's, worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dienstag schleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu stiller Sühne
Ein Rapuschchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung;
Denn es giebt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

Und so schlingt ununterbrochen
Immer sich der Freudenkreis
Durch die zwei und fünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da ist's gut!

Sicilianisches Lied.

Ihr schwarzen Aeugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuser ein,
Es fallen Städte;
Und diese Leimenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk doch nur einmal —
Die sollt' nicht fallen!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Nestli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt'i Summer-
Vögle a;
Hänt gesoge,
Hänt gefloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so.

Finnisches Lied.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Völlig so wie er geschieden,
Kuß erkläng' an seinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut sie geröthet;
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Wind! o hättest du Verständniß,
Wort' um Worte trügst du wechselnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfleisch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entsagen,
Den ich Sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weis' bezähmte.

Zigeunerlied.

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geschrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich schoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre schwarze liebe Katz';
Da kamen des Nachts sieben Wehrwölf' zu mir,
Waren sieben sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl,
Die Anne, die Ursel, die Käth',
Die Liese, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreise mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Da nannt' ich sie alle bei Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Aus Wilhelm Meister.

Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Gesänge.

Mignon.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Dieselbe.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Dieselbe.

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Harfenspieler.

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam seyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,

Mich Einsamen die Qual.
Ach, werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe seyn,
Da läßt sie mich allein!

Derselbe.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Derselbe.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht;
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft, bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

Balladen.

Märchen, noch ſo wunderbar,
Dichterkünſte machen's wahr

Mignon.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es es wohl ?
                    Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
                    Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
                    Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;

Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder, sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, der wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.

So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockst du die Kinder! du Bettler, du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Die Schergen, sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön,
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen, sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,

So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König, er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze —
So rufet der Alte mit freundlichem Blick —
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm;
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt
Und endlich sie verlassen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und schwur,
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, graust sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht;
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't 's Pferd hauß' an und kriecht hinein
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach,
Die Lichtlein ferne weichen,
Irr' führen ihn, die Quer und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!“
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;

Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren seyn!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?



Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen,

Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen seyn,
Und muß mich einsam quälen.

Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild,
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.

Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt sich Ritter Curt aufs Roß;
Zu der Trauung soll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebsten Schloß;
Als am öden Felsenorte
Drohend sich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten sie zu rascher That.

Lange schwankt des Kampfes Welle,
Bis sich Curt im Siege freut;
Er entfernt sich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.

Aber was er bald gewahret
In des Busches Zitterschein!
Mit dem Säugling still gepaaret,
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und sie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht so geschwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet süße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blasen,
Denket nun der hohen Braut;
Und nun wird auf seinen Straßen
Jahresfest und Markt so laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O verteufelte Geschichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit ist groß.
Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los.

Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette,
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Geberden und Sprecher-Gewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,

So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes klingendes Chor
Possirlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage,
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.

Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse seyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele,
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müssen mit einander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinter drein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde,
Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.
(Von Anfang.)

Die Spinnerin.

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was schaden?
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachses Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug,
Fühlt' ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwindern Schlägen.

Nun, beim heißen Sonnenstich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders seyn! —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! speit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen seyn,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.
Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.
Liese.

Edelknabe.
Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.
Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.
Und gehst so allein?

Müllerin.
Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.
Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.
Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.
Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.
Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.
Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin.
Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.
Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell!
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelaßnem Muth
Zur Mühle
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.

Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser bess're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldcapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?

Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem frischen Aepfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege
So wie im Paradiese war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!

Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was dringt ihr Alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein!
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn.

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn!
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

„Nun sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort,
Da macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Fraun von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!

Doch seyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht."

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde,
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe! fort
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was singst du hier für Heuchelei
Von Lieb' und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Märchen hören!

Zigeunerin.

Ich singe von des Mädchens Reu
Und langem heißem Sehnen!
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz sing und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche That
Wohl glauben.
Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einst hinein
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erstaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Gesicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Messerstiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben.

Jüngling.

O Neigung, sage, wie hast du so tief
Im Herzen dich verstecket?
Wer hat dich, die verborgen schlief,
Gewecket?
Ach Liebe, du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebst du mich noch so hoch und sehr,
Wie du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen unberührten Leib!
Es ist nun alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wanderer und Pächterin.

Er.

Kannst du, schöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieser breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durst und Hunger reichen?

Sie.

Willst du, Vielgereister, hier dich laben,
Sauren Rahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichsten Gerichte,
Kannst du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Ist mir doch, ich müßte schon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Diese muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet sich bei Wandrern
Oft ein sehr erklärliches Erstaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erstenmale
Hat mir's diese Bildung abgewonnen!
Damals war sie Sonne aller Sonnen
In dem festlich aufgeschmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, so kann es wohl geschehen,
Daß man deinen Märchenscherz vollende:
Purpurseide floß von ihrer Lende,
Da du sie zum erstenmal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, das hast du nicht gedichtet!
Konnten Geister dir es offenbaren?
Von Juwelen hast du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieses Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, schamhaft, zu gestehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu sehen,
Manche Schlösser in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weise!
Doch gesegnet, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildniß wieder finde!

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich siehst du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes
Mit dem Bruder freuet sich Helene.

Er.

Aber diese herrlichen Gefilde,
Kann sie der Besitzer selbst vermeiden?
Reiche Felder, breite Wies' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, süße Himmelsmilde.

Sie.

Ist er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geschwister haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man sagt, gestorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen ist es, meine Schöne!
Vom Besitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis ist keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es ist: Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe diesen Weg genommen?
Doch ich seh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Wirkung in die Ferne.

Die Königin steht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen so viele;
Sie spricht zum Pagen: „Du läufst einmal
Und holst mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tisches Rand."
Der Knabe, der eilt so behende,
War bald an Schlosses Ende.

Und neben der Königin schlürft zur Stund
Sorbet die schönste der Frauen.
Da brach ihr die Tasse so hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu schauen.
Verlegenheit! Scham!
Ums Prachtkleid ist's gethan!
Sie eilt und fliegt so behende
Entgegen des Schlosses Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen.
Es wußt' es niemand, doch beide zusamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günst'gen Geschicks!
Sie warfen mit Brust sich zu Brüsten
Und herzten und küßten nach Lüsten.

Doch endlich beide sich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt sich zur Königin groß
Durch all die Degen und Fächer.
Die Fürstin entdeckt
Das Westchen befleckt:
Für sie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und sie die Hofmeisterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und ihr behauptet steif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Die lasse wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.

„Nun seht! So eben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerrüttet. —
Besorg dir sie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß sie mir zum Beweise gegolten,
Ich zahl' sie! sonst wirst du gescholten."

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch,
Zur Kirche, zur Capelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person, sich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seyd mir nicht traurig! —

Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut. —
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Gutmann und Gutweib.

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet sie ihm Puddings ein
Und bäckt sie in der Pfann'.

Im Bette liegen beide nun,
Da saust ein wilder West;
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
Du riegle die Thüre fest. —

Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh;
Und klapperte sie ein hundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu.

Drauf eine Wette schlossen sie
Ganz leise sich ins Ohr:
So wer das erste Wörtlein spräch',
Der schöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht wo sie stehn,
Die Lampe losch, der Herd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

Was ist das für ein Hexenort?
Da bricht uns die Geduld!
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
Deß war die Thüre Schuld.

Den weißen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut.
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zum Andern sprach der Eine dann:
Wie trocken ist mir der Hals!
Der Schrank, der klafft, und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls.

Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt!
Ich bring' es dir, du bringst es mir,
Und bald sind wir erquickt.

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
Bezahlen soll mit theurem Geld,
Wer mir den Schnaps verthan!

Und Gutweib sprang auch froh heran,
Drei Sprünge, als wär' sie reich:
Du, Gutmann, sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!

Der Todtentanz.

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da giebt es, vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück:
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gothischen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Thürmer, gethan,
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.

Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen!
Ach! ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.

Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder:
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe, wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen;
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seyd's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt;
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;

Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür hereinbewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind!

Ferne bleib, o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sey die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus!

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen;
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.

Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch, bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust,
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht!
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind:
Giebt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —
So zur Thür hinein:
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken:
Doch sie windet gleich sich selbst hervor

Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte,
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben;
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.

Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz. ✓

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur. ✓
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;

Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!
Es singen die Priester: Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.

Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich:
Nur die Gattin folgt dem Gatten;
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Paria.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen,
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unsers Gleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.

Mag dieß für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder Eines laß entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir Andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Legende.

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel;
Diese trägt sie frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandels,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt sich zu der klaren Fläche —

Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ew'gen Busen schuf;
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber, ach! sie schöpft nicht mehr:
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich versagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten:
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;

Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!" —
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte,
Wie verbrecherische Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt." —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?" Schweige! — Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert, ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magst du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder;
Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern seyn.
Ja, des Himmelsknaben Bildniß
Webt so schön vor Stirn und Auge;
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.
Immer wird es wieder kehren,
Immer steigen, immer sinken.
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brama dieß gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
Göttlich-einzigem Erscheinen,
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniß fest;

Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm ist keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hülf' und Rettung,
Sey er Brame, sey er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren;
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das.

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten.
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn du lässest alle gelten,

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Klaggesang

von der edeln Frauen des Asan Aga.

Aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, es wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.

Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
„Ist dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
„Mich verstoßen, Mutter dieser fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei, sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber, ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!
Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoski's Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
„Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,

„Daß das Wiedersehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoski's Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
„Mit den Worten zu Imoski's Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlichst bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleier bringest,
„Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
„Meine lieben Waisen nicht erblicke.“

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nahten,
Sahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrod mit deinen Kindern!“
Traurig hört' es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beschenke.“

Und sie hielten vor der Lieben Thüre;
Und den armen Kindern gab sie Gaben,
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,

Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
„Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt' sie bleich, den Boden schütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Antiker Form sich nähernd.

Stehn uns diese weiten Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?

Herzog Leopold von Braunschweig.

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! so wie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

Die Geschwister.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost;
Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr?
Wie? Leichtsinniger Gott, missest du doppelt die Zeit?
„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
„Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch schläft der liebliche Knabe;
Geh, vollbring dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entschläft, denn es erwacht nur zu bald.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch, ach! den sterblichen Menschen
Läßset die Sorge nicht los, eh ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn seyn: so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Einsamkeit.

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu seyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur sonst unter viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

Ferne.

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh sie das fürstliche Vorrecht:
Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,

Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
  Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
  Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geister des Hains, o seyd, ihr Nymphen des Flusses,
  Eurer Entfernten gedenk, eueren Nahen zur Lust!
Weihend feierten sie im Stillen die ländlichen Feste;
  Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns; es macht der himmlische Knabe
  Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
  Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
  Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Der Park.

Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Oed' und aus Wüste,
  Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
  Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild.
Nur daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
  Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
  Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
  Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Versuchung.

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
  Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
  Kostest du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
  Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Ungleiche Heirath.

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich:
  Psyche war älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des süßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht so heilig, wie Joseph, dabei!

Entschuldigung.

Du verklagest das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern!
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann.

Feldlager.

1790.

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin; o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

An die Knappschaft zu Tarnowitz.

Den 4. September 1790.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Sakontala.

1792.

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt.

Der Chinese in Rom.

Einen Chinesen sah ich in Rom; die gesammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
Ach! so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

Physiognomische Reisen.

Die Physiognomisten.

Sollt' es wahr seyn, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beschränkt und groß, im Angesichte zu suchen,
Eitele Thoren sind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir sind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert.

Der Dichter.

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald diesen, bald jenen,
Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
Vorzustehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket bescheiden leise Worte. Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

Spiegel der Muse.

Sich zu schmücken begierig, verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst du die Wahrheit nicht sehn, wie rein dir mein Spiegel sie zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend, und rückte den Kranz sich zurechte.

Phöbos und Hermes.

Delos ernster Beherrscher und Maja's Sohn, der gewandte,
  Rechteten heftig, es wünscht' jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt auch Apollon,
  Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz;
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
  Schlägt das goldene Spiel wild mit dem Eisen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe; doch Phöbos
  Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Die neue Sirene.

Habt von Sirenen gehört? — Melpomenens Töchter, sie prunkten
Zöpfumflochtenen Haupts, heiter entzückten Gesichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichsten Buhlen,
Denen vom küßlichen Mund floß ein verführendes Lied.
Eine geschwisterte nun, zum Gürtel ab griechische Schönheit,
Sittig hinab zum Fuß nordisch umhüllt sie das Knie;
Auch sie redet und singt zum öst- und westlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn, Helena läßt ihn nicht los.

Die Kränze.

Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir sollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns soll inländische Eiche genügen;
Und doch führet er selbst den überepischen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländische Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle, versamml' er die Engel,
Lasse beim Grabe des Guten verlassene Redliche weinen:
Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,

Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geschmückt und gepeinigt.

Schweizeralpe.

Uri, am 1. Oktober 1797.

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locken der Lieben,
  Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
  Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
  Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Elegien.

I.

Wie wir einst so glücklich waren!
Müssen's jetzt durch euch erfahren.

I.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
  Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
  Ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still.
O, wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
  Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
  Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
  Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
  Amors Tempel nur seyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
  Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
  Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
  Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
  Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
  Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
  Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,

Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor, der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.

Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

IV.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Aegypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab;
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende; lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.

VI.

„Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit dir!

Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
  Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
  Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
  Soll's ein Prälate denn seyn! gut, der Prälate bist du.
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich:
  Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern.
  Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
  Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
  Rothstrumpf immer gehaßt und Violetstrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
  Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
  Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
  Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
  Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
  Drückt' ihn küssend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
  Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
  Wenn das Wasser die Gluth stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
  Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
  Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,

Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann, so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich!" — Vergieb mir: der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

VIII.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt, ich glaub' es;
Gerne gedenk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

IX.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr; denn eh noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

XII.

Hörest du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?
Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die, statt Eicheln, zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beide das Fest im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch sich ein versammeltes Volk.
Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feier,
Die von Eleusis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen,
Selbst in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend gebärdeten sich die Priester und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß? als daß Demeter, die Große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Märchen,
Winkte der Liebsten — Verstehst du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen;
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
  Heuchelnd kam er zu mir: „Dießmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir; du hast dein Leben und Dichten,
  Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
  Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirthung;
  Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirthet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude
  Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrest noch mehr die werthen Reste des Bildens
  Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih mir, ich prahle
  Dießmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sey wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
  Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
  Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
  Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
  Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
  Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und leider
  Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff zu Gesängen,
  Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich.
Blick und Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
  Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar;
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
  Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maaß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
  Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin, und weckest
  Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.

Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
 Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
 Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers,
 Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
 Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
 Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
 Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
 Schlief Ariadne so schön, Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
 Blick' ihr ins Auge! sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell; ihr verzehret
 Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
 Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht."
Unglückseliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
 Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
 Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
 Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut' an seyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
 Osterieen, wie euch schicklich der Römer benennt;

Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste begleitet vom Oheim,
 Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
 Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
 Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
 Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
 Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
 Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl;
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
 Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen.
 Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
 Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde, mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
 Hohe Sonne, du weilst und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
 Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
 Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
 Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt.
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Façaden,
 Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf!
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
 Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten, mit Rohr so lange bewachsnen Gestade,
 Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
 Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
 Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.

Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab.
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Drei.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf dich.“ —
Beste, schon war ich hinein; da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt.“

XVII.

Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
Zu mir stahl, und verrieth unser Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk' ich nur immer: sie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
Athem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück; und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sclaven gemacht.
„Meinen Hercules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus „wiedergeboren dir zu.

Hercules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
  Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
  Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann; nur mich zu verdienen, durchschreitet
  Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen und preise
  Seinen Namen voraus, eh er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst, der Amazonen Besieger
  Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles schwieg; sie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
  Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was Gehässiges aus.
Amorn bemerkte sie nicht: er schlich bei Seite; den Helden
  Bracht' er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.
Nun vermummt er sein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
  Ueber die Schultern und lehnt mühsam die Keule dazu.
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
  Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe; dann läuft er,
  Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geschehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
  Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
  Hatt' er gesprochen; und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief erniedrigt zu sehen,
  Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
  Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter, sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
  Uns zum Besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulcanen, sein Weibchen
  Mit dem rüstigen Freund unter den Maschen zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
  Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten, Mercur und Bacchus! sie beide
  Mußten gestehen: es sey, über dem Busen zu ruhn

Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulcan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn!
Und der Alte war so Hahnrei, und hielt sie nur fester. —
Aber Fama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe darnach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttin,
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre;
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Wesen,
O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin du, Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Theure Göttin, die mich sicher durchs Leben geführt,
Welches Schicksal erfahr' ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor löset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.
Ach, schon wird es so schwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygischer Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es,
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust.

In die Erde vergrüb' er es gern, um sich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse nicht;
Rohre sprießen hervor, und rauschen und lispeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: sie möchte mich schelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sey es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Elegien.

II.

Bilder so wie Leidenschaften
Mögen gern am Liede haften.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
  Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
  Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
  Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
  Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
  Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
  Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
  Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
  Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
  Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
  Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
  Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
  Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
  Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr;
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
  Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.

Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eiligst warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maaß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn

Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
  Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
  Handelst du ein und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
  Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
  Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis; da blickt' ich indessen
  Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich:
  Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
  Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
  Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sey nun genug! und immer noch eine
  Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
  Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
  Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
  Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
  In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
  Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
  Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
  Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
  Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
  Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?

Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O, so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam, freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!

Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig duch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jener Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pausias und sein Blumenmädchen.

Pausias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, seine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen sehr erfinderischen Geist hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er seine Geliebte, sitzend, mit einem Kranze beschäftigt. Dieses Bild wurde für eins seiner besten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere sich auf diese Weise als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotisches Bild holder Verwirrung du streust!

Er.

Du erscheinest als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Rose, sie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich sie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeschenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der späteren sey.

Er.

Laß im blumigen Kreise zu deinen Füßen mich sitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erst; dann sollen die Gartenverwandten,
Die sich von ferne nur sahn, neben einander sich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser jemand geweiht, den du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags und Kränze die Menge;
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sey mit dem Kusse der Kranz.

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pausias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche versenkt' ich mich dann und erschöpfte den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich spräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünscht' ich
Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest alles; du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Sträußl, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und du trankest und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich und sagte: Die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?

Er.

Und du wandtest dich weg und wolltest fliehen; es stürzten
Vor dem täppischen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefst ihm gebietend: Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.

Er.

Aber fester hielt er dich nur; es grinste der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfst in begeisterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergossen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen
Nacken, die herrliche Brust, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufstand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermischt, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur sah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltst das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach, da flogen die Teller nach dir! Ich sorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreisend geschwungnen Metalls.

Er.

Und doch sah ich nur dich, wie rasch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz sammeltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm gestört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und sinnige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Haus, und ließ sie verwelken.
Siehst du? da hangen sie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach deiner Behausung;
Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.

Sie.

Keiner hat je mich besucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur spähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr scheinst!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht: doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beschützer zu suchen?
Hatte nicht Amor für uns wechselnde Pfeile getauscht?

Sie.

Spähend sucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich sah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zusammen, du standest,

Er.

Und du standest vor mir, ja! und wir waren allein,

Sie.

Mitten unter den Menschen! sie schienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir schien ihr Getös' nur ein Geriesel des Quells.

Sie.

Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung;
Aber sind sie zu zwei'n, stellt auch der Dritte sich ein.

Er.

Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Rest!

Sie.

Nun, ich schüttle sie weg, die schönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seyst von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.

„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands;
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch, ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Bretter-Gerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund;
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt.

Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
  Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
  Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, alles und jedes,
  Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
  Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
  Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
  Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz;
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
  Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
  Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
  Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
  Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos,
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
  Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
  Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
  Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
  Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
  Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
  Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
  Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
  Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.

Sey mir lange zur Lust, und eh mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde;
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt,
Guter, dann gedenkest du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.

Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
  Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter gesandte,
  Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
  Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
  Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
  Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich
  Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
  Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor:
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
  Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
  Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
  Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
  Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Das Wiedersehen.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
  Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
  Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und wieder
  Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
  Uns vorübergeflohn, eh sich die Blüthe zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
  Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.

Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's, zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach, daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach! mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu seyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Ras't nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenossen,
Dem du als Knabe, so früh, manche Genüsse verdankt.
O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt, und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?

Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
  Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
  Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
  Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
  Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
  Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
  Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
  Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
  Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück, o Nikias! schone den Armen,
  Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
  Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Hermann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
  Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
  Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
  Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja, sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
  Will mich anders; doch du, Muse befiehlst mir allein:

Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
 Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
 Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen;
 Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
 Weiter grünen, und gieb einst es dem Würdigern hin;
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze;
 Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen;
 Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
 Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch.
Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
 Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
 Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
 Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
 Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
 Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
 Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
 Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sey das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
 Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
 Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
 Unser eignes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Episteln.

Gerne hätt' ich fortgeschrieben.
Aber es ist liegen blieben.

Erste Epistel.

Jetzt, da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehn. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,

Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder, wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sey auch der Hörer,
Wer er sey, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen

Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere,
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so seh uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja, solche Schläge zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.

Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich: da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln und, reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.

Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt das Büchlein lustig an.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
  Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
  Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
  Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
  Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
  Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
  Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
  Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
  Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind;
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
  Abgerißnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
  Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
  Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich einer, und so verbringst du die Tage?
  Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
  Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
  Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
  Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!

„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
  Paradiesisch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt."
Ach, ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
  Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
  Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
  Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem andern, ist eitel,
  Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch, ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
  Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
  Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfniß,
  Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
  Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
  Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
  O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
  Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig, und ertrag den Verlust!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
  Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
  Auf dem großen Canal sorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuntius gehen!
  Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.

Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause deßgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen: sie kennen des Menschen Bedürfniß;
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sey mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste.
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geschenk giebst du in Einem Moment:
Giebst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebst du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Frösche,
Wäßre das durstende Land, daß es uns Broccoli schickt.
Nur durchwäßre mir nicht dieß Büchlein; es sey mir ein Fläschchen
Reinen Araks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische.
Hier ist Venedig; du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26.

„Schläfst du noch immer?" Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen:
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nie verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst mich zu retten,
Langweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt: das heißt mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31.

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
 O, wie rührt mich erst Die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckst du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegnest?
 Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sey.

33.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
 Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst,
 Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

34.

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter;
 Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel!
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
 Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
 Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
 Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
 Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
 Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichsten Menschen
 Ehstens fertig: denn ihr gönntet das Meiste mir schon.

35.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
 Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
 Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.
Doch was preisest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
 Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
 Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
 Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.

Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

36.

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

37.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! da ersah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.

38.

Wie, von der künstlichsten Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied, und alles gelenk und alles gefällig,
Alles nach Maaßen gebaut, alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

39.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel!
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

40.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos, wie du.

41.

Seitwärts neigt sich dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist sie gar nicht zuwider, die schiefe Stellung des Köpfchens;
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

42.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Gestalten,
Höllisch und tübe gesinnt, Breughel den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich schwebt:
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd;
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Sohlen betritt.

43.

Gern überschreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht sie Bottegha, das Kind, drängt sich mich artig zurück.

44.

„Ach! mit diesen Seelen was macht er? Jesus Maria!
„Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.
„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir!
Wie zierlich!
„Sieh nur, wie steht sie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!“
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen! du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

45.

Alles seh' ich so gerne von dir: doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

46.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.

Dir erweicht sich der Schiffer und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut sich dir kärglich zwar, aber er thut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich und freut sich bei dir, daß er ein Kind ist, wie du.

47.

Dichten ist ein lustig Metier; nur find' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

48.

„Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

49.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter,
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

50.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg!

51.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag' es, vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sey, willst du es wissen? Versuch's!

52.

Könige wollen das Gute, die Demagogen deßgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's:
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen? Er zeig's.

53.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

54.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

55.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu seyn, wie es die Zeit mir gebot.

56.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seyd nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

57.

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

58.

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sclaven verstummt.

59.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

60.

„Seyd doch nicht so frech, Epigramme!“ Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften; die Welt hat die Capitel des Buchs.

61.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

62.

Ein Epigramm, ob es wohl auch gut sey, kannst du's entscheiden.
  Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk?

63.

Um so gemeiner ist es und näher dem Neide, der Mißgunst,
  Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

64.

Chloe schwöret, sie liebt mich, ich glaub's nicht. Aber sie liebt dich!
  Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

65.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
  Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

66.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
  Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

67.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
  Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
  Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

68.

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
  Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
  Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
  Welche Ritze, welch Kraut nahm die entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
  Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

69.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
  Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie und gleiten, stehen und schwatzen,
  Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.

Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

70.

Was Spelunke nun sey, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dieß epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

71.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu seyn.

72.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so.

73.

Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu seyn wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

74.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

75.

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

76.

Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

77.

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen, denn meist will es mit vielen nicht viel.

Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

78.

„Mit Botanik giebst du dich ab? mit Optik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?"
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

79.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

80.

„Alles erklärt sich wohl," so sagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meister gelehrt."
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

81.

Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling zur Liebsten sich windet,
Hab' er dieß Büchlein; es ist reizend und tröstlich zugleich;
Und erwartet dereinst ein Mädchen den Liebsten, sie halte
Dieses Büchlein, und nur, kommt er, so werfe sie's weg.

82.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verstohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir streifet den Arm,
So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor!

83.

Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück; schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur!

84.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegentheil lächelt der schelmische Gott.

85.

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht schließt.

86.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl' es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

87.

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als einer! Da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die falsche verlischt.

88.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Giebt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

89.

Ist es dir Ernst, so zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wolltest du scherzen? Es sey, Liebchen, des Scherzes genug!

90.

Daß ich schweige, verdrießt dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen;
Nur Aurora, sie weckt einst dir am Busen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

91.

Welch ein lustiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig sich wieder herauf!
Seht, so schein' ich mein Herz bald dieser Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

92.

O, wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

93.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

94.

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.

95.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

96.

Du erstaunest und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht; das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

97.

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

98.

Ach! mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott, befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

99.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

100.

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dieß Mädchen mein Glück!

Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

101.

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's lust'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märchen verkehrt.

102.

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen;
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sey nur ruhig! es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

103.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachsender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

104.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Weissagungen des Bakis.

Seltsam ist Propheten Lied:
Doppelt seltsam, was geschieht.

1.

Wahnsinn ruft man dem Calchas, und Wahnsinn ruft man Cassandren,
Eh man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und ehgestern gesprochen — wer hört's?

2.

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb sie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünschelruthen sind hier: sie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

4.

Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menschengesichte,
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt;
Läßt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.

5.

Zweie seh' ich! den Großen! ich seh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern, sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der Größere sey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

7.

Sieben gehen verhüllt, und sieben mit offnem Gesichte;
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die andern sind's, die Verräther! von keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget, als Maske, den Schalk.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säclum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber,
Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einsam schmückt sich, zu Hause, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von allen
Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich! Er sitzt und harfenirt der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig bist du! gebildet zugleich, und alles verneigt sich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern seh' ich gestürzt, und Mauern seh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest.

14.

Laß mich ruhen, ich schlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumst du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redest im Traum.“ —
Wachender, sage, was hast du? — „Da sieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

15.

Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen;
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an Heute sich rein, als ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

18.

Sag' was zählst du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tausend hernach.“ —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?“ —
Sage nur: Zehne sey zehn! Dann sind die Tausende dein.

19.

Hast du die Welle gesehen, die über das Ufer einher schlug?
Siehe die zweite, sie kommt! rollet sich sprühend schon aus.
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! so denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, so wäre mir dieser der Liebste.
Ach, daß der Unbestand immer das Lieblichste bleibt!

21.

Blaß erscheinest du mir, und todt dem Auge. Wie rufst du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg."

22.

Zweimal färbt sich das Haar; zuerst aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel! so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erste bezwingst.

23.

Was erschrickst du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch, zeig' mir ein Menschengesicht!
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter." —
Aber ich sehe dich nun selbst als betrognes Gespenst.

24.

Einer rollet daher; es stehen ruhig die neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu seyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangst du für diese Blüthen? — „Ein Tausend;
Denn der Blüthen sind wohl zwanzig der Tausende hier.
Und von zwanzig nur Einen, das find' ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst Einen von Tausend behältst.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf."

27.

Klingeln hör' ich; es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst du? Mich däucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen dir leis' um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl und wird dir offen versichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja, angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich und fest bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koste nicht tiefer!
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erst nach Norden, und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden,
Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch seyn der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Vier Jahreszeiten.

Alle viere, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder.

Frühling.

1.

Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle dir, Leser, nun selbst!

3.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt.

4.

Viele der Veilchen zusammen geknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

6.

Schön erhebt sich der Agley und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? oder ist's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegst du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

9.

Tuberose, du ragest hervor und ergetzest im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm ich dir näher,
Ach! so seh' ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie find ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

16.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Sommer.

19.

Grausam erweiset sich Amor an mir! O spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!

20.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

24.

Sorge, sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

25.

Neigung besiegen ist schwer; gesellt sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

26.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

29.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlichs zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen: geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamanth sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's,
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbst.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt nicht sich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muse, die Menschen!
Nimm sie dem Amor, und rasch quäl' und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden; als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundenes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

47.

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, Greise noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe dein glückliches Theil.

48.

Alter gesellet sich gern der Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am liebsten bewegt Gleiches dem Gleichen sich zu.

49.

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

50.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

51.

Vieles gibt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Bessern
Holde Neigung, sie sey ewig dir froher Besitz.

52.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

53.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

54.

Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr, Musen, allein.

55.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

56.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! aber das Irren,
Immer schadet's. Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

57.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen:
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

58.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

59.

Gleich sey keiner dem andern; doch gleich sey jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sey jeder vollendet in sich.

60.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

61.

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Discurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

62.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

63.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

64.

Wie beklag' ich es tief, daß diese herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

65.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft; wahrlich, du wirst Krämern und Kindern ein Gott.

66.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

67.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

68.

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

69.

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

70.

„Pöbel, wagst du zu sagen! wo ist der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging' es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.

71.

Wo Parteien entstehn, hält jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

72.

„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst.“

73.

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach oben hinauf!

74.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

75.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

76.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

77.

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister,
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

78.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

79.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

80.

Fehlet die Einsicht oben, der gute Willen von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

81.

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt.

82.

Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

83.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

84.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

85.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn du im Ganzen sie lobst.

86.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

87.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sey er Minister und bleib's.

88.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärsten und feinsten! Das andre,
Was er noch sonst besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

89.

Ob du der Klügste seyst, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.

90.

Ob du wachest, das kümmert uns nicht, wofern du nur singest.
Singe, Wächter, dein Lied schlafend, wie mehrere thun.

91.

Dießmal streust du, o Herbst, nur leichte welkende Blätter;
Gieb mir ein andermal schwellende Früchte dafür.

Winter.

92.

Wasser ist Körper und Boden der Fluß. Das neuste Theater
Thut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.

93.

Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.

94.

Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.

95.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens;
Ist sie glatt, so vergißt jeder die nahe Gefahr.

96.

Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
Aber alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.

97.

Durch einander gleiten sie her, die Schüler und Meister,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.

98.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.

99.

Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth, stumm hier am Ufer zu sehn.

100.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

101.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

102.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

103.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

104.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

105.

Siehe, schon nahet der Frühling: das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.

106.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.

107.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

Ueber die Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Mysterioses, ohne mystisch zu seyn; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen und, nach Belieben die Formen wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklanges, giebt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil die Geister in gewissen Zeitaltern, entweder contemporan oder successiv, bei gleichem Geschäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Ur-Ei, zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um, als herrlichstes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysterios, allein ich konnte

